

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien

58

Generationalität und Lebensgeschichte
im 20. Jahrhundert

R. Oldenbourg Verlag München 2003

Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von
Jürgen Reulecke
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2003

Schriften des Historischen Kollegs
herausgegeben von
Lothar Gall
in Verbindung mit

Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier, Claudia Märtl,
Jochen Martin, Heinrich Nöth, Ursula Peters, Wolfgang Quint und Dietmar Willoweit
Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Jürgen Reulecke (Siegen) war – zusammen mit Dr. Peter Burschel (Freiburg i.Br.), Professor Dr. Wolfgang Hardtwig (Berlin) und Prof. Dr. Diethelm Klippel (Bayreuth) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2000/01. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Jürgen Reulecke aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert“ vom 18. bis 21. Juli 2001 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg, früher vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen, wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert; seine Stipendien werden aus Mitteln des DaimlerChrysler-Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Kollegs ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2003 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München
ISBN 3-486-56747-0

Inhalt

Jürgen Reulecke

Einführung: Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts –
im „Generationencontainer“? VII

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer XVII

Annäherungen an das Thema „Generationalität“

Lutz Niethammer

Sind Generationen identisch? 1

Peter Schulz-Hageleit

Zur Problematik des „Durcharbeitens“ lebensgeschichtlicher
Erfahrungen 17

Jürgen Zinnecker

„Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims
kanonischem Text 33

Bernhard Giesen

Generation und Trauma 59

Gerd Hardach

Der Generationenvertrag im 20. Jahrhundert 73

Generationenfolge in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts

Ulrich Herbert

Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert 95

Hans Mommsen

Generationenkonflikt und politische Entwicklung in der Weimarer
Republik 115

<i>Bernd A. Rusinek</i> Krieg als Sehnsucht. Militärischer Stil und „junge Generation“ in der Weimarer Republik	127
<i>Heinz Bude</i> Die 50er Jahre im Spiegel der Flakhelfer- und der 68er-Generation	145
<i>Ulrich Herrmann</i> „ungenau in dieser Welt“ – kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener in einer „Generationen“-Lücke	159
<i>Bernd Lindner</i> „Bau auf, Freie Deutsche Jugend“ – und was dann? Kriterien für ein Modell der Jugendgenerationen der DDR	187
<i>Dorothee Wierling</i> Wie (er)findet man eine Generation? Das Beispiel des Geburtsjahrgangs 1949 in der DDR	217
<i>Axel Schildt</i> Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre	229
 Exemplarische Rekonstruktionen: Befragung zweier Generationseinheiten aus der „Jahrhundertgeneration“ (geb. 1900 bis ca. 1912)	
<i>Thomas A. Kobut</i> History, Loss, and the Generation of 1914: The Case of the „Freideutsche Kreis“	253
<i>Ursula A. J. Becher</i> Zwischen Autonomie und Anpassung – Frauen, Jahrgang 1900/1910 – eine Generation?	279
Personenregister	295

Jürgen Reulecke

Einführung:
Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts –
im „Generationencontainer“?

„Wir sind die Geschichten, die wir von uns erzählen können“ – dieses Bonmot, es stammt von dem Heidelberger Theologen und Psychoanalytiker Dietrich Ritschl (geb. 1929), begleitete in mehrfacher Weise das im folgenden dokumentierte Kolloquium, welches – ausgehend von exemplarischen Beiträgen – das Verhältnis von Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert sowohl als Gegenstand abständiger historisch-sozialwissenschaftlicher Analyse als auch aus dem Blickwinkel eigener biographischer Erfahrung diskutieren sollte. Die wohl in den meisten der inzwischen rund sechzig Kolloquien des Münchner Historischen Kollegs gerade nicht thematisierte, wohl auch bewusst ausgeschlossene Subjektivität des forschenden Wissenschaftlers bei seinem Tun war also bei diesem Kolloquium ausdrücklich mit gedacht und Gegenstand der Reflexion. Dabei ging es nicht um eine von modischen Strömungen angestoßene Überbetonung des sog. „subjektiven Faktors“ in der Geschichte, aber doch um jene häufig ausgeblendete Tatsache, die bereits im Jahre 1800 Friedrich Schlegel in seinen „Gespräche(n) über Poesie“ folgendermaßen in die Form eines Appells an einen Gesprächspartner gekleidet hat:

„... und Sie werden sich – wenn Sie darüber reflektieren – leicht erinnern und überzeugen, dass das beste in den besten Romanen nichts anders ist als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntnis des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung, die Quintessenz seiner Eigentümlichkeit.“¹

Zwar spricht Schlegel hier nur von Romanen und deren Verfassern, aber die Annahme liegt nahe, daß dieser Sachverhalt *cum grano salis* auch auf unsere wissenschaftlichen Produkte zutrifft – insbesondere, wenn wir uns mit kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Themen und in diesem Kontext wiederum vor allem mit Generationenstrukturen und Lebensgeschichten beschäftigen: Es läßt sich letztlich kaum unterschlagen, auch wenn wir uns dessen nicht ständig bewußt sind, daß wir selbstverständlich immer *auch* vor dem Hintergrund unserer eige-

¹ Friedrich Schlegel, Gespräch über Poesie, in: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. v. Ernst Behler, 1. Abteilung, Bd. 2 (München u. a. 1958) 336 f.

nen kumulierten Lebenserfahrungen und der Addition von aus vielerlei Geschichten erfahrenen Facetten gelebten Lebens anderer Menschen – Menschen der Vergangenheit ebenso wie unserer heutigen Zeit-, Alters- und Geschlechts-genossen und -genossinnen – argumentieren. Um diesen eigentlich recht trivialen Sachverhalt in ein (zugegeben etwas überzogenes) Wortspiel zu kleiden: Indem wir in unserer Geschichtsschreibung, also in den von uns verfaßten „Geschichten“, die Verknüpfungen in vergangenen „Menschengeweben“ (Norbert Elias) aufzudecken, zu verstehen und in „Text“ zu bringen versuchen, basteln wir gewissermaßen an einem bedeutungsstiftenden Dach (lat. tectum) mit allerlei argumentativen Dachziegeln (lat. tegula), die dann zusammen eine sinnvoll und vertretbar erscheinende Sinnstruktur, eine Art Gewebe, ein „Textil“ ergeben, einen Text also, den wir unseren Lesern oder Zuhörern als Kommunikationsangebot vorlegen und mit dem wir uns in aktuelle Diskurse einmischen wollen. „Generationalität“ ist ein solches Dach, das in hohem Maße ein von unseren eigenen Erfahrungen mitbestimmtes Kommunikationsangebot ist.

Der in der Diskussion über Generationenverhältnisse eher ungebräuchliche Begriff „Generationalität“ geht – wie alle Begriffe mit der Endsilbe „-tät“ wie Identität, Urbanität, Nationalität usw. – auf einen *genitivus qualitatis* (ähnlich wie z. B. *auctoritas, auctoritatis*) zurück und bezeichnet eine einer Sache oder einem Wesen zugeschriebene oder erst unter bestimmten Umständen hervortretende „Qualität“. „Generationalität“ meint also eine einem Menschen anhaftende oder auch bloß zugeschriebene Eigenart, die etwas mit seinem altersspezifischen Herkommen, seiner „Generationslagerung“ (Karl Mannheim) also, zu tun hat. Das „Generationelle“, falls es sich als Konstrukt historisch einigermaßen klar fassen läßt, wird auf diese Weise mit der Subjektivität von Personen oder Personengruppen als ein Spezifikum ihrer „Identität“ oder mentalen Beschaffenheit in Verbindung gebracht. „Generationalität“ zielt demnach nicht auf eine (rückblickende oder aktuelle) mehr oder weniger idealtypische Konstruktion von quasi „objektiv“ faßbaren Generationenstrukturen ganzer Kohorten, sondern auf eine Annäherung an die subjektive Selbst- oder Fremdverortung von Menschen in ihrer Zeit und deren damit verbundenen Sinnstiftungen – dies mit Blick auf die von ihnen erlebte Geschichte und die Kontexte, die sie umgeben, die sie wahrnehmen und in denen sie ihre Erfahrungen machen. Das oft zu hörende Argument gegen den Generationenansatz, er zerlege das historische Kontinuum in willkürliche, d. h. von außen aufgesetzte und nur von biologischen Daten, also Geburtsjahren abhängige Zeitsegmente², trifft also mit Blick auf die hier favorisierte Definition nicht zu, denn es geht ja gerade nicht um „objektiv“ vorfindbare Zeitsegmente oder Menschencluster. Angesprochen ist mit „Generationalität“ aber zugleich auch die Tatsache, daß in bestimmten Zeiten des 20. Jahrhunderts der Generationenbegriff, das Argumentieren mit Generationenstrukturen und die Selbst- und Fremddefinition von

² S. dazu z. B. *Andreas Schulz*, Individuum und Generation – Identitätsbildung im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 52 (2001) H. 7/8, 406–414, bes. 407.

Angehörigen bestimmter Altersgruppen (= „Generationseinheiten“) als identifizierbare Generationszugehörige Konjunktur gehabt haben. Generationenkonstruktionen sind in solchen Zeiten oft auch massenmedial „breitgetreten“ worden – im Extremfall mit massiven politisch-demagogischen Absichten. Wenn auch „Generation“ und „Generationalität“ zunächst einmal immer nur subjektive Deutungskonstrukte sind, können sie in manchen historischen Zusammenhängen eine erhebliche Wirkungskraft entfalten, werden also zu realen, vor allem mentalitätsgeschichtlichen Faktoren mit u.U. erheblichen individuellen wie kollektiven Langzeitfolgen.

Da unser Kolloquium wegen der gewünschten Einbeziehung eigener Subjektivität ein etwas ausgefallenes Experiment sein sollte, war es in besonderer Weise von Bedeutung, die entsprechende „Versuchsanordnung“ und Auswahl der daran Mitwirkenden intensiver zu überlegen, als es vielleicht sonst der Fall ist. Bei der Festlegung von Themenblöcken bot sich an, sich nach einem kritisch-nachfragenden Einleitungsbeitrag, der den schillernden Begriff der „Identität“ mit ins Spiel bringen sollte (L. Niethammer), zunächst unterschiedliche Konzepte und Umgangsweisen mit dem Generationenbegriff vorführen zu lassen, um dann anschließend – ebenfalls wieder nach einem umfassenderen Überblick (U. Herbert) – einzelne profilierte Altersgruppen des 20. Jahrhunderts (s. etwa die Beiträge von H. Mommsen und H. Bude) oder Konstellationen, in denen z.B. die Beschwörung der „jungen Generation“ in besonderer Weise aktuell war (s. den Beitrag von B. Rusinek), exemplarisch zu diskutieren. Den Abschluß bildete die Vorstellung der Ergebnisse von zwei Studien, in denen versucht worden war, konkreten „Menschengewebe“, sprich: abgrenzbaren „Generationseinheiten“ auf die Spur zu kommen (Th. Kohut, U. A. J. Becher).

Dies wäre noch ein relativ konventionelles Programm gewesen, wenn nicht – ausgehend von der Ausgangsüberlegung, nach dem Motto „tua res agitur“ auch eigene generationelle Erfahrungen mit reflektieren lassen zu wollen – die Teilnehmer nicht nur wegen ihrer Sachkompetenz, sondern auch (bis auf wenige Ausnahmen) im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Altersgruppen eingeladen worden wären: die Zugehörigkeit zu zwei – wenn man so will – „Zwischen-generationen“, nämlich zu den Geburtsjahrgängen um 1939/40 und um 1950/52. Auf diese Weise bestand die Teilnehmergruppe des Kolloquiums aus zwei fast gleichgroßen Altersgruppen. Zwar haben die meisten der Referenten/innen über die Altersgruppengrenzen hinweg seit Jahren miteinander wissenschaftlich in engem Kontakt gestanden, so daß sie streckenweise eine gemeinsame Geschichte besitzen, doch liegt es auf der Hand, daß die Angehörigen der beiden Gruppen in ihrer Jugendphase und anschließend auf ihrer „Karriereleiter“ von höchst unterschiedlichen Konstellationen herausgefordert und geprägt worden sind: Wie wirkt es sich aus, wenn man sich als Generationenverhältnisse analysierender Wissenschaftler und gleichzeitig als generationell geprägter Zeitzeuge selbst ins Visier nimmt – und dies zudem noch im Austausch mit gleichaltrigen oder mit gleichinteressierten, aber aus einer anderen Altersgruppe stammenden Kollegen und Kolleginnen?

Die Kontroverse über den oft zu hörenden, eher wohl ironisch gemeinten Satz, der Zeitzeuge sei der natürliche Feind des Historikers³, mußte bei einer solchen Tagungsstruktur – so war zu erwarten – mindestens zum Teil gewissermaßen *in* jedem einzelnen Beteiligten und zugleich auch in der gemeinsamen Diskussion ausgetragen werden. Ein weiterer wichtiger Grund für die Hinzuziehung von Fachleuten aus eben diesen beiden Altersgruppen hing jedoch mit einer Beobachtung zusammen, die sich auf eine Konstellation bezieht, die ebenfalls danach zu befragen war, ob sie mehr als nur zufällig ist. Gemeint ist die Tatsache, daß mit nur wenigen Ausnahmen wie z. B. Hans Mommsen (geb. 1930)⁴ und Hans Jaeger (1935 – 1996)⁵ alle Historiker und die Vertreter benachbarter Fächer, die sich in den letzten gut eineinhalb Jahrzehnten in ihren Forschungen mit Generationenstrukturen beschäftigt oder solche bei ihren Analysen zur Deutung in maßgeblicher Weise herangezogen haben, aus den genannten Altersgruppen stammen. Beide Kohorten stehen offenbar zwischen oder neben jenen viel deutlicher fixierbaren „Generationen“ (s. die Beiträge von U. Herrmann und A. Schildt), für deren herausragende Generationsstile sich seit längerem klare Zuschreibungen eingebürgert haben („Skeptische Generation“, „68er-Protestgeneration“ u.ä.). Dagegen sind für die bei unserem Kolloquium vertretenen Kohorten nur die saloppen Ex-Negativo-Charakterisierungen „als ‚Skeptische‘ zu jung und als ‚68er‘ zu alt“ bzw. „als ‚68er‘ zu jung, als ‚Punk‘ (und erst recht als ‚Generation Golf‘, J.R.) zu alt“ erfunden worden. Nachdem den Angehörigen der älteren Gruppe bereits in den 1960er Jahren attestiert worden war, sie gehörten zu einer „Generation der Unbefangenen“ und ständen „ungenau“ in der Generationenlandschaft⁶, hat das Generationenselbstbild der jüngeren der beiden Altersgruppen der Autor Peter Roos (geb. 1950) z. B. 1980 auf den Nenner gebracht, sie sei „eine Generation zwischen besetzten Stühlen“, und Reinhard Mohr (geb. 1955) verfiel 1992 auf die Zuschreibung: „Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam“⁷. Zugespitzt gefragt: Sind Angehörige solcher „Zwischengenerationen“ vielleicht deshalb, weil

³ S. z. B. den Schlagabtausch über diesen Satz zwischen Wolfgang Kraushaar und Axel Schildt in der Zeitschrift „Mittelweg 36“, Heft 6, 8. Jg. (1999) 69f., und Heft 1, 9. Jg. (2000) 62–64.

⁴ Vgl. etwa seinen Beitrag „Generationskonflikt und Jugendrevolte in der Weimarer Republik“, zuerst abgedruckt in: Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler (Hrsg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend (Frankfurt a.M. 1985) 50–67. Hans Mommsen war auch 1984 einer der Anreger der ersten Sektion auf einem deutschen Historikertag, die sich mit der Generationenthematik beschäftigt hat, s. den Sektionsbericht in: Bericht über die 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin (Stuttgart 1985) 211–219.

⁵ S. seinen impulsgebenden Beitrag „Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption“, in: Geschichte und Gesellschaft 3 (1977) 429–453.

⁶ S. neben dem unten abgedruckten Beitrag von Ulrich Herrmann auch Jürgen Reulecke, Waren wir so? Zwanzigjährige um 1960: ein Beitrag zur „Ich-Archäologie“, in: ders. „Ich möchte einer werden so wie die ...“. Männerbünde im 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M., New York 2000) 249–266.

⁷ S. Peter Roos (Hrsg.), Trau keinem über dreißig – Eine Generation zwischen besetzten Stühlen. 25 Wortmeldungen (Köln 1980); Reinhard Mohr, Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam (Frankfurt a.M. 1992).

sie sich zum Teil noch an der ihnen vorausgegangenen Generation orientiert haben, zum Teil aber auch bereits als Wegbereiter der nachfolgenden Generation fühlen und insofern „zwischen den Stühlen sitzen“, besonders hellichtig und sensibel für Fragen der „Generationalität“? Welche altersgruppenspezifischen Beurteilungskategorien, welche WahrnehmungsfILTER, Erkenntnisgrenzen, Sprach- und Denkformen, Objekte der (wissenschaftlichen) Neugier usw. sind beiden gleich oder ähnlich; wo unterscheiden sie sich aber auch deutlich? Wie steht es mit dem, was man Generationengedächtnis nennt, und mit der davon bestimmten Fähigkeit, sich in die Erfahrungen vergangener Menschen mit deren vergangenen Gegenwart und für sie offenen Zukünften, die wir als Nachlebende ja kennen, hineinzuendenken?

Auf den seit einiger Zeit zu beobachtenden (neuerlichen) Boom der Generationenrhetorik in der Öffentlichkeit und vor allen in den Medien wie auch auf die vielfältigen jüngeren wissenschaftlichen Umgangsweisen mit dem Generationenkonzept hier eingehen zu wollen, würde zu weit führen⁸: Einige der folgenden Beiträge greifen dieses Thema ausführlicher auf. Jedenfalls scheint es nicht nur wieder einmal eine verbreitete Mode zu sein, bei der Gesellschaftsdeutung mit Generationenzuschreibungen zu hantieren oder sich bzw. andere bevorzugt generationell zu verorten, sondern infolge einer immer differenzierter werdenden Weiterführung, aber auch kritischen Prüfung und Neufassung der 1928 von Karl Mannheim (und vorher schon von Wilhelm Dilthey) gelieferten Anregungen⁹ (s. dazu die Beiträge von J. Zinnecker und U. Herrmann) beginnt sich offenbar ein bemerkenswerter wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt abzuzeichnen, wenn man neben den einschlägigen Impulsen aus einer neueren Kulturgeschichte¹⁰ auch Ergebnisse der Traumaforschung (s. den Beitrag von B. Giesen), der Psychohistorie (s. die Beiträge von P. Schulz-Hageleit und Th. Kohut), der Gerontologie, aber auch z. B. der Wirtschaftsgeschichte (s. den Beitrag von G. Hardach) mit berücksichtigt.

Um auch ästhetisch-literarische Formen der Verarbeitung bzw. Bewältigung von Generationenerfahrungen in die Erörterungen mit einzubeziehen, wurden während des Kolloquiums zwei entsprechende – zwar höchst unterschiedliche, aber je auf ihre Weise eindrucksvolle – Beispiele vorgestellt und diskutiert. Zum einen handelte es sich um die Vorführung des öffentlich nicht leicht zugänglichen

⁸ Vgl. etwa Kurt Lüscher, Generationenbeziehungen – Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: ders., F. Schulteis (Hrsg.), Generationenbeziehungen in postmodernen Gesellschaften (Konstanz 1993) 17–47; Andreas Lange, „Generationenrhetorik“ und mehr: Versuche über ein Schlüsselkonzept, in: Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau (1999) H. 2, 71–89; Michael Corsten, Biographie, Lebenslauf und das „Problem der Generationen“, in: BIOS 14 (2001) H. 2, 32–59, sowie den in Anm. 2 zitierten Aufsatz von Andreas Schulz.

⁹ Daß sich nahezu jeder der folgenden Beiträge in irgendeiner Weise auf Karl Mannheims vielzitierten Text von 1928 bezieht, ist kein Zufall: Trotz einer Reihe kritischer Einwände gegen Teile seiner Argumentation besitzt er offenbar – nicht zuletzt wegen seiner einleuchtenden Begrifflichkeit – immer noch hohen Anregungswert.

¹⁰ S. etwa das Kapitel „Generationengeschichte“ in: Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter (Frankfurt a.M. 32002) 330–345.

NS-Jugendfilms „Junge Adler“, uraufgeführt am 26. Mai 1944, in dem der Opfergeist des in den 1940er Jahren heranwachsenden männlichen Nachwuchses, nämlich der um 1927 bis ca. 1930 Geborenen – aus der Rückschau heute „Flakhelfergeneration“ genannt¹¹ – beschworen wird. Die jugendlichen Hauptdarsteller, damals 16 bzw. 14 Jahre alt, waren u. a. Dietmar Schönherr (geb. 1926) und Hardy Krüger (geb. 1928). Nach einer Textvorlage des knapp 30jährigen Oberbannführers in der Reichsjugendführung Herbert Reinecker (geb. 1914) und unter der Regie von Alfred Weidenmann (geb. 1916, also damals 28 Jahre alt), einem begeisterten Hitlerjugendführer und Protegé des Leiters der NS-Filmakademie Wolfgang Liebeneiner, hat die Reichsjugendführung mit diesem Jugendfilm noch ein Jahr vor dem Untergang des Dritten Reiches einen höchst professionell gemachten – durchaus originellen, z.T. sogar humorvollen – Versuch unternommen, „für den entwickelten Nationalsozialismus die künftigen Jahrgänge der Hitlerjugend ideologisch aufzurüsten“ – dies interessanterweise „frei von direkter und primitiver Lobbudelei auf das Hitler-Regime“¹². Auf diese Weise propagierte der Film ein von Kameradschaftsgeist, jungenhafter Abenteuerlust und Einsatzbereitschaft, von Wagemut und Technikbegeisterung geprägtes Jungmännerbild, das in der Nachkriegszeit unter Abzug aller direkten Anklänge an die NS-Ideologie auch noch die bis weit in die 1950er Jahre hinein „jugendbewegt-bündisch“ ausgerichtete Jugendgruppenarbeit der großen Jugendverbände auszeichnen sollte und damit die entsprechenden Vorstellungen vom Mannsein bei einer beträchtlichen Zahl der um 1940 Geborenen einfärbte, insbesondere bei vielen der damals vaterlos aufwachsenden männlichen Halbweisen¹³ (s. zur Flakhelfergeneration in den 1950er Jahren auch den Beitrag von H. Bude).

Das zweite Beispiel, mit dem versucht werden sollte, über die im engeren Sinn wissenschaftliche Beschäftigung mit „Generationalität“ mit Hilfe einer literarischen Bearbeitung hinauszukommen, war eine Autorenlesung von Peter Roos (geb. 1950) aus seinem neuesten, zum Zeitpunkt des Kolloquiums gerade im Druck befindlichen Buch, einem „Männerbriefroman“, in dem in fiktiven Briefen eines in Deutschland gebliebenen Schreibers an seinen nach Amerika ausgewan-

¹¹ Den Reigen einer Reihe von Studien und autobiographischen Berichten über diese Altersgruppe eröffnete 1984 *Rolf Schörken*, Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins (Stuttgart 1984); s. zu den prägenden Erfahrungen der damals 12- bis 16-jährigen auch *Kurt Abels*, Kadetten. Preußenfilm, Jugendbuch und Kriegslied im „Dritten Reich“ (Bielefeld 2002); grundsätzlich zur Erziehung der heranwachsenden neuen Jungenkohorte während des Krieges s. jetzt *Michael Buddrus*, Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik (München 2003).

¹² *Rolf Seubert*, Junge Adler. Retrospektive auf einen nationalsozialistischen Jugendfilm (mit einem Interview mit Herbert Reinecker), in: *Medium 18* (1988) H. 3, 31–42, hier 31 und 34. Dietmar Schönherr hat übrigens damals seine Erfahrungen mit dem Film und den Dreharbeiten in einem Jugendbuch geschildert, das zwar ausgedruckt wurde, aber wegen des Kriegsendes nicht mehr zur Auslieferung kam: *Dietmar Schönherr*, Achtung – Aufnahme! Ein Blick hinter die Kulissen beim Drehen des Ufa-Spielfilms „Junge Adler“ (Stuttgart 1945).

¹³ S. dazu *Hartmut Radebold*, Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen (Göttingen 2000).

derten Klassenkameraden, beide jetzt fünfzig Jahre alt, einerseits aus heutigem Blickwinkel die Erinnerung an die als Schüler in Würzburg gemeinsam verlebte Pubertätszeit in den „wilden 60ern“ beschworen (s. zu diesem Thema auch den Beitrag von A. Schildt), andererseits nach dem Sinn der heutigen Existenz nicht zuletzt als männliches Wesen gefragt und eine (auch für den Leser) ebenso „strapaziöse (wie) lustvolle Suche nach dem anderen Ich“ unternommen wird¹⁴. Peter Roos hat wie kaum ein anderer Autor seine Schritte über die Hürden des dreißigsten, vierzigsten und fünfzigsten Geburtstags in Publikationen kommentiert, die sich auch und nicht zuletzt als höchst subjektive, manchmal geradezu drastische Antworten auf die mit jedem Übergang in ein neues Lebensjahrzehnt verbundenen lebensgeschichtlichen Provokationen lesen lassen¹⁵. Zeigte der Film „Junge Adler“ jenes Männerbild, mit dem als sog. „Hitlerjugendgeneration“ die Väter der um 1950 Geborenen traktiert worden sind und das auch angesichts ihrer Sozialisation in den 1950er Jahren den um 1940 Geborenen nicht fremd war (s. den Beitrag von U. Herrmann), so kreiste Roos in immer wieder neuen Anläufen um die Frage danach, was für seine von den Konvulsionen der 68er-Zeit, von der Männer- und Frauenbewegung berührten Altersgruppe denn noch überzeugende Männlichkeit sein konnte, welche auf keinen Fall die der Väter sein durfte, denn – so Roos – : „Haben wir nicht wie die Schweine gelitten unter unseren Vätern?“ Aber welches Männerbild bot sich sonst an? Bei allen kraftstrotzenden verbalen Klimmzügen und Ausfällen drastischer Männersprache durchziehen im Roos'schen Männerbriefroman die brieflichen Entäußerungen des inzwischen fünfzigjährigen Schreibers immer wieder Melancholie, ja sogar Verzweiflung und das ständig bewußter werdende Gefühl von Endlichkeit: „Jahre. Es sind Jahre. Jahre. Rost. Männlichkeit liegt darnieder. Schmerzt. *Diffus*. Das macht es so schwer! Lokalisierbares Weh ist leichter zu ertragen, einfacher zu therapieren. Das derzeit beschissene Geschlecht. Eigentlich haben wir nichts zu lachen, wir wissen es nur immer noch nicht ...“¹⁶

Beide ästhetischen Exkurse unseres Kolloquiums, der Film „Junge Adler“ und die Roos'sche Autorenlesung, stellten ohne Zweifel eine Provokation dar – dies insbesondere durch die krasse Gegensätzlichkeit der Männlichkeitswahrnehmungen bzw. -deutungen, die aber wiederum durch eine generationenspezifische Vater-Sohn-Konstellation eng miteinander verknüpft waren. Sind nicht überhaupt vielleicht die generationellen Sinnstiftungsversuche des 20. Jahrhunderts im wesentlichen männliche Konstrukte bzw. Antworten auf im wesentlichen von

¹⁴ Peter Roos, Du pinkelst ja im Sitzen! Ein Männerbriefroman (Leipzig 2001), Zitat aus dem Klappentext.

¹⁵ Neben diesem „Männerbriefroman“ und der in Anm. 7 genannten Edition „Trau keinem über dreißig“ aus dem Jahre 1980 s. auch seinen „soziologischen Roman“: „Die wilden 40er. Porträt einer pubertären Generation“ (Düsseldorf u.a. 1992, als Taschenbuch 1995). Hinzuweisen ist u.a. auch auf seine Bücher „Kaputte Gespräche. Wem nützt der Jugend-Dialog? Eine literarisch-dokumentarische Streit-Schrift“ (Weinheim, Basel 1982) und „Hitler Lieben. Roman einer Krankheit“ (Tübingen 1998, als Taschenbuch Leipzig 2000), letzteres gerichtet u.a. „an alle Söhne, die Väter haben, die schweigen“.

¹⁶ Roos, Männerbriefroman 319.

(bürgerlichen?) Männern erlebte und mit ihrer Sozialisation zusammenhängende Herausforderungen? Drei bestehende Defizite der bisherigen Generationenforschung wurden – von dieser Frage ausgehend – zum Ende des Kolloquiums hin immer deutlicher, auch wenn einige Referenten sich zumindest knapp dazu bereits geäußert hatten: *erstens* die weitgehende Unkenntnis über die – von den Teilnehmern mehrfach angesprochene – Geschlechtsspezifität von „Generationalität“¹⁷ (s. die eher zurückhaltenden Ausführungen von U. A. J. Becher zu weiblichen Generationsmustern), *zweitens* der über oberflächliche Feststellungen hinausgehende, weitgehend noch fehlende Vergleich mit Generationenverhältnissen in ähnlichen Gesellschaften mit anderen Umbrucherfahrungen bzw. -deutungen¹⁸ (ein Schritt in dieser Richtung war die Thematisierung von „Generationalität“ in der Geschichte der DDR, s. die Beiträge von B. Lindner und D. Wierling) und *drittens* das bisher nur geringe Wissen über schichtenspezifische Ausdrucksformen und die u.U. ausschlaggebende Milieugebundenheit von „Generationalität“ (s. einige Hinweise dazu im Beitrag von J. Zinnecker). Insofern konnte und sollte unser Kolloquium nur eine Art Zwischenfazit liefern¹⁹.

Zwischenfazit heißt aber auch, daß für die meisten Referenten und übrigen Teilnehmer des Kolloquiums die Beschäftigung mit „Generationalität und Lebensgeschichte“ in eine z.T. schon vor Jahren begonnene Kontinuitätslinie gehört, die auch weiterhin verfolgt wird. Eine Art Startschuß dazu hatte auf dem Historikertag 1984 in Berlin die bereits erwähnte Sektion zum Thema „Generationenkonstellationen und Jugendprotest in Deutschland 1890 bis 1933“ geliefert; von den damaligen Referenten waren in München neben dem Verfasser Ulrich Herrmann, Ulrich Linse und Hans Mommsen anwesend²⁰. In den folgenden Jahren hat ein langsam anwachsender Kreis von Historikern in engem Kontakt mit Nachbarwissenschaften wie z.B. der Historischen Bildungsforschung und den Sozial- und Politikwissenschaften, aber auch der Psychohistorie den Generationenansatz weiter ausgebaut, ohne aber diesen Zugriff verabsolutieren zu wollen. Arbeitskreise wie der 1990 gegründete Arbeitskreis für Historische Jugendforschung²¹, ein-

¹⁷ Eine der wenigen Frauen, die sich im 20. Jahrhundert dezidiert zur eigenen wie zu der auf ihre Altersgruppe bezogenen „Generationalität“ geäußert haben, scheint Hannah Arendt gewesen zu sein; s. dazu *Claudia Althaus*, Erfahrung denken. Hannah Arendts Weg von der Zeitgeschichte zur politischen Theorie (Formen der Erinnerung 6, Göttingen 2000) bes. 140 ff.

¹⁸ Eher eine Nebeneinanderstellung unterschiedlicher Generationenerfahrungen als einen Vergleich liefert der ansonsten verdienstvolle, von *Dieter Dowe* hrsg. Sammelband: Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich (Bonn 1986); s. auch den Einleitungsbeitrag des Herausgebers in: *Mark Roseman* (Ed.), Generations in conflict: youth revolt and generation formation in Germany, 1770–1968 (Cambridge 1995) 1–46.

¹⁹ S. auch den ausführlichen Bericht über das Kolloquium in der *Frankfurter Rundschau* Nr. 175 vom 31. Juli 2001 von *Claudia Althaus*, Im Identitätscontainer. Lagerung und Bewusstsein: Eine Tagung zur Geschichte der Generationen im zwanzigsten Jahrhundert, 20.

²⁰ S. oben Anm. 4.

²¹ Vgl. die über diese Tagungen von *Ulrich Herrmann* hrsg. Reihe „Materialien zur Historischen Jugendforschung“ (Weinheim, München seit 1993).

schlägige Tagungen, die z. B. alljährlich vom Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein durchgeführt wurden²², ein von der Fritz Thyssen Stiftung Anfang 1999 gefördertes Kolloquium zum Thema „Generationenlagerung, Lebenslauf und Erinnerung im 20. Jahrhundert“ in der Werner-Reimers-Stiftung zu Bad Homburg, eine wachsende Zahl von beachteten Einzelstudien, in denen der Generationenansatz eine wichtige Rolle spielte²³ – alles dies sind Beispiele dafür, wie sich der Generationenansatz als anregendes Konzept neben anderen kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Zugriffsweisen etablieren konnte, so daß im Jahre 2000, also sechzehn Jahre nach der erwähnten Berliner Sektion, erneut bei einem Historikertag eine generationsgeschichtliche Sektion, geleitet von Andreas Schulz (geb. 1959), stattfinden konnte (Thema: „Generationswechsel und historischer Wandel“)²⁴.

Zu hoffen ist also, daß die im vorliegenden Band präsentierten Mosaiksteine in diese munter im Fluß befindliche Debatte weitere Impulse einzuspeisen vermögen. Für ihre Beteiligung und die später in Druckform gebrachten Vorträge, für ihre freimütigen Diskussionsbeiträge und das große Bündel an Anregungen, das sie und einige Gäste geliefert haben, bedanke ich mich herzlich bei den Kolloquiumsteilnehmern. Mein ausdrücklicher Dank gilt aber auch den Mitarbeiter/-innen des Historischen Kollegs, allen voran Frau Dr. Elisabeth Müller-Luckner (die darüber hinaus in bewährter und äußerst hilfreicher Weise die Drucklegung dieses Bandes betreut hat), für die umsichtige Vorbereitung bzw. Ausrichtung des Kolloquiums sowie der Unterstützung und Ermutigung, die ich während meiner Zeit als Kollegiat im Historischen Kolleg von meinen drei Mitkollegiaten Peter Burschel, Wolfgang Hardtwig und Diethelm Klippel erfahren habe. In diesen Dank schließe ich meine damalige Siegener Mitarbeiterin Dr. Claudia Althaus, jetzt München, für ihre umsichtige Tagungsbegleitung und vielfältigen Hilfen bzw. Anregungen nachdrücklich mit ein.

²² Zeitgleich mit unserem Kolloquium in München kam die langjährige Mitarbeiterin dieses Archivs, Monika Neuenroth, auf tragische Weise ums Leben. An ihre verdienstvollen Leistungen für das ungewöhnliche und für die Erforschung der deutschen Jugend- und Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts höchst bedeutsame Archiv sei an dieser Stelle erinnert.

²³ S. z. B. die vorbildliche Studie von *Ulrich Herbert*, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft (Bonn 1996); jüngstes Beispiel ist die Untersuchung von *Michael Wildt*, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes (Hamburg 2002). Daß ein solcher Ansatz auch vehemente Kritik auslösen kann, hat z. B. eine Diskussion anläßlich einer Tagung in Berlin im Mai 2000 über die Beziehungen zwischen den Wissenschaften und der Wissenschaftspolitik gezeigt: vgl. den Tagungsband von *Rüdiger vom Bruch*, *Brigitte Kaderas* (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts (Stuttgart 2002), darin bes. *Michael Grüttner*, Machtergreifung als Generationskonflikt. Die Krise der Hochschulen und der Aufstieg des Nationalsozialismus, 339–353, sowie *Jürgen Reulecke*, Generationalität und die West-/Ostforschung im „Dritten Reich“ – ein Interpretationsversuch, 354–360, und den Diskussionsbeitrag von *Jürgen Peiffer* 361.

²⁴ S. oben Anm. 2.

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Dr. Claudia Althaus, Siegen
Prof. Dr. Ursula A. J. Becher, Braunschweig
Prof. Dr. Heinz Bude, Berlin
Prof. Dr. Josef Ehmer, Salzburg
Prof. Dr. Bernd Giesen, Konstanz
Prof. Dr. Gerd Hardach, Marburg
Prof. Dr. Ulrich Herbert, Freiburg i.Br.
Prof. Dr. Ulrich Herrmann, Ulm
PD Dr. Sibylle Hübner-Funk, München
Prof. Dr. Thomas Kohut, Williamstown, MA., USA
PD Dr. Bernd Lindner, Leipzig
Prof. Dr. Hans Mommsen, Feldafing
Prof. Dr. Lutz Niethammer, Jena
Prof. Dr. Jürgen Reulecke, Siegen (Stipendiat des Historischen Kollegs 2000/01)
Peter Roos, Marktheidenfeld
Prof. Dr. Bernd A. Rusinek, Siegen
Prof. Dr. Axel Schildt, Hamburg
Prof. Dr. Peter Schulz-Hageleit, Berlin
Dr. Dorothee Wierling, Berlin
Prof. Dr. Jürgen Zinnecker, Siegen

Annäherungen an das Thema „Generationalität“

Lutz Niethammer

Sind Generationen identisch?

Jürgen Reulecke hat eine von mir aufgeworfene Frage an den Anfang dieser Tagung gerückt, nämlich ob Generationen identisch seien¹. Ich möchte diese Frage verneinen. Insofern könnten wir es damit auch bewenden lassen und uns ohne weitere Umstände dem uns versprochenen Begrüßungsempfang zuwenden. Wenn ich nun hier den Gang der Dinge durch meine Diatriben aufhalte, so aus zwei Gründen. Einmal will ja auch eine klare Antwort begründet sein und erweist sich dann meist als weniger eindeutig und insofern diskussionsfördernd. Vor allem aber muß wohl die Bedeutung der aufgeworfenen Frage erst einmal näher erläutert werden. Und dies hat wieder zwei Seiten: nämlich erstens, ob die Frage überhaupt erwägenswert ist und zweitens, was die in ihr verknüpften vieldeutigen Worte „Generation“ und „Identität“ bedeuten sollen, um der Verständigung in einem kultur- und sozialwissenschaftlichen Zusammenhang zu dienen.

Und auch darin stecken wieder zwei Fragen: Was gewinnt und was verliert man, wenn man sich eine Generation als eine kollektive oder – wie Heinz Bude sagt – als eine horizontale Identität vorstellt? Kann man zum anderen – und das ist eine ganz andere Frage – auch nur für die kurze Zeit des 20. Jahrhunderts ein- und denselben Generationsbegriff als heuristisch fruchtbares Instrumentarium anwenden? Jürgen Reulecke hat einmal die Zyklen des Jugendprotests im deutschen 20. Jahrhundert mit der Unwucht eines Rades verglichen und relativiert – aber in diesem Bild bleiben das Rad und sein Defekt bei jeder Umdrehung identisch. Unwuchten kann man nicht in voller Fahrt beheben, im Gegenteil, sie werden schlimmer. Können wir am Ende des Jahrhunderts den Herbst der DDR oder die Loveparade mit identischen Begriffen erschließen wie – sagen wir – die NS-Bewegung, die Zuwendung junger mitteleuropäischer Juden in der Zwischenkriegszeit

¹ Bei der Bearbeitung dieses Beitrags für den Druck habe ich seinen Charakter als eine Eingangsrede beibehalten und außer im Falle des Bezugs auf Karl Mannheim, der alle Generationenforscher zu verbinden scheint, auf Nachweise und Kommentare in Fußnoten verzichtet. Ich füge aber am Ende eine kleine Liste von Literatur bei, auf die ich mich bezogen habe und/oder die mir für die Diskussion weiterführend erscheint.

zum Kommunismus oder den Wandervogel am Anfang dieses Jahrhunderts, und ist derselbe Defekt nur schlimmer geworden?

Inmitten der außerordentlichen Konjunktur, der sich die Semantik kollektiver Identität seit etwa zwei Jahrzehnten in der Politik, in den Medien und in den Sozial- und Kulturwissenschaften erfreut und mit normativem Überschwang aufgeladen wird, erscheint es kaum noch auffällig, daß in letzter Zeit auch immer häufiger von einer Identität von Generationen gesprochen wird. Sie sind dabei nur ein Spezialfall unter allen möglichen sozialen Gruppen, denen eine Identität zugeschrieben und damit eine besondere Bedeutung angetragen und zugleich verborgen wird, worin sie bestehen soll. Der einzige Unterschied besteht, soweit ich sehe, darin, daß im Falle von Generationen wie z. B. der „68er“, der „Generation X“ oder der Generation Golf seltener als in den sehr viel häufigeren Fällen nationaler und ethnischer Identität zugleich eine besondere Festigkeit und Stabilität einer solchen Identität angemahnt oder beansprucht wird. Offenbar ist generationelle Identität ein weicher Punkt zeitgemäßer ‚identity politics‘. In Buchtiteln werden denn auch die Codewords Generation und Identität am häufigsten nicht für die großen Generationen des 20. Jahrhunderts zusammengespant, sondern für die Oszillation zwischen Assimilation und kultureller Resistenz bei den Kindern ethnischer Immigranten.

I. Identifikation von Generationen im 20. Jahrhundert

Generation als Zeitgenossenschaft einer Alterskohorte in ihrer Eingebundenheit in die Geschlechterfolge und in ihrer oft spannungsvollen Beziehung einer jüngeren auf ältere Generationen und (im Zuge ihres Alterns) auf nachgeborene ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Avant la lettre handelt es sich hierbei vielmehr um anthropologische Urbefunde, die bis in die ältesten Quellen der Menschheitsgeschichte zurückreichen. Vor allem belegen sie, daß die Alten damit unzufrieden waren, wenn die Jungen an althergebrachten Traditionen etwas ändern oder sich gegen den von Gerontokraten ihnen auferlegten Etablierungsstau auflehnen wollten. In der Neuzeit kam die Vorstellung hinzu, eine Generation könne im Zuge der Verzeitlichung des Bewußtseins einen Riß mit der Vergangenheit vollziehen und die Geschichte neu beginnen lassen, und auch die Ausprägung von innovativen Generationsstilen – z. B. in der Romantik –, die aber auf kleine intellektuelle Führungsgruppen beschränkt blieben und im 19. Jahrhundert aufs Ganze gesehen von der Dominanz von Klassenkulturen mehr als relativiert wurden.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert trat ein neues Phänomen auf, nämlich daß in der Kunst und in breiteren Schichten des Bildungsbürgertums, dann auch der Arbeiterbewegung, Stile und Lebensformen der Jugend ausgebildet wurden, die sich vom Herkommen grundsätzlich abgrenzten, auf die Autonomie ihrer Selbstgestaltung pochten und sich dabei zunächst auf nichts als auf ihre Jugend beriefen. Seither ist Jugend als Argument zukunfts-gewisser Selbstgestaltung zunehmend wichtiger geworden, und Jugendgenerationen haben als solche Ge-

schichte gemacht, eigene Kulturstile in Abfolge ausgebildet und Protestbewegungen von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung hervorgebracht. Während die zunehmende Anerkennung jugendlicher Eigenbereiche und der Berechtigung von Generationskonflikten zu den durchlaufenden Charakteristika des vergangenen Jahrhunderts gehört, heben sich im historischen Rückblick wenige Alterskohorten heraus, die als Jugendbewegungen eine besondere politische und kulturelle Bedeutung erlangten und auch im Zuge ihres Älterwerdens das Signum einer besonders erkennbaren Generation behielten. Prominent wurden hier vor allem die Generationen junger Kriegsteilnehmer der beiden Weltkriege und vielleicht noch mehr die Generationen der Kriegskinder, die sich im Abstand von ein bis zwei Jahrzehnten nach den Kriegen in systemsprengender Weise zur Geltung zu bringen versuchten, die sog. Kriegsfolgegenerationen. Dieser Befund politischer Jugendgenerationen hat unverkennbar einen Bezug zur Ausbildung des kurzen 20. Jahrhunderts als „Zeitalter der Extreme“, zunächst weil sowohl die faschistischen als auch die kommunistischen Bewegungen von einer Doppelgeneration von Kriegsteilnehmern und – seit der Weltwirtschaftskrise – von Kriegskindern getragen wurden.

Anders als in der Sowjetunion, wo die letztere Generation auch nach dem Zweiten Weltkrieg über Jahrzehnte beherrschend blieb, trat damals in Deutschland diese kompromittierte Generation politisch zurück zugunsten eines anfänglichen Rückgriffs auf im Kaiserreich geprägte und bereits in der Weimarer Republik tragende Ältere, die in der Folge ein Bündnis mit ihren Enkeln als neuen Systemträgern in Ost und dann auch in West eingingen: der FDJ-Aufbaugeneration im Osten, der Flakhelfer- oder skeptischen Generation im Westen. Beide waren wegen ihrer Prägung im und Enttäuschung vom Nationalsozialismus in besonderer Weise prädisponiert, die Verwestlichung bzw. Sowjetisierung in den deutschen Teilstaaten zu verinnerlichen und weiterzutragen. Dieses Bündnis hatte im Osten langfristige Bedeutung, weil es angesichts von Abwanderung und Kadernmangel die FDJ-Generation frühzeitig zur funktionalen Führungsschicht machte, deren nur kurzzeitige Ausbildung und lange Verweildauer an der Macht alle folgenden Altersgruppen frustrierte. Im Westen hatte die skeptische Generation angesichts der gesellschaftlichen Reintegration der NS-Generationen einen wesentlich langsameren Start, was das Bündnis mit den Patriarchen verzögerte und spannungsvoller gestaltete.

Gegen diese Bündnisse regte sich seit den 50er Jahren in Jugendkulturen der Kriegskinder in mehreren Schüben Protest, erst bei den Halbstarcken des Westens, dann bei den Beatniks des Ostens, und fand schließlich in der westlichen Studentenbewegung von 1968 seinen wirksamsten Ausdruck. An sich waren diese Studentenunruhen ein internationales Phänomen; aber in Mitteleuropa verdichtete es sich zu einem Doppelereignis, das hier – im Vergleich mit anderen Ländern wie England, Frankreich, Japan oder USA – besonders lange Schatten warf, die vielleicht nur noch mit Italien als dem anderen Land, das faschistische Vergangenheit mit einer erheblichen, wenn auch nicht staatlichen kommunistischen Gegenwart teilte, einen Vergleich erlaubt. Gewiß, auch in Deutschland rezipierte man die Ak-

tionsformen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die Beatles, den Sex und die Jeans und grub Erinnerungen an die vorstalinistische und antifaschistische Linke aus; aber hier machten die bürgerlichen „Kinder von Marx und Coca-Cola“ in der Nachglut von Auschwitz Front gegen ihre Eltern, identifizierten sich mit den Opfern des NS und verwandelten eine Kultur quietistischer Scham und Verdrängung durch eine Woge lauter Schuldvorwürfe, und hier kamen die Einflüsse des Prager Frühling und des Pariser Mai zusammen. Nachfolgende Intellektuelle haben die '68er um den Rausch dieses sich kontingent aufschichtenden Ereignisses beneidet und die dünne Soße ihres in der Folge zu Markte getragenen Moralismus gehaßt, als hätten sie selbst nicht in Brokdorf das Abenteuer gesucht und in der Friedensbewegung Händchen gehalten. Sie haben sich an den angepaßten und den kaputten Typen geweidet, die 20 Jahre danach noch immer die Szene bevölkern wollten und als Frühetablierte einen Stau auf die nachfolgenden auslösten. Aber sie haben den Grundcharakter des Ereignisses zu eng gefaßt. Ihr Mäkeln ist angesichts der phantastischen Überraschung und Überhebung der '68er nur zu berechtigt und deshalb verführerisch, den Rahmen und die längerfristige Bedeutung von '68 in Mitteleuropa zu verkennen.

II. z. B. '68

Als einer der Links- oder wie man damals sagte: ‚Scheiß‘-Liberalen, der das Theater von '68 aus der distanzierten Nähe des Ruhrgebietes mitverfolgt hat und sich von seiner Öffnung der Verhältnisse auch mitreißen ließ, ohne sein Lebensgefühl und seine Identifikationen zu teilen, sehe ich diese Bedeutung in vier Punkten. Ich verharre nicht nur aus dem für diese und die folgenden Generationen typischen Narzismus noch etwas dabei, sondern auch, weil man aus der Konstellation etwas über emphatische Generationen lernen kann:

1. '68 war in Westdeutschland die Politisierung eines Generationskonflikts in einer vaterlosen Gesellschaft, vielleicht kann er sich ja erst in einem solchen Vakuum so anhaltend ausleben. Weder in England noch in den USA hat es diese Art von Konflikt gegeben, und in Frankreich war De Gaulle ein antifaschistischer Gegner von Rang, den zu besiegen Entbehrungen auslöste. Aber in der Bundesrepublik regierte das Renegatenkartell, „Plisch und Plum“ managten die Krise, und Kiesinger konnte mit einer antifaschistischen Ohrfeige bloßgestellt werden. Der rote Großvater wurde mit aufgetauter Referenz bestaunt, und die wirklichen Väter wichen zurück und ließen sich in der Folge die Öffentlichkeit und einen Teil der Institutionen aus der Hand nehmen. Dieser Sieg hatte keinen langen Marsch gekostet, er fiel spätpubertierenden Akademikern im schönsten Rausch phantastischer Identifikationen zu.

2. Die phantastischen Ausbrüche des Frühjahrs 1968 agierten sich lokal aus, aber ihre negativen und positiven Identifikationen hatten einen globalen Rahmen. Es handelte sich um ein „globales“ Ereignis. Die eigentlich bestimmenden Ersatz-

väter, von denen sich die vermeintlich Vaterlosen befreien wollten, saßen im Pentagon und im Kreml, und die Wahlverwandten kämpften in antikolonialen Befreiungsbewegungen, revolutionierten in China die älteste und verarmteste Kultur der Welt oder erhofften – von Prag aus gesehen – in kleinen Zirkeln (eher als in der Arbeiterbewegung) im Westen einen Dritten Weg. In die verfestigten Identifikationen mit der Peripherie und den trotzigen Terrorismus degenerierten Kerngruppen der Bewegung in Westdeutschland und Italien erst, als der Warschauer Pakt den Prager Frühling erstickt und damit der Bewegung ihren europäischen Rahmen genommen hatte.

3. In ihren ideologischen Traditionsbezügen war die Studentenrebellion weniger unvorbereitet als in ihren situationistischen und spontaneistischen Ausdrucksformen. Die über die Ära Adenauer hinaus in Nischen gestauten Flakhelfer des Geistes aller Couleur hatten ihrer Wiederentdeckung der ideologischen Erbschaften der Zwischenkriegszeit und der Emigration ebenso vorgearbeitet wie im Osten die vom Poststalinismus zensierten Remigranten, die der jüngeren (ebenfalls gestauten) Intelligenz aus der langen FDJ-Generation unzulässige Alternativen eröffneten. Die langfristigen Wirkungen waren allerdings in West und Ost gegensätzlich.

Die vermehrte Repression hatte im Osten einen Tunneleffekt, an dessen Ende kein Licht aufblitzte, sondern der äußere Disziplin mit einer verinnerlichenden Verdichtung, einem romantisch-tragischen Lebensgefühl in der Nische verband. Die Emigration vieler Störenfriede und die ungekonnte Wende des Staatssozialismus zum kleinen Wohlstand privatisierten die Impulse der Kriegskinder, aber verallgemeinerten sie in unentwickelter Form auch für die Masse der jüngeren Hälfte der Gesellschaft. Nach ersten Selbstorganisationsversuchen in der Friedensbewegung und an den Rändern der Kirche baute sich deshalb, besonders als die Schutzmacht ihre Hand von den Wandlitzer Gerontokraten zurückzog, auf unspektakuläre Weise ein breites Potential der jüngeren Generationen auf, das – als systemverdrossene Ausreißer und reformorientierte Dableiber wahrlich getrennt marschierend – gemeinsam die Implosion des Regimes bewirkte.

Ganz anders im Westen. Hier öffneten sich die Kultur und viele ihrer Institutionen dem reformbereiten Teil der '68er und ermöglichten ihnen das verflachende Ausleben ihrer Identifikationen, während die in immer entwirklichenden politischen Organisationen der K-Gruppen und der RAF-Formierten für ein Jahrzehnt ausgeschlossen blieben und dann – oft im Anschluß an alternative Szenen – Wege einer resozialisierenden Opposition suchten. '68 im Westen konnte sich (durchaus nicht folgenlos für die Liberalisierung der Lebensformen und die Wahrnehmung der NS-Vergangenheit) verausgaben, aber seine identifikatorischen Inhalte und sein selbstgerechter Moralismus sind teils verpufft, teils abgearbeitet. Der Stau, der von ihrer frühen Etablierung auf nachfolgende Jugendgenerationen ausging und die Diffusion ihrer Ziele haben bisher keinen wirklichen Furor hervorgebracht; man traf sich eher in einer ironisch flexiblen Systemintegration, deren Minimalkonsens sich als Alternativlosigkeit ausweist und sich 1989/90 in der Fremdheit gegenüber der Jugendbewegung im Osten als unverführbarer Strukturkonservatismus erwies.

4. Von der auf Vätersünden fixierten Öffentlichkeit verkannt, bewirkte die Neue Linke im Westen die Polarisierung einer Neuen Rechten aus derselben Generation, die nicht aus einfach abzufertigenden „Alten Nazis“ bestand und sich „biologisch erledigen“ würde. Vielmehr ging die Neue Rechte bei Gramsci und Mao in die Schule, um die konservative Revolution mit Soziobiologie, mit Elitismus und Territorialität und den Nationalismus mit neuer „Identität“ aufzupolieren, die Kulturrevolution von rechts zu probieren und eine rechte kulturelle Hegemonie in der Hohlheit der Linken zu errichten. In der Depressionsphase der Neuen Linken in den 80er und erst recht in den 90er Jahren waren sie damit keineswegs erfolglos, zumal einige gealterte linke Wortführer von einst aus den Zensuren des systemverketteten Konsenses noch einmal auszubrechen versuchten und – von Enzensberger bis Strauß, von Bahro über Sloterdijk und Walser bis Mahler – ihr Vorfeld apart beackerten und in den letzteren Fällen sogar mehr als das. Neuerdings scheint ihr Samen vor allem auf postsowjetischem Boden aufzugehen, wie man an der Verdichtung der rechten Jugendszene in Ostdeutschland oder etwa an einem Treffen von Alain de Benoist, dem '68er Kopf der Nouvelle Droite, mit Sjuganow, dem Führer der russischen Postkommunisten in Moskau ablesen kann, bei dem über einen neuen ‚Nationalbolschewismus‘ und eine Erneuerung des Eurasien-Programms gesprochen wurde. Das Titelblatt der Theoriezeitschrift der russischen Nationalbolschewisten zierte vor einiger Zeit ein dekoratives Signet, das die Symbole der auffälligsten politischen Jugendbewegungen des Jahrhunderts zusammenführte: ein großes Hakenkreuz, aus dessen vier Enden jeweils kleine Hämmer und Sicheln hervorsproßten. Aber was daraus wirklich sprießen wird, bleibt abzuwarten.

Ich fasse diese erste Exploration zusammen. Durch politische Ereignisse formierte (und solche hervorbringende) Jugendgenerationen haben im 20. Jahrhundert inmitten Europas (und ein ausgreifender Blick würde lehren: nicht nur hier) eine bedeutsame Rolle gespielt. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß dabei gesellschaftliche Kontinuitätsbrüche und Akzelerationsschübe eine gewisse gemeinsame Formierung kindlicher Frühprägungen und insbesondere von Adoleszenzkonstellationen begünstigt haben, die mit einem Zeitversatz neue, sprengende Selbst- und Weltverständnisse zur Geltung bringen, die um so prägnanter ausfallen, als ihre Identifikationen sich in polarisierter Eskalation steigerten und ihnen durch verdrängte oder in ihrer Entfaltung gestaute Minderheiten der vormaligen Generation vorgearbeitet worden war oder daraus sogar eine Generationensymbiose entstand. Für die wirkungsvolle Äußerung und erst recht Aufrechterhaltung solcher Impulse einer Generation sind weniger ihr Profil als gesamtgesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen entscheidend, insbesondere systemische Legitimationskrisen und Stau- bzw. besondere Sogverhältnisse in der Absorption Jugendlicher in mittlere Führungspositionen des Berufssystems und in die Mitwirkung an den öffentlichen Deutungssystemen. Werden sie frühzeitig, d. h. bei noch ungebrochenen Identifikationen absorbiert, kann das zur Extremisierung und Dogmatisierung ihrer ideologischen Grundhaltung, zu einem Stau bei der nachfolgenden Generation und dadurch insgesamt zu einer Verhärtung ihres

Generationsprofilen werden, also dazu, was heute viele eine kollektive Identität nennen. Das kann zu einer Verweigerung der Wahrnehmung ihres Alters führen, das sonst in der Regel ungeachtet ihrer spezifischen Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaften mit einer weitgehenden Diffusion und Differenzierung der jugendlichen Prägungen zugunsten der typischen Ausprägungen einer jeweiligen Alterskohorte einhergeht.

Diese vorläufigen Beobachtungen der inneren Differenzierung und Polarität emphatischer generationeller ‚Identität‘, der Sonderbedingungen ihrer Entstehung, ihrer Abgrenzung gegenüber schwachen Eltern und ihrer Angewiesenheit auf Ersatzeltern in den Vorgängergenerationen und die gesellschaftliche Kontextabhängigkeit der Schärfe und der Dauerhaftigkeit ihres Profils möchte ich mit drei Fragen abschließen:

1. Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen den jugendlichen Identifikationen einer Generation und ihrer Identität?

2. Lehren uns die politischen Jugendgenerationen des 20. Jahrhunderts, daß Generation ein männliches Phänomen ist?

3. Gehört dieses emphatische Verständnis von Generationen dem kurzen 20. Jahrhundert der Extreme an? Haben wir also keine mehr zu erwarten? Und wie erklären wir uns dann die Jugendbewegung, die vor dieser Zeit lag und dem Ganzen den Namen gab?

III. Identifikation, Identität und Generation

Machen wir nun einen Versuch zur Verständigung über die verwendeten Begriffe. Das ist beim semantischen Feld ‚Identität‘ schwer, weil es sich im Prinzip um leere Operationsbegriffe handelt, die in sehr unterschiedlichen Bedeutungen und Bewertungen changieren; aber ich denke, man kann doch einige Unterscheidungen treffen. Im Bereich von ‚Generation‘ ist die Problematik empirischer Definition und Zurechnung wegen der Konkurrenz objektiver und subjektiver Zurechnungssysteme nicht viel geringer, aber hier gibt es seit Karl Mannheim einsichtsvolle Vorarbeiten, mit denen die Wahrnehmung eines komplexen Phänomens wie der Zeitgenossenschaft strukturiert und spezifiziert werden kann. Wenn etwas identisch ist, so ist es ganz es selbst. Wenn jemand mit etwas anderem oder jemandem anderen identifiziert ist, so ist er oder sie zumindest teilweise außer sich. Wenn ich vorhin von der Identifikation von Generationen im 20. Jahrhundert gesprochen habe, so wurden in einem großen und unüberschaubaren Ganzen spezifische Objekte gesucht, die unter einem Gesichtspunkt – dem der Generationsabhängigkeit – auffallen und im weitesten Sinne vergleichbar sind. Dieser Sprachgebrauch einer Isolierung des Besonderen ist vor allem in der Personenstandsverwaltung und im Polizeijargon geläufig: Eine ganz bestimmte Person oder Personengruppe soll aus vielen Ähnlichen herausgefischt werden. In der Sprache der Sozialpsychologie verhält es sich umgekehrt: Hier ist der Ausgangspunkt das

Subjekt, das sich mit äußeren Objekten gleichsetzt, sich mit ihnen verwechselt und das Objekt probeweise in sich aufnimmt, die Unterscheidung zwischen sich und dem Objekt aufhebt. Dieses Verwirr- und Wechselspiel ist im Zuge der Eingewöhnung und Aneignung der Welt unvermeidlich und fruchtbar, insofern das Subjekt das verinnerlichte Objekt zugleich als Möglichkeit und doch als etwas anderes erfährt und insofern es sie – um ihre Möglichkeit bereichert und gewachsen – wieder freigibt. Geschieht das nicht, bleibt also die Identifikation *introjeziert*, gerät das Subjekt – je nach dem Belang des Objekts mehr oder minder – außer sich und zeigt entsprechende Realitätsverfehlungen. Identifikationen sind produktive Projekte und, wenn sie nicht abgearbeitet werden, eine Krankheit, mindestens eine Störung im Selbstverständnis und im Verhältnis zur Welt.

Als Krankheit ist ursprünglich auch der Befund ‚Kollektividentität‘ in die soziale Welt gekommen, nämlich im Ersten Weltkrieg, als C. G. Jung 1916 einen Abschnitt seines Entwurfs der Analytischen Psychologie, der von der Gefahr zweier *ultimativer Regressionen im Zuge einer freudianischen bzw. einer jungianischen Analyse* handelt, mit „Prinzipielle Gesichtspunkte zur Behandlung der Kollektividentität“ überschrieb. Gemeint war die Gefahr, daß der Klient im Regreß der Analyse sein Unterscheidungsvermögen zwischen sich und der Masse, der er sich *assimiliert*, oder zwischen sich und der gesamten Außenwelt im Sinne eines Selbstverlustes in einem Animismus verliert. In den folgenden fünfzehn Jahren wird das Code-Wort Identität von europäischen Spitzenintellektuellen unterschiedlichster Couleur (von Carl Schmitt bis Georg Lukàcs, von Freud bis Jung, von Halbwachs bis Huxley) in den sozialen Raum herein gezogen, wenn sie einen unschlüssigen Gedanken, der ihnen besonders wichtig war und in der Regel mit der Vermischung eines postreligiösen Absoluten mit Gesellschaftlichem (und meist mit der Beziehung zu Jüdischem) zu tun hatte, zugleich exponieren und tabuisieren wollten.

Ich habe deshalb die im Ursprung ablesbare Funktion des ‚Plastikwortes‘ oder ‚konnotativen Stereotyps‘ (Uwe Pörksen) „kollektive Identität“ eine „emphatische Verbergung“ genannt. Vielleicht könnte man das besser ausdrücken. Wichtig ist mir vor allem, daß diese Identität ein beliebig füllbarer Container ist, dessen Inhalt ein Wesenskonstrukt ist, das sich allein nach seiner Differenz von einem oder mehreren andern bestimmt. Es ist in den jüngeren Identitätsdebatten viel vom Unterschied zwischen „Essentialismus“ und „Konstruktivismus“ die Rede gewesen, was in meinen Augen eine fiktive Unterscheidung ist, weil jede Wesensbestimmung ein Konstrukt ist und jede soziale Konstruktion in der Praxis auf Wesensaussagen hinausläuft.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt der soziale Identitätsbegriff zuerst Konjunktur durch seine Ausarbeitung im symbolischen Interaktionismus Amerikas und im jungianischen Freudianismus Erik H. Eriksons als eine Vorstellung von der – und dann zunehmend als eine Normierung der – Lebensgeschichte des vergesellschafteten Individuums. Die Kontinuität seines Selbstbewußtseins sollte durch die Aneignung der Fremdbestimmung gerettet und in der Balance zwischen Eigenem und Fremdem eine neue Form relativistischer Selbstbestimmung gewon-

nen werden. In diesem Lob selbstbestimmter Anpassung steckt sicher viel praktische Vernunft für die Flexibilisierung des einzelnen in Migranten- und Modernisierungsgesellschaften und für ein realistisches Konzept der Massenindividualisierung, mögen auch Eriksons manichäische Tugendkataloge der Aufrechterhaltung der Selbstidentität durch sieben standardmäßige Lebenskrisen hindurch zuweilen nicht der katechetischen Komik entbehren und in Wirklichkeit ein überfordernder Standard sein.

Einer größeren Öffentlichkeit ist ein sozialer Begriff von Identität zuerst als eine Norm selbstbewußter Anpassung, als Kontinuierung der Individualität durch anthropologische Krisen und durch fortgesetzte Einbeziehung des Anderen begegnet. Seit den 70er Jahren ist diese Semantik aber von „kollektiver Identität“ weit überholt worden, die – ihrer Vorgeschichte unbewußt und ausgestattet mit derselben positiven Normierung wie Eriksons individuelle Identität – nun das Gegenteil betonte: die Homogenisierung von Kollektiven durch den Ausschluß des Anderen. Anfangs nahm dies die Form der Sezession scheinbar homogener Gruppen aus größeren Zusammenhängen zur Einklagung kultureller Autonomie an; im Gegenzug gegen solche „identity politics“ wurde dann die Identität von Nationen, ja ganzer Kontinente postuliert. Mittlerweile ist eine semantische Gefechtslage erreicht, in der Identität vor allem für unterschiedliche Formen des symbolischen Nationalismus und ethnischer Volkstumspolitik steht, mit Abstand gefolgt von mehr oder minder prekären und selbstkonstruierten Vorstellungen über das eigene Geschlecht, während die Normierung individueller Identität semantisch weit abgeschlagen ist und sich in die Bricolage „alltäglicher Identitätsarbeit“, in mehrfach kodierte Hybridität generationeller, geschlechtlicher, ethnischer, nationaler, beruflicher und Statuszugehörigkeiten, wenn nicht geradeheraus in die ‚Neuerfindung des Menschen‘ auflöst, damit er sich durch „Heteromie pur unter Vorspiegelung von Autonomie“ fit und paßförmig hält.

Subjektivität sucht heute vor allem in kollektiven Containern Schutz, die durch die Aufschrift dieser oder jener Identität zugleich Geltung beanspruchen und eine öffentliche Verständigung über ihren meist eher hybriden und hochdifferenzierten als homogenen Inhalt verweigern. Dadurch können ihre Inhalte, die in Konfliktfällen notwendig Ausschlußkriterien objektivieren müssen, aber konventionalisiert und auch von außen als Zuschreibung normiert werden. Der Schutz besteht (wenigstens anfangs und unter liberalen Bedingungen) darin, daß die Identitätscontainer öffentlich gleich gültig und insofern gleichgültig sind, egal ob sie angepaßte Normalität in irgendwelchen Partikularitäten oder auch die abstrusesten Programme oder die ergreifendsten Schicksale enthalten. Die Aufschrift Identität macht sie gleich-gültig.

Die Identität von Generationen – also ein Wesenskonstrukt über eine Alterskohorte – teilt zunächst einmal diesen Relativierungseffekt. Alle Generationen sind gleich-gültig (wenn auch schwer abgrenzbar) und deshalb geeignet, den Rückversicherungsvertrag der gesellschaftlichen Kontinuierung zu schließen. Der Generationenvertrag ist heute der alltäglich erfahrbarste Gesellschaftsvertrag und die immanente Transzendenz des Sozialstaats. Bekanntlich beruht er auf nicht mehr zu-

treffenden demografischen und ökonomischen Normalitätsannahmen, weshalb die Zukunft der nationalen Identität nicht mehr durch den Ausschluß des Anderen, sondern durch seine selektive Einbeziehung gewährleistet werden soll. Offenbar sind die Generationen doch keine identischen Größen und auch schon auf den ersten Blick nur in abnehmender Weise als Erfahrungsgemeinschaften anzusprechen. Wenn der trotz seines Wachstums tabuisierte Berg erwerbsloser Alter erhalten werden soll, müssen die jüngeren Generationen aus auswärtigen Erfahrungsgemeinschaften so aufgefüllt werden, daß dies materiell möglich wird, obwohl die neu Hinzugekommenen die Grundlage des Vertrags zwischen den Wanderdünen der Generationen – das human investment der Alten in die Jungen – gar nicht mitbekommen haben. Wir stehen also zunächst vor einer zunehmenden Differenz und inneren Pluralisierung von Generationen, bei denen kulturelle Traditionalität und gesellschaftlicher Bedarf in einem krassen Gegensatz stehen. Darüber hinaus vereint der Begriff einer Generationsidentität die vorhin genannten Charakteristika kollektiver und individueller Identität, nämlich die Ausschließung des Anderen aus einem als homogen unterstellten Erfahrungsraum und seine Einbeziehung in der Kontinuierung des Alterns.

IV. Karl Mannheim oder die Prägnanz polarisierter Generationen

Angesichts solcher Widersprüche sucht man am besten Rat bei theoretischen Klassikern, die es im Falle des Generationsbegriffs – im Gegensatz zum Identitätsbegriff – auch bereits in den 20er Jahren gibt. Hier hat vor allem Karl Mannheim den Generationsbegriff differenziert dimensioniert und schon 1928 (in Auseinandersetzung mit dem Germanisten Petersen und dem Kunsthistoriker Pinder) unmittelbare Identifizierungen anthropologischer Typen mit Zeitgeistdominanz als unzulässige Kurzschlüsse abgewiesen. Vielmehr unterscheidet er (in Anschluß an die „Klassenlage“)² die objektive „Generationenlagerung“ einer Alters-

² In der soziologischen Rezeption Mannheims trifft man häufig seine Einschätzung als ein differenzierender Marxist. M. E. wird er dadurch verkannt. Die Ausarbeitung seiner Wissenssoziologie mag eine der vielen Leerstellen des Marxismus in den Feldern von Kultur und Politik zu füllen versuchen, aber er hat sich 1918/19 nicht umsonst in Budapest von Georg Lukács nach dessen leninistischer Konversion verabschiedet und den für beide konstitutiven Einfluß Marx' (und in seinem Falle auch Alfred Webers) fruchtbar ausgearbeitet, und anders als Lukács hat er hernach den Einfluß Nietzsches auf seine Prägung nicht zu tilgen versucht. Die Problemstellung Mannheims in seiner wissenssoziologischen Periode läßt sich eher als eine Soziologisierung des Voluntarismus begreifen, also als eine weberianische Synthetisierung aus Marx und Nietzsche. In seiner Dimensionierung des Generationsbegriffs ging es ihm um eine soziologische Konkretisierung und Erübrigung des in den 20er Jahren in den Kulturwissenschaften wabernden Zeitgeist-Begriffs. Zur intellectual history Karl Mannheims (K.M.) vgl. *Éva Karádi, Erzsébet Vezér* (Hrsg.), Georg Lukács, K.M. und der Sonntagsgkreis (Frankfurt a.M. 1985); *Henk E. S. Woldring*, K.M. – The Development of his Thought. Philosophy, Sociology, and Social Ethics, with a Detailed Biography (New York

kohorte vom „Generationenzusammenhang“ als geschichtsverstrickter Schicksalsgemeinschaft, die er aber sogleich wieder nach soziologischen und erfahrungsgeschichtlichen Kriterien in mehrere „Generationseinheiten“ mit unterschiedlichen geschichtlichen Betroffenheiten und differenzierbaren Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten auseinander nimmt. Mindestens bis dahin haben wir es mit einem ganz normalen soziologischen Analyseinstrumentarium zu tun, dessen Differenziertheit von vornherein das Wesenskonstrukt einer Generationsidentität höchst unwahrscheinlich macht.

Mannheim argumentiert inmitten der für alle Zeitgenossen faszinierenden gesellschaftlichen Akzeleration der 20er Jahre und nach dem Kontinuitätsbruch des Ersten Weltkriegs (er hatte mit intimen Einblicken die Räteherrschaft in Ungarn erlebt), aber er argumentiert mit distanzierenden Beispielen aus dem frühen 19. Jahrhundert und führt nun die Kategorie der gesellschaftlichen Dynamik ein, deren Geschwindigkeit zuweilen ein neues Selbst- und Weltverständnis einer neuen Generation herausfordere und begünstige, bei allzu großer Beschleunigung aber auch verhindern könne. Für die Ausformung eines solchen „Generationsstils“, der keineswegs von allen Alterskohorten ausgebildet werde, sondern mal alle dreißig und mal alle hundert Jahre sich ausbilden könne, weist er nun vor allem auf zwei Konstitutionsbedingungen hin, die erneut die innere Differenz des Generationsbegriffs betonen. Er erwägt in diesem Zusammenhang die von Julius Petersen eingeführte Unterscheidung zwischen „führenden, umgelenkten und unterdrückten Generationstypen“, wobei die letzteren für die Vorbereitung des nächsten Generationsstils wichtige Orientierungen abgeben können. Für ihre Programmatik und ihre Formkraft – Mannheim (vom Voluntarismus Nietzsches beeinflusst) spricht von „Entelechien“ – ist eine Generationseinheit also auf die verdrängte Vorarbeit in der vormaligen Generation verwiesen und produziert, wenn sie sich Geltung verschaffen kann, neue verdrängte Potentiale in ihrer eigenen Kohorte. Aber nicht nur das: Zu ihrer Prägnanzbildung ist sie auf Widersacher in dieser eigenen Kohorte angewiesen, und erst in der Auseinandersetzung mit ihnen entsteht ein in sich inhaltlich differenter Generationsstil mit gegensätzlichen Gravitationspunkten. Nur darin kann Mannheim eine Einheit – oder wie die meisten heute sagen würden: eine Identität – der Generation erkennen, oder in seinen eigenen Worten: „Die dynamisch-antinomische Einheit besteht aber darin, daß innerhalb einer Epoche die vorhandenen Polaritäten sich stets aneinander orientieren und die verschiedenen Standorte wirklich erst verstehbar sind, wenn man sie als verschiedenegeartete Versuche der Bewältigung desselben

1987); *David Kettler*, Die Rationalisierung des Irrationalen. K.M. über die Sünde der deutschen Intelligenz (Siegen 1989); *ders.* (Hrsg.), K.M. and the Crisis of Liberalism. The Secret of these New Times (New Brunswick 1995); *Dirk Hoeges*, Kontroverse am Abgrund: Ernst Robert Curtius und K.M. Intellektuelle und ‚freischwebende Intelligenz‘ in der Weimarer Republik (Frankfurt a.M. 1994); *Wilhelm Hofmann*, K.M. zur Einführung (Hamburg 1996); *Reinhard Blomert*, Intellektuelle im Aufbruch. K.M., Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit (München 1999); *Colin Loader*, K.M.'s Sociology as Political Education (New Brunswick 2002).

Schicksals und der dazugehörigen sozialen und geistigen Problematik zu erfassen instande ist.“³

Als Historiker würde ich mit Droysen verdeutlichend hinzusetzen: also erst hinterher. Nur im Stil, nicht aber in den inhaltlichen kulturellen oder politischen Orientierungen und schon gar nicht in den ausdifferenzierten lebensweltlichen Erfahrungsräumen ist das Gemeinsame einer so verstandenen Generation zu greifen, und es bedarf einer tiefenhermeneutischen Lektüre der Gemeinsamkeiten zwischen den polarisierten Positionen, die in einer Alterskohorte prägnant wurden, um das Besondere einer Generation, wenn sie denn eines hervorbrachte, fassen zu können. Jedenfalls liegt es nicht im kleinsten gemeinsamen Nenner der Erfahrungen und Äußerungen einer Alterskohorte oder in den in der Öffentlichkeit am meisten Geltung erzielenden Sprechern, sondern im spezifischen, aus den Eigenerfahrungen entwickelten und von unterdrückten Vorgängern vorformulierten Paradigma ihres Denkens. Mannheim, in der Stabilisierungsperiode Weimars schreibend, hielt sich dafür offen, daß solche paradigmatischen Generationen auch nur einmal in einem Jahrhundert auftreten.

Natürlich hat diese hellsichtige Analyse, Ausdifferenzierung und Spezifizierung des Generationsbegriffs auch ihre Schwachstellen. Sie liegen – zumindest im 20. Jahrhundert – in der Hoffnung, daß paradigmatisch interessante Generationen eine Seltenheit blieben, insofern sie durch die Beschleunigung des gesellschaftlichen Prozesses über alle Milieu- und Klassenschranken hinweg zu neuen polarisierten Prägnanzbildungen herausgefordert würden. Das legt mir nahe, daß sein Analyseinstrumentarium ausreichen müßte, ein Bild der Jugendbewegungen vor dem Ersten Weltkrieg vom Wandervogel bis zu den Futuristen zu zeichnen und den Einbruch des Voluntarismus von Nietzsche über Sorel bis Lenin als beherrschendes Paradigma zu würdigen. Für das kurze 20. Jahrhundert mit seinen Extremisierungen müßte das Instrumentarium ergänzt werden, um den Zeitversatz der Kontinuitätsbrüche durch Kriege, Krisen und Systemwechsel und die Bezüge der Jungen auf die Verdrängungen der älteren Generationen und ihre Identifizierungen in einem ungleich schnelleren Wechsel herauszuarbeiten.

V. Agenda

Wenn man sich diesen ergänzten Ansprüchen Mannheims stellt, bleibt noch viel zu tun, obwohl in den letzten Jahrzehnten zahllose Studien, wichtige Materialien und Interpretationen zu einzelnen „Generationseinheiten“ oder – wie man um Verständigung bemüht, vielleicht besser sagen sollte – zu milieugebundenen Teilgenerationen entstanden sind und noch mehr Lebensgeschichten vorliegen. Sie könnten das Material zu systematischeren Vergleichen von Generationsstilen abgeben, die sich den Polarisierungen der Kriegsfolgegenerationen in den politi-

³ Karl Mannheim, Das Problem der Generationen (zuerst 1928), in: *ders.*, *Wissensoziologie*, hrsg. v. Kurt H. Wolff (Berlin, Neuwied 1964) 558.

schen Lagern der Zwischenkriegszeit (nicht nur in Deutschland) und in der Nachkriegszeit in Ost und West widmen. Wo bleibt – um nur zwei Beispiele zu nennen – aber die Studie, die uns die verborgenen Gemeinsamkeiten zwischen der frühen FDJ-Generation des Ostens und der skeptischen Generation im Westen jenseits ihrer Polarisierung und ihren differenten Kontexten aufzeigte? Wo der Vergleich der '68er in Paris und Prag oder der Neuen Linken und der Neuen Rechten?

Meine eingangs aufgeworfene Frage nach der Identität von Generationen möchte ich angesichts der vielen kurzschlüssigen Antworten, die höchst partielle Befunde vorschnell generalisiert haben, noch immer verneinen. Aber ich möchte einräumen, daß mir historische Wesenskonstrukte, problematisch wie sie in sich sein mögen, von inhaltlich polarisierten Generationsstilen im 20. Jahrhundert als ein Fortschritt der Forschung erschienen, wenn sie denn als hypothetischer Verständigungsvorschuß gehandhabt werden. Die Identifikationen solcher Identitäten werden wir im kritischen Raum der Wissenschaft schon abarbeiten.

Die zweite aufgeworfene Frage, die ich noch nicht beantwortet habe, nämlich nach dem Geschlechtscharakter der Generationen des 20. Jahrhundert muß derzeit noch immer dahin beantwortet werden, daß es sich um ganz vorwiegend männlich beherrschte Gruppen, mithin um Repräsentanten von Minderheiten handelt, obwohl wir über eine Fülle von Studien über die Erfahrungen und Äußerungsformen von generationsgebundenen Frauen verfügen. Der Zyklus der politischen Jugendbewegungen des 20. Jahrhundert und der auf ihnen aufbauenden Generationsgeschichten ist noch immer männerdominiert, obwohl z.B. der Widerspruch zwischen der Passivität der Kriegserfahrungen geschlagener deutscher Männer und der Aktivierung vieler Frauen im Krieg kein Geheimnis ist. Aber, soweit ich sehe, ist es noch nicht zu einem wirklichen Gespräch darüber gekommen, die Anregungen Mannheims über den polarisierten Charakter von Generationsstilen auch auf das Geschlechterverhältnis zu übertragen und dort nach tiefer verborgenen Paradigmen gemeinsamer Generationserfahrungen zu fragen.

Dazu müßte man noch eine zweite produktive Komplikation hinzunehmen, die in der Erforschung der Langzeitverarbeitung der kompakteren Faschismus- und Kriegserfahrung (bisher weniger der schon durch ihre längere Dauer differenzierteren Kommunismuserfahrung) in letzter Zeit eine besondere Rolle spielt, nämlich der intergenerationelle Erfahrungstransfer. Er ist bedeutsam insbesondere in den Familien als überwiegend harmonisierenden, aber teilweise auch zusätzlich individualisierenden Kleinzellen der Sozialisation, aber vor allem auch innerhalb von kollektiven Traditionsbildungen, die erst aus den politischen Erlebnis- und Überlebensgemeinschaften von partizipativer Diktatur, Terror, Krieg und Massenvernichtung als intergenerationelle „Opfer“- und „Täter“-Kollektive konstruiert worden sind. Dabei handelt es sich teilweise um Identifikationen und teilweise um angenommene oder abgewehrte Zuschreibungen, die im letzteren Fall enorme existentielle, emotionale und moralische Bindekräfte und Herausforderungen darstellen und im Falle ihrer familialen Tradierung durch die häufige geschlechtliche Überkreuz-Identifikation von Kindern im Verhältnis zu den Eltern und Großeltern geschlechtstypische Normalitätsannahmen verwirren. In Mann-

heimischen Begriffen müßte dies zu einer weiteren Ausdifferenzierung von „Generationseinheiten“ (die im Extremfall der Traditionsverweigerung bis hin zu ihrer Atomisierung reichen kann) führen, welche die idealtypische Ausbildung emphatisch polarisierter Generationen in einem angenommenen gemeinsamen Referenzhorizont auch unter den Bedingungen gesellschaftlicher Akzeleration und von Systemumbrüchen durchkreuzen kann. Jedenfalls stehen wir vor dem gegenwärtigen Befund, daß immer häufiger signifikative Generationen proklamiert oder diagnostiziert werden, die sich aber im Rückblick schon nach kurzen Zeitdistanzen nicht als wirklich tragende bewähren.

Damit bin ich bei meiner abschließenden Frage nach der Gegenwart angelangt. Ist die Ära paradigmatischer Generationen des 20. Jahrhunderts zu Ende? Die gerade in Berlin laufende Loveparade ist schwerlich als ihre Fortsetzung zu interpretieren. Aber die Logik des 20. Jahrhunderts suggeriert, daß der Umbruch im Osten mit einem Zeitversatz von zehn bis zwanzig Jahren noch einmal Ansätze zu einem eigenen Generationsstil protestierender und die Welt neu deutender Jugend hervorbringt. Aber dabei bleibt die Anschlußfähigkeit solcher Ansätze im diffuseren Westen völlig offen, nicht zuletzt weil dort die Jugend kaum Ansätze zur Kristallisation einer eigenen (emphatisch polarisierten oder sonstwie gesteigert distinktiven) Antwort auf den akzelerierten sozialen Wandel unserer Jahre, keinen Einbruch der Geschichte auf ihre Sozialisation oder sonst eine wirklich spezifisch vergemeinschaftende Herausforderung zur Neuinterpretation der Welt und der eigenen Erfahrung erkennen läßt, sondern sich mit schnell wechselnden Surrogaten der Selbstausszeichnung behelfen muß. Ist also die Erklärungskraft des Generationenparadigmas im Westen erschöpft? Aber ist vielleicht der Osten mit seinen tiefen Verunsicherungen, neuen Traditionsbildungen und Ressentiments ein Mistbeet neuer jugendgenerationeller Ansätze, die hier sich steigern und kristallisieren könnten, um danach auch zur Identifikation für jene einzuladen, bei denen solche Kristallisationsbedingungen sich übermäßig ausdifferenziert haben oder im Rauschen der Medialität diffundiert sind? Für Polarisierung ist in der Verdichtung der rechten Jugend-Szene samt ihrer zunehmenden gymnasialen Intellektualisierung und in der lebensweltlichen Ostalgie und dem verletzten Stolz vieler „Ossis“ gesorgt.

Aber was wirklich geschehen wird, wissen wir nicht. Das hängt auch von den sehr viel dramatischeren Orientierungsherausforderungen in Osteuropa ab. Darauf bin ich gespannt, und wir werden es in Jena im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs über die zweite Stufe der Transformation verfolgen. Unser zeitgeschichtlicher Beitrag zu diesem (überwiegend soziologischen und weniger prognostisch angelegten) Unternehmen ist dabei projektiv angelegt. Denn aus der Verlaufslogik des kurzen 20. Jahrhunderts, das im Osten länger existentiell nachwirkt, und den Strukturbedingungen des Umbruchs von 1989/90 wäre noch einmal ein regionalspezifischer Ausdruck einer polarisierten politischen Jugendgeneration zu erwarten. Aber unsere Erwartungen sind offen, denn wir haben weder Mannheims Nebenbemerkung vergessen, wonach eine zu starke Beschleunigung des sozialen Wandels die Kristallisationsbedingungen eines emphatischen Genera-

tionsausdrucks auch wieder ruinieren kann, noch die Schwächen und Leerstellen seiner Theorie: die Unterstellung eines abgeschlossenen Referenzhorizonts, die Ausblendung der Geschlechterfrage und die Unterbewertung des intergenerationalen Erfahrungstransfers in Familien und in traumatisierten oder stigmatisierten kleineren Kollektiven. Wir müssen also induktiv vorgehen, und das wird uns eine ganze Weile beschäftigen.

Literaturhinweise

- Billerbeck, Liane v.*, Generation Ost. Aufmüpfig, angepaßt, ehrgeizig? (Berlin 1999)
- Breyvogel, Wilfried* (Hrsg.), Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand und Nationalsozialismus (Bonn 1991)
- Bucher, Willi, Pohl, Klaus* (Hrsg.), Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert (Darmstadt, Neuwied 1986)
- Bude, Heinz*, Deutsche Karrieren, Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flak-helfer-Generation (Frankfurt a. M. 1987)
- Bude, Heinz*, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948 (Frankfurt a. M. 1995)
- Bude, Heinz*, Generation Berlin (Berlin 2001)
- Coupland, Douglas*, Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur (München 1991)
- Dähn, Horst, Gotschlich, Helga* (Hrsg.), Die Freie Deutsche Jugend. Beiträge zur Geschichte einer Massenorganisation, 8 Bde. (Berlin 1994 ff.)
- Dowe, Dieter* (Hrsg.), Jugendprotest und Generationskonflikte in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich (Bonn 1986)
- Engler, Wolfgang*, Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land (Berlin 1999)
- Erikson, Erik H.*, Childhood and Society (zuerst 1950, New York, London 1993)
- Fels, Gerhard*, Der Aufruhr der 68er. Zu den geistigen Grundlagen der Studentenbewegung und der RAF (Bonn 1998)
- Fogt, Helmut*, Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell (Opladen 1982)
- Gilcher-Holtey, Ingrid*, 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft (Göttingen 1998)
- Gillis, John R.*, Youth and History. Tradition and Change in European Age Relations. 1770–Present (New York, London 1974)
- Göschel, Albrecht*, Die Ungleichzeitigkeit in der Kultur. Wandel des Kulturbegriffs in vier Generationen (Essen 1995)
- Göschel, Albrecht*, Kontrast und Parallelen. Kulturelle und politische Identitätsbildung ostdeutscher Generationen (Stuttgart 1999)
- Götz von Olenhusen, Irmaud*, Jugendreich, Gottesreich, Deutsches Reich. Junge Generation, Religion und Politik 1928–1933 (Köln 1987)
- Hartewig, Karin*, Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR (Köln, Weimar, Wien 2000)
- Herbert, Ulrich*, Best. Biografische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. 1903–1989 (Bonn 1996)
- Hollstein, Walter*, Die gespaltene Generation. Jugendliche zwischen Aufbruch und Anpassung (Berlin, Bonn 1983)
- Hörisch, Jochen*, Mediengenerationen (Frankfurt a. M. 1997)
- Illies, Florian*, Generation Golf. Eine Inspektion (Frankfurt a. M. 2000)

- Kabane, Renwen*, The Origins of Postmodern Youth. Informal Youth Movements in a Comparative Perspective (Berlin 1997)
- Kilian, Eveline, Komfort-Hein, Susanne* (Hrsg.), GeNarrationen. Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht (Tübingen 1999)
- Koebner, Thomas, Janz, Rolf-Peter, Trommler, Frank* (Hrsg.), ‚Mit uns zieht die neue Zeit‘. Der Mythos Jugend (Frankfurt a.M. 1985)
- Kohli, Martin, Szydlík, Marc* (Hrsg.), Generationen in Familie und Gesellschaft (Opladen 2000)
- Krabbe, Wolfgang R.* (Hrsg.), Politische Jugend in der Weimarer Republik (Bochum 1993)
- Leggewie, Claus*, Die 68er. Portrait einer Generation (Hamburg 1995)
- Liebau, Eckart* (Hrsg.), Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft (Weinheim, München 1997)
- Mansel, Jürgen, Rosenthal, Gabriele, Tölke, Angelika* (Hrsg.), Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung (Opladen 1997)
- Mead, Margaret*, Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild (Eschborn 2000)
- Muchow, Hans Heinrich*, Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät (Reinbek 1962)
- Niethammer, Lutz*, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur (Reinbek bei Hamburg 2000)
- Niethammer, Lutz, Plato, Alexander v.* (Hrsg.), Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. 1930–1980, 3 Bde. (Berlin, Bonn 21989)
- Niethammer, Lutz, Plato, Alexander v., Wierling, Dorothee*, Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR (Berlin 1991)
- Paetel, Karl O.*, Jugendbewegung und Politik. Randbemerkungen (Bad Godesberg 1961)
- Passerini, Luisa*, Autobiography of a Generation, Italy 1968, (Hannover, London 1996; zuerst ital. „Autoritratto di gruppo“ 1988)
- Radebold, Hartmut*, Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen (Göttingen 2000)
- Reulecke, Jürgen*, „Ich möchte einer werden so wie die ...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert (Frankfurt, New York 2001)
- Révész, László*, Jugendbewegungen im Ostblock (Wien, München 1985)
- Roberts, Ulla*, Starke Mütter – ferne Väter. Töchter reflektieren ihre Kindheit im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit (Frankfurt a.M. 1994)
- Roseman, Mark* (Hrsg.), Generations in Conflict. Youth revolt and generation formation in Germany, 1770–1968 (Cambridge 1995)
- Rosenthal, Gabriele* (Hrsg.), Die Hitlerjugend-Generation (Essen 1986)
- Rosenthal, Gabriele* (Hrsg.), Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern (Gießen 1997)
- Schatz, Jaff*, The Generation. The Rise and Fall of the Jewish Communists of Poland (Berkeley, Los Angeles, Oxford 1991)
- Schelsky, Helmut*, Die skeptische Generation (Düsseldorf 1960)
- Schlicht, Uwe* (Hrsg.), Trotz und Träume. Jugend lehnt sich auf (Berlin 1982)
- Welzer, Harald* (Hrsg.), Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung (Hamburg 2001)
- Welzer, Harald, Moller, Sabine, Tschuggnall, Karoline*, ‚Opa war kein Nazi‘. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis (Frankfurt a.M. 2002)
- Wildt, Michael*, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes (Hamburg 2002)

Peter Schulz-Hageleit

Zur Problematik des „Durcharbeitens“ lebensgeschichtlicher Erfahrungen

„... Erfahrung, die Dauer zwischen heilsamem
Vergessen und heilsamem Erinnern.“

(Adorno, *Minima moralia*, Reflexionen aus dem
beschädigten Leben, Erster Teil, 33. Text)

I. Ansatz

Im Allgemeinen wird für das, was ich hier vortragen möchte, nicht der Begriff „Durcharbeiten“ verwandt, sondern der Begriff „Aufarbeitung“, der sich seit Adornos bekanntem Aufsatz aus dem Jahre 1959¹ durchgesetzt und andere Begriffe wie Vergangenheitsbewältigung ersetzt hat. Ich ziehe es trotzdem vor, mit Sigmund Freud von Durcharbeiten zu sprechen, weil dieses Wort, so wie es ursprünglich gemeint war, von vornherein verhindert, daß wir uns mit den schuldhaften Verstrickungen anderer Menschen beschäftigen, anstatt auf die eigene Geschichte zu schauen. Geschichte *aufarbeiten*, das ist, überspitzt zusammengefaßt, Vergangenheitsaufklärung ohne Mitarbeit der eigentlichen Akteure. *Durcharbeiten* von Geschichte setzt dagegen in der eigenen Erfahrung an. Es geht vom eigenen Tun aus. Es sucht sich der lebensgeschichtlichen Komponenten im geschichtlichen Thema bewußt zu werden und enthält sich des Vorwurfs an andere.

II. Rückgriff

Wie eben schon kurz angedeutet, entstammt der Begriff des Durcharbeitens nicht der Geschichtswissenschaft oder einer anderen der Historie zugewandten Disziplin, sondern der Psychoanalyse. 1914 formulierte Freud „Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse“ mit der inhaltlichen Spezifizierung *Erinnern, Wie-*

¹ *Theodor W. Adorno*, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit (1959), in: *ders.*, *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1968*, hrsg. v. *Gert Kadelbach* (Frankfurt a.M. 1972).

*derholen, Durcharbeiten*². Dieser begriffliche Dreiklang hat sich im folgenden durchgesetzt und findet wegen seiner aufklärerischen Programmatik zunehmend auch außerhalb des psychoanalytischen Geltungsbereiches Gehör.

Durchzuarbeiten seien nach Freud vor allem die sogenannten „Widerstände“ des Patienten, der unerledigte Lebenskonflikte wiederholend agiert (wichtig ist dabei vor allem die „Übertragung“ auf den Arzt), die vollständige Erinnerung der ursprünglichen Konstellationen einschließlich der damit verbundenen „Triebregungen“ aber zurückhält, weil sie in der einen oder anderen Weise *Unlust* erzeugen würden. Der Arzt solle, so rät Freud seinen psychoanalytisch arbeitenden Kollegen, den für ihn deutlich sichtbaren Widerstand benennen, sich aber nicht der Illusion hingeben, daß damit auch der Widerstand selbst schon überwunden sei. Mit dem Diagnostizieren und *Durcharbeiten der Widerstände* beginne vielmehr ein besonders hartes Stück Arbeit, das allerdings auf den Patienten „die größte verändernde Einwirkung“ ausübe.

III. Problemstellung

Für uns stellt sich sofort und geradezu gebieterisch die Frage, inwieweit ein derartiges Therapie-Instrumentarium, das für die eigentümliche psychoanalytische Gesprächssituation entwickelt wurde, aber sogar hier keine unumschränkte Geltung mehr beanspruchen kann, auf historisch-politische Konstellationen im Allgemeinen und lebensgeschichtliche Erfahrungen im Besonderen übertragen werden kann. *Wer* wäre beim Durcharbeiten der geschichtlich-lebensgeschichtlichen Vergangenheit der Arzt und wer der Patient? Kann man überhaupt etwas „durcharbeiten“, wenn es den konstitutiven Dialog zwischen Arzt und Patient gar nicht gibt und damit auch die treibende Kraft der Übertragung fehlt? *Was* wäre inhaltlich im öffentlichen Diskurs durcharbeiten? Ist der sogenannte *Widerstand* des Patienten auf der Couch gegenüber „verdrängten Triebregungen“ dasselbe, und sei es nur ungefähr, wie etwa das Verschweigen oder Verharmlosen politisch inkriminierter Tatbestände, wie sie u. a. bei der Erforschung früherer Unrechtssysteme ans Tageslicht kommen? Oder ist vielleicht, summa summarum, eine Übertragung des psychoanalytischen Setting auf den öffentlichen Diskurs von vornherein verfehlt?

Ich werde im XI. Abschnitt meines Beitrags mit einigen Thesen auf diese Fragen eingehen. Zuvor soll aber die Vielschichtigkeit der Thematik anhand einiger Inhaltsbeispiele bewußt gemacht werden. Im Hinblick auf das Tagungsthema mache ich meine Überlegungen an einer bestimmten Generation und Bevölkerungsgruppe fest, nämlich an den Kindern der nationalsozialistischen Täter, gebo-

² *Sigmund Freud*, Studienausgabe des Fischer-Verlages in zehn Bänden und einem Ergänzungsband mit Schriften zur Behandlungstechnik (Frankfurt a.M. 1975), wo auch der hier erwähnte Aufsatz abgedruckt ist (Ergänzungsband 205–215).

ren etwa zwischen 1935 und 1945. Das ist ein recht großer Personenkreis, wenn man nicht nur die politisch verantwortlichen Hauptakteure des Nationalsozialismus in Betracht zieht, sondern darüber hinaus auch Mitläufer und Profiteure des Geschehens, niedere Dienstgrade und Befehlsempfänger, Schreibtischtäter und Vordenker des Holocaust, die sich alle auf die eine oder andere Weise schuldig gemacht haben. Im weitesten Sinn sind wahrscheinlich die meisten der hier Anwesenden Kinder oder Kindeskinde von Tätern, wenn auch selbstverständlich in sehr verschiedenen Abstufungen, vom eher marginalen Involviertsein bis hin zur direkten Betroffenheit wie etwa bei mir, der ich Sohn eines SS-Mannes und einer NS-begeisterten Mutter bin.

Welche Einsichten, aber auch welche Probleme ergeben sich, wenn man die Lebensgeschichten dieser Menschen durch die Brille des Durcharbeitens betrachtet und darüber hinaus fragt, welchen Gewinn diese Betrachtung für Geschichte und Geschichtsschreibung im allgemeinen haben könnte? Sehen wir uns zuerst einen Inhalt, der genauer durchzuarbeiten wäre, etwas näher an.

IV. Sehnsucht nach dem abwesenden und gleichzeitig übermächtigen Vater

Es gibt inzwischen zahlreiche Publikationen, die eine Auseinandersetzung mit der familiären NS-Tradition in der Ich-Perspektive dokumentieren. Als Beispiel nenne ich Kurt Meyer: *Geweint wird, wenn der Kopf ab ist. Annäherungen an meinen Vater – „Panzermeier“ – Generalmajor der Waffen-SS*. Das Buch zeigt eindrucksvoll, wie heftig die NS- und SS-Väter geliebt wurden und wie schwer es ist, mit dem psychologischen „Erbe“, das sie hinterlassen haben, fertig zu werden. Eine Besonderheit der Art und Weise, wie Kurt Meyer das Problem angepackt hat, besteht darin, daß er ein fingiertes Gespräch mit dem inzwischen längst verstorbenen Vater entwickelt, ihn also direkt anspricht und so zur Rechenschaft zieht, mithin nachzuholen sucht, was zu Lebzeiten nicht stattgefunden hat.

Ein Textbeispiel: „Meine erste Begegnung mit dir, an die ich mich aber nicht erinnern kann, denn ich war erst ein Jahr alt, fällt noch in die Zeit des Prozesses, in dem du dich für die Verbrechen der dir untergebenen Soldaten verantworten mußt. Ich soll nach deinen Schulterstücken gegriffen haben. Jahre später, 1952, kamst du wirklich ‚auf Heimaturlaub‘. Ich war sieben Jahre alt und ich wußte nicht, was das war, ein Vater.“ (S. 19)

Mit der Leitvorstellung des Durcharbeitens ist Meyer insofern verbunden, als er nicht über „die“ Deutschen, den Hang „des“ Menschen zur Gewalt oder ähnliche Unverbindlichkeiten schwadroniert, sondern bei den eigenen Ambivalenzen ansetzt und die Unnahbarkeit des Vaters als gefühlte Abwehr in sich selbst thematisiert. Meilenweit entfernt vom Durcharbeiten ist Meyer jedoch insofern, als ein virtueller Dialog den realen Dialog mit dem Therapeuten nicht ersetzen kann und früher oder später in Selbstreferenzen stecken bleiben muß.

Der künstlich belebte Vater wirft mit seiner faktischen Stummheit den Fragenden immer wieder auf sich selbst zurück. Die Sehnsucht nach dem Vater wird erinnert und wiederholt, etwa so wie Freud es beschrieben hat, aber eben nicht analytisch durchgearbeitet und in neuer Bewußtseinskonstellation integriert. Ein Symptom für das unaufgelöste Spannungsverhältnis des Sohns zum Vater ist m. E. schon der Buchtitel, dieser grausige Ausspruch des Vaters als tradiertes Lebensleitmotiv. Derartige Zitate unreflektierter Aussprüche sind zwar gegenwärtig gang und gäbe³, die publizistische Üblichkeit hebt den Mangel an reflexiver Distanzierung m. E. jedoch nicht auf, im Gegenteil: Sie dokumentiert nur, wie schwer die Erfahrungen früherer Generationen auf uns lasten und wie sie uns in Verhaltensrichtungen drängen, die nicht dem eigenen Willen, sondern unbewußten Identifizierungen entspringen.

Das *acting out* als besonders starkes Hindernis für das Durcharbeiten hat viele Formen, wie auch die Abwehr im Allgemeinen nicht ein in sich geschlossener monolithischer Mechanismus ist, sondern in recht unterschiedlichen Reifegraden eingesetzt wird. Ich will nicht sagen, daß sich jeder, der dem Wiederholungszwang entgehen will, zur Psychoanalyse auf die Couch legen müßte, sondern nur darauf hinweisen, daß wir uns nicht wie Münchhausen selbst aus dem Sumpf ziehen können, sondern einen ebenso empathischen wie autonom-widerständigen Gesprächspartner brauchen, oder ganz allgemein: eine Gesprächskultur, die das vertrauensvolle Sich-Öffnen zuläßt und pflegt und nicht von vornherein angstvoll unterbindet.

Diese kritische Perspektive gilt retrospektiv auch für viele meiner eigenen Arbeiten, mit denen ich die Mauer der Geschichte introspektiv zu durchbrechen suchte. Was bei Meyer das erfundene Gespräch mit dem toten Vater ist, das ist bei mir, strukturell durchaus ähnlich, die Forderung nach „authentischen Gesprächen“ im Geschichtsunterricht⁴ – ein für viele Didaktiker-Kollegen begreiflicher-

³ Eine exzessive Verwendung dieses Stilmittels, das Authentizität demonstriert und den Deutungsprozeß damit aber eher blockiert als vorantreibt, findet sich beispielsweise bei *Margarete Dörr*, „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“ Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, drei Bände (Frankfurt a. M. 1998). Jede Lebensgeschichte wird unter ein selbstreferenzielles Zitat gestellt, z. B.: „Da mußt du durch, das Leben geht weiter“ (I, 223); „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue“ (I, 270); „Ich wollte immer ganz echt sein“ (I, 333) usw. Der Titel des Gesamtwerkes, das eine erstaunliche Lebensleistung darstellt, wird am Ende des 3. Bandes erläutert (469). Es handelt sich um einen Satz, „den fast alle Frauen so oder ähnlich formulierten: ‚Wer die Zeit nicht miterlebt hat, kann sich das gar nicht vorstellen, kann uns gar nicht verstehen.‘“ Beim übermäßigen Zitieren wird *Empathie* als Ausgangspunkt für aufklärende Deutung offenbar verwechselt mit reproduktiver, identifikatorischer *Emphase*, die nach der hier entwickelten Perspektive auf Abwehr beruht.

⁴ Zwei TU-interne Hefte unter dem Titel „Geschichte, Psychologie und Lebensgeschichte“ (Bd. I 1988, Bd. 2 1995) enthalten die diesbezüglich relevanten Aufsätze, u. a. den im Journal für Geschichte 1 (1987) erstmals abgedruckten Aufsatz: Die Bedeutung von historischen Inhalten für unser Leben. Von der „didaktischen Analyse“ zum „authentischen Gespräch“. Auch der Begriff „Geschichtsanalyse“ bzw. „geschichtsanalytisch“ findet hier, in der Aufsatzsammlung von 1995, seine erste Bestimmung.

weise recht befremdliches Ansinnen, dessen Interpretationsbedürftigkeit mir erst im Nachhinein deutlich wurde.

V. Die persönliche Kraft des Standhaltens und die Erträglichkeit der Schuldlast: zwei Faktoren, die für das Gelingen des Durcharbeitens wichtig sind

Die Verdrängungswiderstände der Täter-Kinder wuchsen mit der juristisch-tatsächlichen und moralischen Schuld der Eltern. Je übler und krimineller das war, was die Eltern auf dem Gewissen hatten (meistens handelte es sich um den Vater), um so schwieriger war es für die Täter-Kinder,

- die Tatsachen voll konfrontativ anzuerkennen,
- die Bedeutung dieser Tatsachen für das eigene Leben durchzuarbeiten,
- Wut, Angst und Schuldgefühle, die dabei freigesetzt wurden, auszuhalten,
- unumgängliche Trauerarbeit zu leisten, um so, schließlich und endlich,
- die Fremdbestimmung durch die Eltern zu überwinden und eine eigene Identität zu entwickeln.

Ich möchte diese Problemstufen mit dem Hinweis auf zwei Beispiele verdeutlichen, die recht gut dokumentiert sind und daher im Einzelnen überprüft werden könnten. Zunächst das Beispiel mit einem unbefriedigenden Ausgang. Es handelt sich um Herrn A., der wegen manifester Arbeitsstörungen ärztliche Hilfe nachsuchte und sich in die Psychoanalyse begab⁵. Schon der Einstieg ist ein Signal; denn daß in der verbrecherischen Nazi-Vergangenheit des Vaters, die nur bruchstückhaft und zögernd ans Tageslicht kommt, ein wesentlicher Grund für die Arbeits- und Lebensstörungen liegen könnte, wird bis zum Ende nicht ihrer Bedeutung gemäß thematisiert, von einer Integration des Desintegrierten ganz zu schweigen. Es stellt sich heraus, daß der Vater von Herrn A. als Lagerarzt in einem KZ an medizinischen Menschenversuchen beteiligt war. Einige Tatsachen kommen also ans Tageslicht, affektive Regungen lösen sie beim Patienten aber nicht aus. Er sagt: „Auf mich wirkt das alles so unwirklich, als erforsche ich die Geschichte eines Nachbarn. Ich bringe das in mir nicht zusammen, daß das mein Vater sein soll, der das früher getan hat. Als gehe es dabei um zwei verschiedene Menschen.“⁶ Auch Rückfragen bei der Mutter, die noch lebte, brachten ihn nicht weiter. Er schützte die Mutter wie zuvor den Vater, verbuchte alle Schwierigkeiten als sein persönliches Versagen und opferte auf diese Weise seine eigene Selbstentwicklung.

⁵ Werner Bohleber, Transgenerationelles Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewußtsein, in: Jörn Rüsen, Jürgen Straub (Hrsg.), Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2 (Frankfurt a.M. 1998) 256–274.

⁶ Ebd. 271.

Ganz anders die bekannte Geschichte der Dörte von Westernhagen, die mit ihrem autobiographisch-reflexiven, aber auch sachlich-objektivierenden Buch *Die Kinder der Täter* einen Meilenstein in der Gesellschaftsgeschichte des Durcharbeitens gesetzt hat. Westernhagens Vater war Offizier der Waffen-SS, an gerichtsnotorischen Verbrechen direkt aber nicht beteiligt; jedenfalls ergaben diesbezügliche Recherchen kein eindeutiges Ergebnis. Er starb in den letzten Kriegstagen bei einem Tieffliegerangriff. Nachdem das Tor zur Geschichte der eigenen Familie als konstitutives Element der allgemeinen Geschichte einmal geöffnet war, gab es für Westernhagen offenbar kein Halt mehr: Mit unerhörter Energie rannte sie förmlich gegen das bislang Verdrängte an, und zwar sowohl auf der Objektebene der Geschichte als auch auf der Ebene des eigenen Subjekt-Involviertseins. Diese ebenso aggressive wie intelligente Entschlossenheit, den Dingen auf den Grund zu gehen, verbunden mit der Tatsachenkonstellation, daß das Maß der väterlichen Verfehlungen erträglich blieb, führten schließlich zum Erfolg insofern, als das *unerledigt-quälerische Liebesverhältnis zum Vater* aufgelöst und ein neuer, ganz eigener Weg eröffnet werden konnte.

Bevor sich Westernhagen mit anderen Biographien von Täter-Kindern auseinandersetzt, nimmt sie sozusagen symbolisch Abschied von ihrem Vater und schreibt (S. 93): „Ich hatte eine bestimmte Zeitspanne mit dem Vater verbringen können, weil das ‚Jenseitsbüro‘ das ursprünglich vorgesehene, reguläre Zusammentreffen mit ihm übersehen hatte. Ich hatte ihn, wie es sich für eine ordentliche Liebesgeschichte gehört ..., verehren, verachten, begehren und hassen dürfen. Jetzt war die Frist um; Zeit, vom Vater, wie ich ihn kennengelernt hatte, Abschied zu nehmen.“ Es folgt zur Bekräftigung der Zäsur ein Gedicht von Keilson, das so beginnt: „In den tagen des november – wenn es kalt wird – denke ich deines todes – vater ...“

VI. Deutsche Historiker

Ich möchte jetzt von einzelnen Täter-Kindern und ihren leiblichen Eltern zur kollektiven und metaphorischen Dimension der Thematik übergehen, die u. a. dann schlaglichtartig deutlich wird, wenn wir an unsere Doktor-„Väter“ und -„Mütter“ denken. Eine Berufsgruppe, die den Verdrängungswiderstand besonders lange und hartnäckig aufrecht erhalten hat, ist die der Historiker. Erst 1998, auf dem Historikertag in Leipzig, ist mit dem Eröffnungsreferat des Vorsitzenden Johannes Fried⁷ und der großen Sektion über deutsche Historiker im Nationalsozialismus⁸ ein Durchbruch erzielt worden; dementsprechend stark war das allgemeine Publi-

⁷ Außer in den verbandsinternen Dokumentationen ist Frieds Eröffnungsrede zum 42. Deutschen Historikertag (Frankfurt a.M.) abgedruckt in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 10 (1998) 869–874.

⁸ Die Referate der Sektion wurden hrsg. v. Winfried Schulze, Otto Gerhard Oexle, Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1999).

kumsinteresse. Haben die Historiker damit die Anstrengung des Durcharbeitens auf sich genommen und sich dabei als Zunft strukturell etwa so verändert, wie Freud es von seinen Analyse-Patienten erwartet hat?

Wir dürfen und müssen da wohl aus mehreren Gründen skeptisch sein. Erstens läuft die kollektive Selbstreflexion nach anderen Gesetzen ab als die individuelle Psychoanalyse. Wenn hier schon, im Bereich des Individuell-Therapeutischen, kein schnell gelingendes Durcharbeiten garantiert ist, sondern meistens mehrere Wellen und Schübe erforderlich sind, um wenigstens Teilerfolge zu erzielen, dann ist beim geschichtsanalytischen Durcharbeiten, wo der eine den anderen eher zurückhält als anspornt, mit um so mehr Erschwernissen zu rechnen⁹. Was in der individuellen Psychoanalyse Einzelstunden oder wenige Jahre sind, das muß in der Geschichtsanalyse nach Dezennien berechnet werden.

Zweitens ist die Historiker-Zunft für ein individuelles oder gar kollektives Durcharbeiten ihrer eigenen Geschichte methodologisch schlicht und einfach schlecht ausgerüstet, von menschlichen Qualifikationen, die hierzu auch nötig sind, einmal ganz abgesehen. Die Folgen der Komplizenschaft des transgenerationalen Verschweigens werden stark unterschätzt; eine introspektive Deutung ihrer Bedeutung bleibt außen vor. Es ist schon erstaunlich, mit welchem naiven Selbstbewußtsein beispielsweise ein renommierter Historiker wie Wehler sich daran erinnert, ein begeisterter Hitler-Junge gewesen zu sein¹⁰, ohne daß er dabei die Möglichkeit des Einflusses dieser Erfahrung auf eigene Lebens- und Forschungsrichtungen überhaupt nur in Erwägung zieht. Die nach dem Historikertag von 1998 publizierten Interviews brechen in der Regel genau da ab¹¹, wo das Durcharbeiten und die Selbstveränderung beginnen müßten¹², was freilich weniger den Personen vorzuwerfen als vielmehr auf die vorab festgelegte Form des Interviews zurückzuführen ist. Interviews der üblichen Art fördern und begleiten keinen Re-

⁹ Freud hat in anderen Texten, die sich mit dem Verdrängungswiderstand beschäftigen, mit einem etwas provozierenden Ausdruck auf die „Klebrigkeit der Libido“ hingewiesen (a.a.O. 381, vgl. auch weitere Textstellen zum Widerstand mit Hilfe des Index), das heißt auf die psychische Trägheit vieler Menschen, die es nicht schaffen, bestimmte Besetzungen aufzugeben. Diese Trägheit wird durch die meisten Kollektive, wenn sie einmal etabliert sind, m.E. eher verstärkt als vermindert.

¹⁰ *Rüdiger Hohls, Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus* (Stuttgart, München 2000) 240.

¹¹ In ihrer Einleitung diagnostizieren die Herausgeber selbst verschiedene Ausweichmanöver (Verflüchtigung der Antworten ins Allgemeine, kontrollierte Vorsicht bei schmerzhaften Topoi usw.). Der Widerstand wird damit aber nicht problematisiert, geschweige denn überwunden. Wenn darüber hinaus festgestellt werden konnte, daß die Interviewpartner „den Rückblick auf ihre eigene Jugend zu genießen schienen“ (29), wird deutlich, wie weit die Zunft vor einem effektiven Durcharbeiten ihres früheren Tuns noch entfernt ist.

¹² Voller Apologetik und Selbstrechtfertigungen sind beispielsweise die Erklärungen Michael Stürmers (358–382). Für ihn gibt es nur Opfer, für deren Tun und Lassen man Verständnis haben muß. Seiner Meinung nach regen die Debatten über Historiker im Nationalsozialismus „keinen vernünftigen Menschen mehr auf“ (367). „Sie haben sich verführen lassen – so sind Menschen“ (363).

flexionsprozeß¹³, sondern fragen den erreichten Erkenntnisstand ab. Sie regen keine Selbstzweifel an, sondern fordern zur Selbstdarstellung auf. Selbstdarstellungen aber sind unausweichlich selektiv und apologetisch¹⁴.

Der größer werdende Abstand der Jahre wird, dessen bin ich ziemlich sicher, auch den Verdrängungswiderstand mindern. Mit dem Thema sind wir längst noch nicht fertig.

VII. Was geschieht mit nicht-durchgearbeiteten Erfahrungen?

Etwas ganz anderes als Interviews mit standardisierten Fragen sind tiefenpsychologische Gespräche, wie sie u. a. der israelische Psychologe Dan Bar-On mit Kindern der Täter geführt hat¹⁵. Zur Einschätzung der in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erreichten psychischen Konstellation hat er eine Rating-Skala von fünf Stufen entwickelt, die – grob zusammengefaßt – folgende Bezeichnungen haben:

- Anerkennen der Tatsachen,
- Verstehen der moralischen Bedeutung dieser Tatsachen,
- emotionale Beteiligung,
- Konfliktverarbeitung sowie -ausgleich und schließlich
- Integration von Wissen, Bedeutung und emotionalen Reaktionen¹⁶.

Nur zwei von 46 Täter-Kindern, die sich auf die tiefenpsychologischen Gespräche eingelassen hatten, waren bis zur Stufe fünf gekommen, die anderen waren auf der einen oder anderen Stufe gleichsam stehen geblieben. Das ist ein besorgniserregendes Ergebnis, das u. a. zu der geschichtsanalytisch komplexen Frage Anlaß gibt, was weiter mit den nicht verarbeiteten Komplexen geschieht. Gehen sie im Laufe der nachfolgenden Generationen einfach unter oder generieren die kruden, unverdauten Gewaltbilder neue faktische Gewalt?

¹³ Daneben gibt es natürlich auch tiefenpsychologisch fundierte Interviews bzw. Gespräche, die auch die Position des Fragenden als wichtigen Einflußfaktor zu berücksichtigen suchen. Exemplarisch sei verwiesen auf: *Gabriele Rosenthal* (Hrsg.), *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern* (Gießen 1997).

¹⁴ Die methodologisch reflektierte Oral-history-Forschung berücksichtigt diese Schwierigkeiten. Mit Hilfe einer eigenen Zeitschrift (BIOS = Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Verlag Leske und Budrich, Leverkusen) werden die Erkenntnismöglichkeiten kontinuierlich diskutiert und weiter entwickelt.

¹⁵ Dan Bar-On, *Legacy of Silence. Encounters with Children of the Third Reich*. Harvard University Press, Cambridge 1989 (deutsche Übersetzung im Campus-Verlag: die Ver schwörung des Schweigens).

¹⁶ In dieser Zusammenfassung übernommen aus: *Wolfgang Neumann*, *Spurensuche als psychologische Erinnerungsarbeit. Die Suche nach und die Verarbeitung von seelischen Spuren der deutschen Vergangenheit im psychologischen Beratungskontext an der Hochschule* (Tübingen 1999).

Wir wissen es nicht genau. Wir können es nicht wissen, weil erstens die Geschichte des Transfers spezifischer Erfahrungen bislang überhaupt noch nicht erforscht wurde (von psychoanalytischen Einzelfallstudien einmal abgesehen) und weil zweitens mit jeder Generation neue Erfahrungskomplexitäten entstehen, die ganz unerwartete Handlungsspielräume eröffnen und den linearen Transfer der Verdrängungen unterbrechen. Als Entlastung von der Pflicht, sich kritisch und selbstkritisch der eigenen Geschichte zu stellen, sollte diese Unsicherheit freilich nicht verstanden werden, im Gegenteil; denn die Gefahr, daß unbewältigte Erfahrungskomplexe kumulativ ineinandergreifen und verhängnisvolle Weichenstellungen induzieren, ist m. E. doch offenkundig. Der Aufstieg des Nationalsozialismus und der Weg in den Zweiten Weltkrieg sind ohne eine derartige Addition und Verschränkung nicht-durchgearbeiteter Erfahrungen in meiner Sicht nicht zu verstehen, denken wir an

- die Schwierigkeit der Frontsoldaten, ihre Horrorerfahrungen schnell und wirksam in den öffentlichen Diskurs einzubringen und diesen damit zu verändern; an
- die Scham der unerwarteten Niederlage und deren Abwehr durch die Dolchstoß-Legende; an
- die Unerträglichkeit der Schuldzuweisung durch die Alliierten, an den Haß auf Versailles und das Rachegeschrei in fast allen Lagern; an die
- die Fortdauer der Kriegsstimmung (der Weltkrieg wurde 1918/19 unterbrochen, aber nicht wirklich beendet; der Frieden wurde nicht verinnerlicht); an
- Fortdauer autoritärer Gesellschaftsstrukturen und an
- das frustrierte Streben nach Sieg, Ruhm und Weltmacht.

Der Akkumulation unverarbeiteter Erfahrungen diskursiv begegnen – das müßte nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu den Inhalten und Zielen jeglicher Geschichtspolitik im 21. Jahrhundert gehören!

VIII. Erfahrungsverarbeitungen als transgenerationelle Aufgabe

Theodor Adorno (1903–1969) schrieb in seinen *Minima moralia*, daß „eigentliche Erfahrung“ in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs nicht mehr möglich gewesen sei und daß sich diese Unmöglichkeit im Zweiten Weltkrieg wiederholt, bestätigt und verstärkt habe. Unter „eigentlicher Erfahrung“ verstand Adorno offenbar die produktiv integrierte Erfahrung, die Erfahrung als Lebensbereicherung, die nicht zustande komme, wenn die auf den Menschen eindringenden Eindrücke zu heftig sind, so daß die inneren Verarbeitungskräfte überwältigt und paralysiert werden. Der Krieg aber habe überall, mit jeder Explosion, „den Reizschutz durchbrochen, unter dem Erfahrung, die Dauer zwischen heilsamem Vergessen und heilsamem Erinnern, sich bildet. Das Leben hat sich in eine zeitlose Folge von Schocks verwandelt, zwischen denen Löcher, paralysierte Zwischenräume klaffen. Nichts aber ist vielleicht verhängnisvoller für die Zukunft, als daß

im wörtlichen Sinn bald keiner mehr daran wird denken können, denn jedes Trauma, jeder unbewältigte Schock der Zurückkehrenden ist ein Ferment kommender Destruktion“¹⁷.

Diese düstere Vision enthält wohl einen empirisch wahren Kern und eine Mahnung für die Zukunft, aber keine resignative Festschreibung der Geschichte, auch wenn der Hoffnungsvorbehalt nur als leises „vielleicht“ zum Ausdruck kommt. Daß ein Trauma sich nicht als „Ferment kommender Destruktion“ auswirke, erscheint nach den hier entwickelten Reflexionen immerhin im Horizont des Möglichen. In der Erfahrung als Dauer zwischen heilsamem Vergessen und heilsamem Erinnern liegen ja nicht nur einige individuelle Lebensjahre, sondern darüber hinaus Aufgaben des Generationentransfers, für den fünfzig Jahre überhaupt kein Limit sind. Die „Heilungschancen“ beim Generationentransfer wachsen in dem Maße, wie das Durcharbeiten je eigener Verdrängungswiderstände gelingt.

IX. Ein Blick auf die Kinder der DDR – Subjektive Erfahrungen und objektive Geschichte

Wahrscheinlich wird beim Thema *Durcharbeiten lebensgeschichtlicher Erfahrungen* auch ein Wort über die Notwendigkeit des selbstkritischen Umgangs mit der DDR-Vergangenheit erwartet, doch genau das kann von meiner Seite aus nicht geboten werden, jedenfalls nicht inhaltlich, weil ich mit der DDR-Geschichte direkt wenig zu tun habe. Meine Themen als „Wessi“ sind u.a. die Spaltung Deutschlands und die hysterisierten Feindbildprojektionen des Kalten Krieges, aber nicht die DDR als Sackgasse deutscher Geschichte. Damit müßten sich jene beschäftigen, die sich selbst in diese Sackgasse manövriert haben oder da hinein manövriert wurden, sowie deren Kinder und Kindeskiner. Eine Aufgabe und Schwierigkeit des Durcharbeitens bestünde darin, die subjektiven Erinnerungen und Alltagserfahrungen, über die kein Wessi verfügt, mit den objektiven Tatsachen zusammen zu bringen und den dabei aufbrechenden emotionalen Konflikt durchzustehen. Ein diesbezüglich illustratives Beispiel findet sich in den Publikationen von Christa Wolf, die ein kurzzeitiges Paktieren mit der Stasi glatt aus ihrem Gedächtnis gestrichen hatte und dieses „Vergessen“ später selbst nicht mehr fassen konnte. Um den Dingen auf den Grund gehen zu können, stellte sie ihren eigenen Fall dem bekannten Psychoanalytiker Paul Parin vor und fragte ihn, ob und wie „so etwas“ überhaupt möglich sei, nämlich etwas total zu vergessen bzw. zu „verdrängen“, und ob das glaubhaft sei.

Parin gab der illustren Fragestellerin bereitwillig Auskunft, soweit das außerhalb des Sprechzimmers möglich war, und schrieb u.a.: „Verdrängung ist ein wichtiger, vielleicht der wichtigste psychische ‚Mechanismus‘, d.h. sie geht auto-

¹⁷ Theodor W. Adorno, *Minima moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben (Frankfurt a. M. 23 1997) 63.

matisch vor sich, ohne daß man etwas von dem Vorgang bewußt wahrnimmt. Will man während einer Analyse Verdrängungen rückgängig machen, sind ‚Widerstände‘ zu überwinden. Darum ist eine so lange ‚Arbeit‘ dazu nötig. Die Verdrängungswiderstände leiten sich vom ursprünglichen Grund zur Verdrängung und von später – während der Analyse – konstatierten Gründen ab: Scham- und Fremdheitsgefühle gegen den verdrängten Inhalt. ... Ob man Ihnen glauben wird, daß Sie z. B. Ihren Decknamen vergessen hatten? Je nachdem wer und mit welchen Motiven. Ganz allgemein ist ein Zweifel daran, auch unter intelligenten Personen, daß so etwas wie Verdrängung überhaupt vorkommt. Wenn so jemand sich einer Psychoanalyse zu unterziehen versucht – was immerhin vorkommt –, gerät der oder die aus dem Staunen nicht heraus, ‚also doch, auch bei mir.‘ ...“¹⁸

Ganz in seiner Rolle als professioneller Psychoanalytiker empörte Parin sich nicht über diejenigen, die Christa Wolf das Vergessen bzw. Verdrängen nicht abnehmen wollten, sondern wies vielmehr auf die weit verbreitete Skepsis gegenüber dem Phänomen der Verdrängung hin, mit der man eben zu rechnen habe, bei sich selbst und bei anderen.

Was mich bei Christa Wolf, ähnlich schon wie bei Westernhagen beeindruckt, ist die zupackende, konfrontative Vergegenwärtigung der verdrängten Vergangenheit im Medium des Fragens, Denkens und Schreibens. Dabei werden den kommunikativen Ressourcen der Gesellschaft (Freundschaften, Sachverständige, öffentliche Kritik) Funktionen zugewiesen, die in der Langzeitanalyse der Arzt hinter der Couch wahrnimmt. Intensiv mit sich und in sich selbst arbeitende Menschen lassen sich gewissermaßen von den eher beiläufigen Einlassungen ihrer Umgebung in ähnlicher Weise anregen wie von psychoanalytischen Interventionen. Das ist allgemein wichtig für die Aufarbeitung der Vergangenheit, die ja auch ohne Psychoanalysen voran kommen muß, und verweist auf die Bedeutung der intellektuellen Eliten in dem Prozeß.

(Nachdem zwei Frauen als Positivbeispiele für tendenziell gelingendes Durcharbeiten in eigener Regie genannt wurden, ist es nicht abwegig zu fragen, ob es Frauen möglicherweise leichter fällt als Männern, sich die in der eigenen Geschichte liegenden Verdrängungen bewußt zu machen und, so weit das allein überhaupt möglich ist, durchzuarbeiten. Eine Antwort auf diese Frage können wir hier und jetzt jedoch nicht versuchen; dazu wäre eine gesonderte Untersuchung nötig.)

Die wiederholten Hinweise auf die gesellschaftspolitisch-therapeutische Produktivität des Durcharbeitens „in eigener Regie“ sollen die Notwendigkeit einer juristischen und allgemein-historiographischen Aufarbeitung der DDR-Geschichte auch ohne Zustimmung der Akteure nicht in Frage stellen; diese *Aufarbeitung* sowie die juristische Verfolgung des Unrechts sind jedoch etwas tendenziell anderes als das hier thematisierte *Durcharbeiten*, von Überschneidungen und wechselseitigen Ergänzungen, die es natürlich auch gibt, einmal abgesehen.

¹⁸ Christa Wolf, Akteneinsicht. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation, hrsg. v. Hermann Vinke (Hamburg 1993) 298–299.

Eins wage ich freilich zu behaupten: Die eigentliche intellektuelle und emotionale Arbeit am Erbe der DDR-Geschichte mit dem Ziel ihrer reflexiven Integration ist noch zu leisten. Damit wird noch die zweite und dritte Generation zu tun haben. Moralisierende Aburteilungen, wie sie leider gang und gäbe sind, tragen eher zur Verdrängung als zur Bildung eines emanzipatorischen Geschichtsbewußtseins bei¹⁹, das den intentionellen Hintergrund der hier entfalteten Überlegungen bildet.

X. Öffentliche Schuldbekennnisse sind kein Durcharbeiten

Die psychologisch begründete Forderung nach einem Durcharbeiten von Widerständen, die der emotional-selbstkritischen Integration schwieriger Geschichtsanteile entgegenstehen, kann u. a. als Nötigung zum öffentlichen Schuldbekennnis mißverstanden werden. Schuldbekennnisse und Entschuldigungen sind ja zur Zeit durchaus en vogue: Die Australier entschuldigen sich bei den Aborigines, die Japaner bei den Koreanern, der Papst bei der ganzen Welt und so weiter ... Daß derartige Deklamationen nicht viel mit dem hier ins Auge gefaßten geschichtsanalytischen Durcharbeiten zu tun haben, ist m. E. evident, sollte aber trotzdem betont werden, eben weil der Kurzschluß so nahe liegt. Die erwähnten Schuldbekennnisse und Entschuldigungen geben einem öffentlichen Druck nach²⁰. Sie erledigen eine eher lästige Pflicht, und mit dieser notgedrungenen Erledigung wird das Durcharbeiten abgebrochen, bevor es überhaupt richtig angefangen hat.

Überhaupt ist die Öffentlichkeit für das Durcharbeiten kein geeigneter Raum. Durcharbeiten ist ein intimer Prozeß des inneren Wandels und kein lauter Paukenschlag, der ein pressewirksames Ergebnis ankündigt. Wer es mit dem Durcharbeiten ernst meint, muß den eigenen Narzißmus im Auge behalten.

So wenig wie eine zur Schau gestellte Ergriffenheit etwas mit Trauerarbeit zu tun hat, so wenig dienen deklamierte Selbstbezeichnungen dem Durcharbeiten lebensgeschichtlicher Erfahrungen. Ich betone bewußt den im Wort Durcharbeiten angezeigten Arbeitscharakter des Kampfes gegen Lebenslügen aller Art. Durcharbeiten ist psychisch anstrengende Arbeit, die öffentlich direkt nicht verwertbar

¹⁹ Die Verbindung von Emanzipation und Geschichtsbewußtsein fordert der Verfasser in (zeitungemäßer) Fortsetzung einiger Leitideen der Studentenbewegung, vgl. im Einzelnen: *Peter Schulz-Hageleit*, Emanzipation und Geschichtsbewußtsein. Anregungen für die Wiederaufnahme und Fortsetzung einer Diskussion, in: *Festschrift für Annette Kuhn, Stationen eines Hochschullebens*, hrsg. v. *Udo Arnold* u. a. (Dortmund 1999).

²⁰ Eine gesonderte Studie verdient in diesem Zusammenhang die Erklärung der PDS zum Bau der Berliner Mauer (abgedruckt u. a. in *Frankfurter Rundschau*, 4. Juli 2001). Die SED-Nachfolgepartei fand (in meinen Augen) überzeugende Wort des Bedauerns und der Distanzierung, lehnte aber eine förmliche Entschuldigung mit der Begründung ab, daß man damit nur dem taktischen Kalkül der politischen Gegner aufsitzen würde.

ist und auch nicht honoriert wird. Wer dennoch öffentliche Belobigung erwartet, ist schon auf dem Holzweg. Hier liegt möglicherweise die größte Schwierigkeit für eine weitergehende Akzeptanz dieses bisher vernachlässigten Erkenntnisweges.

Die Skepsis vor öffentlichen Entschuldigungen oder Schuldbekennnissen ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß Schuld sowie Schuldgefühle einen besonders wichtigen und sensiblen Verdrängungsinhalt konstituieren, der Abwehr auslöst, wenn er angerührt wird. Geschichtsschuld reflexiv zu integrieren und nicht abzuspalten – das gehört m. E. zu den Aufgaben der Zukunft, die nicht eine einzelne Wissenschaftsdisziplin, sondern die Gesellschaft insgesamt zu übernehmen hat. Leicht ist die Aufgabe gewiß nicht; vor allem die dem Durcharbeiten nicht oder nur sehr schwer zugänglichen *Erfahrungen* (vgl. oben, III. Abschnitt) behindern das transgenerationelle *Lernen* als einen möglichen Fortschritt.

XI. Zum Problem der Übertragung der psychoanalytischen Denkfigur auf historisch-politische Konstellationen

Ich möchte nun abschließend auf die eingangs formulierten Fragen zurückkommen (vgl. oben III. Abschnitt) und dazu sieben Thesen formulieren.

1. „Abwehr“ und „Widerstand“ gegenüber beschwerlichen Einsichten und Gefühlen entstehen und existieren selbstverständlich nicht nur in der individuellen Psychoanalyse, sondern allenthalben in der Gesellschaft, sowohl bei Einzelpersonen und Gruppen als auch umfassend, kollektiv. Je größer und unbestimmter der jeweilige ins Auge gefaßte Personenkreis ist (z. B. die Bevölkerung der ehemaligen DDR, die Deutschen, die Europäer, der Islam usw.), um so geringer ist jedoch die Chance, daß das Diagnostizieren von Verdrängungen sowie von Widerständen gegen das volle Bewußtwerden des Verdrängten zum Ausgangspunkt eines längerfristigen Durcharbeitens wird²¹, von den entsprechenden strukturellen Veränderungen ganz abgesehen.

2. Dagegen erscheint es aussichtsreicher, das Abwehrverhalten bestimmter Personenkreise (z. B. die Kinder der NS-Täter) oder auch Institutionen (z. B. einzelne Verbände) zu benennen und damit ein weitergehendes Durcharbeiten anzusto-

²¹ Die Psychoanalyse selbst scheint mit der Übertragung ihres Denkens auf die ganze Gesellschaft nur wenige Probleme zu haben, vgl. etwa Heft 6 (1997) der Zeitschrift *Psyche* mit dem Rahmenthema *Goldbagen und die Deutschen*. Der Leitartikel von *Margarete Mitscherlich* unter der Überschrift *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten* ist eine allgemeine Gesellschaftsdiagnose, die alle anspricht und damit niemanden wirklich erreicht. (Mit „dem“ Selbsthaß „der“ Deutschen, um das Problem an einem Beispiel zu konkretisieren, kann ich persönlich jedenfalls nicht viel anfangen.) Ein ähnlicher Vorbehalt ist Micha Brumlik gegenüber anzumelden, wenn er etwa die Trauma-Diagnose auf die Gesamtgesellschaft bezieht: Das ist durchaus anregend, bringt aber ein Durcharbeiten des Traumas im hier thematisierten Sinn nicht voran.

Ben²². Daß ein Kollektiv-Subjekt sich dann etwa so verhält wie ein einzelner an Aufklärung interessierter, analytisch engagierter Patient, ist freilich eher ungewiß. Vor allem das *Fehlen des psychoanalytischen Arbeitsbündnisses* verhindert eine Eng- und Weiterführung der Auseinandersetzungen und erleichtert an ihrer Stelle die Möglichkeiten des Ausweichens, Zurückweisens, Verdrehens, Übergehens usw.

3. Um eine historiographische Perspektiverweiterung und -vertiefung der skizzierten Art zu erreichen, muß der Historiker sich selbst recht gut kennen und Widerstände bei sich selbst zumindest für möglich halten. Mit dem Mangel an Selbsterkenntnis und der Abspaltung der Gefühlswelt im eigenen Innern, die in der Wissenschaft angeblich nichts zu suchen hat, wächst die Gefahr von Übertragungen bzw. Gegenübertragungen. Es gibt in Deutschland bisher keine psychoanalytisch aufgeklärte Geschichtsschreibung. Das ist ein eklatanter Mangel, den die nächsten Generationen hoffentlich überwinden.

4. Inwieweit lebensgeschichtliche Erfahrungen und Retrospektiven dem kollektiven Durcharbeiten dienen, hängt einmal von der Person ab, die sich der eigenen Geschichte zuwendet, sowie vom öffentlich eingebrachten Ergebnis ihrer Recherchen, dann aber auch vom Publikum, das sich dem Produkt gegenüber interessiert-verständig oder aber desinteressiert-unverständlich verhält, von Zwischenstufen der Reaktion einmal abgesehen. Bezogen auf das Verhältnis Arzt-Patient, von dem wir ausgegangen sind, wären Rezensenten, Leser, Publikum usw. sozusagen in der Rolle eines mitdenkenden Arztes²³, auf dessen Interventionen es im Prozeß des Durcharbeitens ja wesentlich ankommt.

5. Im Unterschied zum psychoanalytischen Setting sind die Rollen in der gesellschaftlich-öffentlichen Beziehungsdynamik nicht festgelegt, sondern im Gegenteil in ständiger Veränderung begriffen. Der Historiker kann zwar phasenweise Geschichtsanalytiker und diagnostizierender „Arzt“ pathologischer Entwicklungen sein, doch er würde den unproduktiven, leider weiter verbreiteten Belehrungs- und Rechthabstil der Geschichtswissenschaft nur verstärken und fortsetzen, wenn er sich ausschließlich auf diese Rolle beschränkte. Phasenweise ist er eben unausweichlich sozusagen auch „Patient“, und so geht es laufend hin und her. Wir sind mal Lehrende und mal Lernende²⁴, wir sollten es zumindest sein, bis an unser Lebensende. Der einsinnige Verkündungsmodus (Stichwort „die Priester der Klio“), mit dem bislang von uns Männern Geschichte beansprucht wurde,

²² Zur Abwehr von Gruppen, Institutionen u.ä. vgl. *Stavros Mentzos, Interpersonale und institutionelle Abwehr* (Frankfurt a.M. 1998).

²³ Auch die Reaktionen der Zuhörerschaft auf einen Vortrag kann in diesem Sinn gedeutet werden, vgl. dazu XII. Nachtrag.

²⁴ Die Parallelität der Begriffspaare Arzt-Patient einerseits und Lehrender-Lernender andererseits scheint mir hermeneutisch fruchtbar zu sein, u. a. wegen der wechselseitigen inhaltlichen Überschneidungen. Das Lernen und Lehren in der Gesellschaft kann und soll durchaus kollektiv-therapeutische Dimensionen haben; das Voneinander-Lernen spielt andererseits auch in Therapie und Psychoanalyse eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das müßte ausführlicher erörtert werden.

setzt dem geschichtsanalytischen Durcharbeiten besonders harten Widerstand entgegen.

6. Ein Hauptthema geschichtsanalytischen Durcharbeitens sind Schuld und Schuldgefühle. „Generationalität“ läßt sich nach der hier entwickelten Perspektive an Inhalt, Struktur und Verhaltensrelevanz kollektiver bzw. gruppenspezifischer Schuldeinsicht festmachen. Die schmerzhafteste Bedeutung der NS-Verbrechen tritt in der dritten und vierten Generation nach 1945 deutlich in den Hintergrund²⁵. Längst unterliegen, additiv oder alternativ, meistens vermischt, neue Themen der Verdrängung; ich erinnere hier nur an den Krieg gegen Serbien (24. März bis 10. Juni 1999), mit dessen Wahrheiten vor allem die Macher des Krieges nicht konfrontiert werden wollen. Doch auch bei diesem Thema gibt es schon mutige Einzelpersonen, die sich an das Durcharbeiten ihrer Rolle in dem Desaster machen.

7. Der m. E. aussichtsreichste Weg zum geschichtsanalytischen Durcharbeiten ist immer noch die individuelle Psychoanalyse, die als fundamentale Erfahrung der Selbstaufklärung („Subjektebene“) in objektivierende Geschichtsforschungen („Objektebene“) eingeht. Von einer äußerlich aufgesetzten Kombination von Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft halte ich persönlich nichts, bzw. nicht mehr viel, was interdisziplinäre Kooperationen jedoch – selbstverständlich – nicht ausschließt. Die Integration der verschiedenen Perspektiven ist in erster Linie von und in Einzelpersonen oder kleineren Arbeitsgruppen zu leisten.

XII. Nachtrag (zum Tagungsverlauf und zur Diskussion des Vortrages)

In den intensiven Auseinandersetzungen über die verschiedenen Vorträge war (in meiner Wahrnehmung) recht deutlich zu spüren, was in der 4. und 5. These des letzten Abschnitts im Unterschied zum festgelegten Setting der Psychoanalyse als permanenter Rollenwechsel in der Öffentlichkeit skizziert wurde. Manche Vorträge bzw. Vortragspassagen wurden mit Verständnis und Interesse aufgenommen (vgl. oben das Publikum in der Rolle des Arztes), andere dagegen eher kritisch zurückgewiesen. Die Gesprächsatmosphäre – ein für den Erkenntnisfortschritt ganz wesentlicher Faktor! – war dabei keineswegs immer gleich. Bei öffentlichen Auseinandersetzungen sowie beim Lehren und Lernen kommt es bekanntlich nicht nur auf die Inhalte an (Was wird vorgetragen? Was wird aufgegriffen?), sondern auch auf die Darbietungs- und Vermittlungsform: Wie wird vorgetragen? Wie wird reagiert?

Die kommunikative Struktur zu meinem Vortrag war von Interesse und wechselseitiger Akzeptanz geprägt, so daß ich kritische Rückfragen nicht als Angriff

²⁵ Die mildernde Wirkung der Zeit kommt besonders anschaulich in der Untersuchung von Wolfgang Neumann (Anm. 16) zum Ausdruck.

erlebte und relativ leicht vom Lehren und Dozieren (vereinfachend zusammengefaßt) aufs Lernen und „Kapieren“ umschalten konnte, ohne dabei die eigene Argumentation aus dem Auge zu verlieren. Der intelligent-flexiblen Tagungs- und Sektionsleitung sei an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen!

Inhaltliche Kritik an meinen Ausführungen richtete sich u. a. auf die vor allem in der letzten These zum Ausdruck kommende individualisierte Arbeitsstrategie, mit der die historisch-politische Problematik der Geschichtsschuld überhaupt nicht tangiert werde. Individuelle Schuld habe doch etwas Paradigmatisches, wurde gesagt; sie verweise auf allgemeinere Zusammenhänge und müsse dementsprechend auch umfassender bearbeitet werden. Es gehe um die Öffnung des politischen Bewußtseins in der Gesellschaft, um internationale Kontakte, politische Weichenstellungen und strukturelle Veränderungen im größeren Maßstab und nicht nur um individuelles „Durcharbeiten“. – Einverstanden! Diesen (exemplarisch zitierten) Einwand kann ich mir gut zu eigen machen.

Jürgen Zinnecker

„Das Problem der Generationen“
Überlegungen zu Karl Mannheims
kanonischem Text

I. Zur Einführung

Für die sozialwissenschaftliche und historische Debatte im deutschsprachigen Raum ist kennzeichnend, daß sie sich ausdrücklich oder implizit auf ein Konzept bezieht, das in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickelt worden ist und das sich mit der Person von Karl Mannheim verbindet. Sein grundlegender Aufsatz „Das Problem der Generationen“ von 1928 dient der einschlägigen deutschen und internationalen Fachliteratur während der gesamten zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hinein in die Gegenwart als kanonischer Referenztext. Kanonische Referenz bedeutet, daß Mannheims Konzeption, oder Teile davon, in der Mehrzahl der Fälle als relativ oberflächliche Legitimation für die eigenen Untersuchungen herhalten mußte. Nur in ganz wenigen Ausnahmefälle versuchten Autoren, den Ansatz von Mannheim kritisch aufzugreifen und weiterzuentwickeln¹. Es erscheint daher dringend geraten, sich der kunstvoll gefügten Theorie-Architektur zuzuwenden, die dem klassisch gewordenen Referenztext zugrunde liegt. Das soll in Teil II dieses Aufsatzes geschehen. In Teil III wird dann auf die Frage nach der Aktualität des Textes hin fokussiert. In welchem Verhältnis steht die begriffliche Fassung, die Mannheim dem „Problem der Generationen“ gegeben hat, stehen die Fragestellungen, die er vor fast einem Jahrhundert zu bearbeiten suchte, zu den heutigen Fragestellungen und zum aktuellen theoretischen Bedarf? Aus dieser Befragung werden abschließend einige Anregungen für eine künftige Revision der in dem klassischen Text vorgegebenen Rahmung des Generationskonzeptes abgeleitet.

¹ Vgl. hierzu den Absatz „Zur wissenschaftlichen Rezeption in der zweiten Jahrhunderthälfte“ weiter unten.

II. Karl Mannheim historisch. Eine Interpretation des theoretischen Ankertextes

Die Analyse von (Jugend-)Generationen verankert sich bis heute an einem grundlegenden Text, der aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts stammt. Er stammt aus der Feder von Karl Mannheim, dem Heidelberger, später Frankfurter Philosophen und Soziologen. Er faßte 1928 „Das Problem der Generationen“ in eindrucksvoller Weise zusammen, so wie es sich ihm im ersten Quartal des Jahrhunderts darstellte. Zu Recht gilt diese Studie seither unter Sozialwissenschaftlern und Historikern als erste Referenz und als Basis für eigene Untersuchungen, wie gleich zu zeigen sein wird. Gleichwohl ist der grundlegende Aufsatz mittlerweile, ein Dreivierteljahrhundert nach seiner Erstpublikation, selbst Geschichte, und wir können ihn und seinen Autoren als Zeitzeugen befragen. Welche Fragen wurden im ersten Terzil des alten Jahrhunderts an das Deutungsmuster Generation gestellt, welche Antworten wurden versucht, und wie verhalten sich damalige Fragen und Antworten zur Debatte um das Deutungsmuster Generation zu Beginn des neuen Jahrhunderts? Ich gebe einige knappe Hinweise zum historischen Kontext der Studie, ehe ich versuche, die Architektur dieser theoretischen Skizze zu interpretieren.

Der historische Kontext

Fachliche Diskurse der 1920er Jahre

Vorab ist festzuhalten, daß Mannheim mit seiner Schrift nicht eine neue wissenschaftliche Debatte eröffnete, sondern daß er mit ihr ein Jahrzehnt intensiver Debatte um die Frage der Generationen zusammenfaßte und abschloß. Leitend in diesem Diskurs waren, wenigstens in Deutschland, Kultur- oder Geisteswissenschaftler – Historiker, Philosophen, Kunst- und Literaturwissenschaftler. Mannheim sicherte der noch jungen Disziplin Soziologie eine Stimme in diesem wissenschaftlichen Dialog. Er verfaßte den Aufsatz aufgrund einer umfassenden Sichtung insbesondere der französischen und deutschen Literatur der davor liegenden Jahre. Bei der Rezeption der französischen Tradition und ihrer Geschichte konnte Mannheim sich auf ein einige Jahre zuvor erschienenenes umfangreiches Standardwerk stützen (F. Mentré 1920). Was die deutsche historisch-qualitative Tradition anlangt, so verweist er wiederholt und nachdrücklich auf Wilhelm Dilthey (geb. 1833), den er als den Vater des historischen Generationenbegriffs ansah und dessen teilweise vergriffenen Publikationen seit Beginn der 1920er Jahre im Rahmen einer Gesamtausgabe des Werkes wieder aufgelegt und neu zugänglich wurden. Dazu zählen insbesondere 1922 das „Leben Schleiermachers“ (ursprünglich 1867) und 1924 „Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat“ (ursprünglich 1875)². Für die bedeutungs-

² W. Dilthey (1927/2001, S. 217) bemerkt zur Genese des Begriffs Generation in seiner Werk-

volle Verknüpfung von *Generation* und *Jugendentwicklung* beruft Mannheim sich auf den in der Nachfolge Diltheys stehenden Eduard Spranger (geb. 1882) und dessen in jenen Jahren aktuelles Standardwerk über die „Psychologie des Jugendalters“ (1925).

Die Thematik der historischen Generationen war in den 1920er Jahren zunächst anhand der kulturellen Generationen am Beispiel von Schriftstellern und Künstlern entwickelt worden. Mannheim beruft sich hier vor allem auf den Literaturwissenschaftler und Germanisten Julius Petersen (1926) und auf den Kunsthistoriker Wilhelm Pinder (1926). Eine philosophische Fundierung erhielt das Problem der Generationen durch Martin Heidegger (1927), dessen vieldiskutierte aktuelle Neuerscheinung über „Sein und Zeit“ Mannheim dazu anregte, historische Generationen unter der Perspektive von Schicksalsgemeinschaften zu sehen³. Wie man erkennen kann, verarbeitete Mannheim unterschiedliche geisteswissenschaftliche Studien, die gerade aktuell, d. h. in den 1920er Jahren erschienen waren und die seinerzeit (und z.T. auch noch heute) hohes Ansehen genossen, zu seiner politisch-gesellschaftlichen Konzeption von historischen (Jugend-)Generationen. Die Beschränkung der Literatur auf zwei kulturelle Räume, den französischen und den deutschsprachigen, spielt in der Geschichtsphilosophie und Wissenssoziologie des jungen Mannheim insgesamt eine bedeutsame Rolle (vgl. Mannheim 1925/1984). Er verband damit eine dichotome Typenlehre des rationalen, aufklärerischen, und des konservativen, romantischen Weltbildes. Die rationale Seite ordnete er der französischen Geistesgeschichte zu, die romantische der deutschen. Innerhalb der Gesellschaftslehre sieht er die Empirie (Positivismus) in Frankreich, die geisteswissenschaftliche Hermeneutik in Deutschland verankert. Seine Theorie der (Jugend-)Generationen soll eine Synthese dieser zwei entgegengesetzten Denk- und Analyserichtungen bilden (s.u.).

Zur generationalen Lagerung des Autors

Wie sind der Autor und sein Aufsatz biographisch-generationell zu verorten (vgl. Wolff 1978)? „Károly“ Mannheim, geboren 1893 im Budapest der österreichisch-ungarischen Monarchie, kam 1919, nach der gescheiterten Revolution in Ungarn, als jüdischer Emigrant ins Deutsche Reich. In Budapest hatte er, als junger Privatgelehrter nach der Promotion, einem Kreis um Georg Lukács angehört. Dirk Käsler (1984, S. 471 ff.) rechnet ihn in seiner Geschichte der frühen deutschen Soziologie, neben Theodor Geiger oder Max Horkheimer, zur „Generation der Urnenkel“ des Faches, die durch das Großereignis des Ersten Weltkrieges maßgeblich

geschichte: „Ich habe zuerst 1865 im Aufsatz über Novalis den historischen Begriff der Generationen angegeben und benutzt, dann in größerem Umfang in Schleiermacher Bd. I verwertet und dann 1875 in dem Aufsatz über das Studium der Wissenschaften vom Staat usw. den historischen Begriff der Generation und mit ihm zusammengehörige Begriffe entwickelt.“

³ „Das schicksalhafte Geschick des Daseins in und mit seiner „Generation“ macht das volle, eigentliche Geschehen des Daseins aus“ (Heidegger 1927/1953, S. 384 f.).

geprägt worden waren. Käsler hebt den Bruch mit der bildungsbürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts in dieser Soziologen-Generation und deren Suche nach „neuer Sachlichkeit“ hervor. Für den jungen Mannheim kamen zwei besondere biographische Motive hinzu. Er war auf der Suche nach einer nicht-jüdischen Identität, und er wollte die frühe Begegnung mit dem parteilichen theoretischen Marxismus⁴ intellektuell bearbeiten. Er fand bekanntlich eine Lösung in der Selbst-Identifikation mit der Idee des im sozialen Raum frei schwebenden, nicht durch soziale Gruppeninteressen gebundenen Wissenschaftlers. In Abgrenzung von der marxistischen Ideologienlehre entwickelte Mannheim in den 1920er Jahren eine Wissenssoziologie, die die Seinsgebundenheit aller Ideen – nicht nur der interessengebundenen, ideologisch verzerrten – anerkannte, diese existentielle Bindung aber nicht nur auf die soziale Klassenlage beschränkt sehen wollte. In diesem Zusammenhang gewann für ihn die Bindung des Denkens an die Lagerung von historischen Generationen eine besondere strategische Bedeutung. Mit einer wissenssoziologischen Arbeit über das deutsche konservative Denken habilitierte er sich 1926 in Heidelberg, nicht ohne juristische Anfechtung aufgrund seiner ungarischen Staatsangehörigkeit⁵. Für kurze Zeit hatte er einen Soziologie-Lehrstuhl an der neu gegründeten Frankfurter Universität inne. Bereits 1933, nach seiner Entlassung aus dem Beamtenverhältnis, mußte Mannheim zum zweiten Mal emigrieren. Seine dritte Biographie und akademische Laufbahn begann und beendete er in London.

Zur wissenschaftlichen Rezeption in der zweiten Jahrhunderthälfte

Die Basisschrift von Mannheim erfuhr erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine internationale Rezeption, insbesondere im angelsächsischen⁶ und im deutschen Raum. In Deutschland wurde „Das Problem der Generationen“ wiederholt an prominenter Stelle nachgedruckt. So wurde der Text in den verbreiteten Sammelband der Schriften zur Wissenssoziologie aufgenommen, der Mannheim in der westdeutschen Soziologie wieder bekannt machte (Mannheim 1964). Ludwig von Friedeburg (1970) räumte dem Aufsatz einen prominenten Platz in seinem Sammelband zur Jugendsoziologie ein, mit dem die moderne, Nach-68er Tradition der Subdisziplin eröffnet wurde. Martin Kohli nahm ihn, in gekürzter Form, in seine Textsammlung zur „Soziologie des Lebenslaufs“ (1978) auf, mit der dieses Wissenschaftsfeld im deutschen Sprachraum abgesteckt wurde. In der internationalen Rezeption wird der Text von Mannheim in den letzten Jahren etwa zur Hälfte nach der – schwer zugänglichen – Erstfassung von 1928 zitiert, während die übrigen Autoren spätere Wiederabdrucke des Textes als Referenz angeben, wie u. a. der Social Citation Index ausweist. In der Mehrheit der Fälle handelt es

⁴ Bedeutsam wurde für ihn die Auseinandersetzung mit Georg Lukács und insbesondere dessen Werk „Geschichte und Klassenbewußtsein“ (1923).

⁵ Die Habilitationsschrift von 1925 wurde erst 1984 vollständig veröffentlicht. Vgl. Mannheim (1984).

⁶ Z.B. Simirenko (1966); Demartini (1985).

sich bei den Verweisen um eine konventionelle Referenz gegenüber dem historischen Anker-Text, ohne kritische, eigenständige Position gegenüber dem Original. Auf einige bemerkenswerte Ausnahmen sei kurz hingewiesen. In der soziologischen Rezeption wurde insbesondere die Möglichkeit ausgelotet, Mannheims Konzept mit dem Kohortenansatz zu verknüpfen und damit für die nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland erstarkte empirische Sozialforschung anwendbar zu machen (z. B. Pfeil 1967; Buchhofer, Friedrich, Lüdtke 1970; Breitsamer 1976; Kreutz 1983; Weymann 2000; vgl. für die anglo-amerikanische Seite N. B. Ryder 1965). Eine Minderheitenposition vertrat hier Joachim Matthes (1985), der Mannheims Theorie stärker in Richtung moderner Zeit-Soziologie – weg von einer gruppensoziologischen Perspektive – interpretieren wollte. Diese und weitere Neuinterpretationen waren durch die posthume Veröffentlichung früher kultursoziologischer Schriften Mannheims (1980; 1984) inspiriert. Hier läßt sich auch die Wiederbelebung des Mannheimischen Konzepts der „konjunkativen Erfahrung“ durch Ralf Bohnsack (1998) einordnen. Während der 1980er Jahre rezipierte die historische Sozial- und Sozialisationsforschung das Konzept der Generationen (z. B. Ulrich Herrmann 1987). In der ostdeutschen Jugendforschung wurde Mannheim erst mit dem Ende der alten DDR wieder rehabilitiert (Friedrich 1990).

Die Attraktivität des wissenschaftlichen Deutungsmusters, das uns Mannheim in seinem Aufsatz „Das Problem der Generationen“ hinterlassen hat, beruht nicht zuletzt auf den vielen kunstvollen theoretischen Synthesen, die er dabei hergestellt hat. Ich will im weiteren Verlauf einige wesentliche Syntheseleistungen von Mannheim aufgreifen und daraufhin befragen, ob und in welcher Interpretation sie sich Anfang des 21. Jahrhunderts weiterhin als tragfähig erweisen. Dabei werde ich auf folgende Punkte eingehen: die Auffassung vom gesellschaftlichen Wandel, die Anbindung an die Jugendforschung der Zeit, die Zielgerichtetheit (*entelechie*) von Generationen, die Verschweißung von Alter, Geburt und historischer Periode, die Dreistufigkeit des Generationenkonzeptes (Lagerung, Zusammenhang und Einheit der Generation) und schließlich die Integrierung von qualitativer und quantifizierender Generationenforschung.

Die Dynamik des gesellschaftlichen Wandels

„Das Generationsphänomen ist einer der grundlegenden Faktoren beim Zustandekommen der historischen Dynamik.“ (Mannheim 1964, S. 565) Aufgabe des Deutungsmusters Generation ist es in den Augen Mannheims, sozialen Wandel in der Geschichte zu erklären und so eine „angewandte historische Soziologie“ (ebd., S. 523) mitzubegründen. In jeder neuen Generation lagere eine „schlummernde Potentialität“ (ebd., S. 550), die unter bestimmten historischen Bedingungen aktiv werden könne. Allerdings seien Generationen nur einer der wirksamen Faktoren. Mannheim wendet sich gegen den „Monismus“ vieler älterer Generationentheorien, die versucht hätten, „aus diesem einen Faktor die Gesamtdynamik im historischen Geschehen zu erklären“ (ebd., S. 555), ebenso wie er sich

gegen den „Monismus“ marxistischer Theorien ausspricht, in dem allein Klassenlage und Klassenbewußtsein (Lukács) als historisch wirkmächtig anerkannt werden. Statt dessen plädiert er für eine mehrfaktorielle Theorie gesellschaftlichen Wandels⁷.

Anders als die französische Aufklärung des 18. Jahrhunderts, in deren Theorien der Generationswechsel „als einer der wesentlichsten treibenden Faktoren im Fortschritt betrachtet wurde“ (ebd., S. 515f.), rechnet Mannheim den Wechsel von Generationen nicht einem linearen Faktor Fortschritt zu. Er folgt hier eher der historisch-romantischen Linie, die Generationen mit einmaliger Neuschöpfung oder mit einem Bruch der historischen Kontinuität verbindet (vgl. Bilstein 1996). Er hebt hervor, daß die jeweiligen „inhärierenden Tendenzen“ (Mannheim 1964, S. 518f.), denen eine sichtbare Generationseinheit Ausdruck verleiht, sich antithetisch, polar, zu vorangegangenen historischen Tendenzen entwickelten. Das Deutungsmuster Generation gibt ihm so die Möglichkeit, historischen Wandel zu thematisieren, ohne ihn linear – zielgerichtet – denken zu müssen. Das schafft Anschlußstellen für postmoderne Theorien, die historische Entwicklung in Brüchen und Paradoxien denken⁸.

Mannheim verknüpft die historische Wirksamkeit des Faktors Generation auf anregende Weise mit der Geschwindigkeit bzw. der Beschleunigung des Wandels in einer Gesellschaft. Statische Gesellschaften, in denen der historische Wandel sich langsam und kontinuierlich vollziehe, seien Gesellschaften ohne ausgewiesene Generationsgestalten. Je mehr sich die Dynamik des Wandels beschleunige, um so größer werde die Chance, daß es zur Ausbildung von distinkten Generationen komme. Statt Kontinuität erzeugten neue Generationen jetzt Umbrüche, da „die Generationslagerungen differenter“ werden und „die Anschlußfähigkeit des sozialen Wissens der Generationen abnimmt“ – so interpretiert Weymann (2000, S. 41) den Grundgedanken von Mannheim.

Paradox mag es erscheinen, daß im heutigen Diskurs um das Deutungsmuster Generation auch die gegenteilige Auffassung vertreten wird. Der dauerhaft beschleunigte Wandel Ende des 20. Jahrhunderts verhindere geradezu die Neuausbildung ausgewiesener Generationen (so Steiner 1997, S. 18), da die hohe Geschwindigkeit der Veränderungen eine ständige Überlagerung und Verdeckung von Generationszusammenhängen erzeuge. Läßt sich das Paradox auflösen?

⁷ Vgl. eine parallele Abgrenzung beim Vater der angloamerikanischen Kohortenforschung. „The new cohorts provide the opportunity for social change to occur. They do not cause change; they permit it.“ (Ryder 1965, p. 844)

⁸ Vgl. z. B. Hörisch 1997b, S. 13 zum „Generationenumbruch“ zwischen der 68er und 89er Generation. Mannheims Konzept des generationellen Wandels gerät damit in ein gewisses Spannungsfeld zu Modernisierungstheorien, die den historisch-gesellschaftlichen Wandel im Modell langfristiger Wellenbewegungen denken. Heinz Bude (1997) hat einen solchen Gegensatz zur Zivilisationstheorie von Norbert Elias herausgearbeitet, dem Assistenten von Mannheim während der kurzen Frankfurter Jahre. Eine mögliche Unvereinbarkeit der Modelle dürfte, das sei am Rande erwähnt, auch zu bestimmten Vorstellungen eines längerfristigen Wertewandels bestehen. Es ist jedenfalls auffallend, daß viele dieser Konzepte ohne eine Bezugnahme auf Generationen auskommen.

Denkbar wäre, daß es sich um eine kurvilineare Beziehung zwischen sozialem Wandel und Generationsbildung handelt: Bis zu einer gewissen Geschwindigkeit begünstigt die sich beschleunigende Dynamik des historischen Wandels die Herausbildung erkennbarer Generationsgestalten, um dann, ab einer bestimmten Geschwindigkeit, eben dieses durch die Gleichzeitigkeit sich zeitlich überlappender Generationsgestalten zu verhindern.

Der Anschluß an die Jugendforschung

Die Generationstheorie von Mannheim, entwickelt zur Zeit der bündischen Jugend, steht unter dem Eindruck der historischen Jugendbewegung in Deutschland, der Erwartung einer Erneuerung durch die jüngere Generation (der Neue Mensch), einer ersten Hochphase von akademischer Jugendtheorie und Jugendforschung (vgl. den Sammelband von Koebner, Janz, Trommler 1985). Unter diesem Sternenhimmel erscheint die Generationentheorie von Mannheim, die die Jugendphase ins Zentrum stellt, mehr als plausibel. Da die Auseinandersetzung mit der Jugendphase im allgemeinen nicht ganz unabhängig vom Lebensalter der Wissenschaftler ausfällt, sei noch hinzugefügt, daß Mannheim zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Textes zum Problem der Generationen erst 35 Jahre alt ist⁹. Er steht in einer Tradition von deutschen Generationstheorien seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, „bei denen es sich fast ausschließlich um Jugendgenerationstheorien handelte“ (Sackmann 1992, S. 211). Seine zentrale und praktisch einzige Referenz aus dem Gebiet der sich etablierenden Jugendforschung ist, wie schon erwähnt, die von Eduard Spranger (1925) im Sinne der geisteswissenschaftlichen Psychologie und der romantisch-deutschen Bewegung seinerzeit gerade vorgelegte „Psychologie des Jugendalters“.

Mannheim argumentiert glaubwürdig und überzeugend: „Erste Eindrücke“ seien entscheidend für die „Formierung des Bewußtseins“ (Mannheim, S. 36). „Die ersten Eindrücke haben die Tendenz, sich als natürliches Weltbild festzusetzen“ (ebd., S. 536). Sie bestimmen die Bearbeitung der nachfolgenden Erlebnisse und Erfahrungsaufschichtungen. Die Jugendphase ist besonders für die Erfahrungen im gesellschaftlich-politischen Raum prägend, auf die es ihm ankommt. Er will ja den vorangegangenen Generationstheorien in Deutschland, die sich auf Kunst- und Literaturgeschichte (Petersen 1926; Pinder 1926 u.a.) bezogen, eine Theorie der politisch-gesellschaftlichen Generationsbildung an die Seite stellen.

⁹ *Mannheim* (1951) hat sich noch einmal, 1941, in einem fachlichen Aufsatz zum „Problem der Jugend in der modernen Gesellschaft“ geäußert. Dabei geht es ihm um die Frage, wie es westlichen Demokratien wie derjenigen Großbritanniens gelingen könne, das innovative Potential ihrer Jugenden zu mobilisieren. Zwar geht es ihm auch in diesen Kriegsjahren um Fragen des gesellschaftlichen Wandels, aber ohne Bezugnahme auf eine Theorie der Generationen. Dieser Beitrag wird von *Helmut Schelsky* (1957) in der „Skeptischen Generation“ referiert, wobei er den älteren Artikel zum Problem der Generationen nicht erwähnt, wahrscheinlich nicht kennt – obgleich sein eigenes einleitendes Thema die Abfolge politischer Jugendgenerationen im 20. Jahrhundert in Deutschland ist.

„Primäre Erlebnisse“ in der Jugend solle aber nicht heißen, daß danach die Lernprozesse zu Ende seien. Mannheim geht, hierin folgt er dem Vordenken Wilhelm Pinders (1926)¹⁰ und ist zugleich ganz modern, von einem lebenslaufbegleitenden politischen Lernen aus. Primär heißt nur, daß eine eigene „Dialektik“ des Lernens durch sie in Gang gesetzt werde¹¹. Es ist also nicht korrekt, wenn Mannheim gelegentlich vorgehalten wird, er unterstelle eine lebenslange starre inhaltliche Prägung z. B. politischer Orientierungen seit der Jugendzeit. „... die Prädominanz der ersten Eindrücke bleibt auch dann lebendig und bestimmend, wenn der ganze darauffolgende Ablauf des Lebens nichts anderes sein sollte, als ein Negieren und Abbauen des in der Jugend rezipierten ‚natürlichen Weltbildes‘“ (Mannheim 1964, S. 537). In solchen und ähnlichen Formulierungen erweist sich die Anschlußfähigkeit der Überlegungen von Mannheim an die moderneren Begriffe des biographischen Lernens bzw. der biographischen Sozialisation.

Gleichwohl bleibt die grundsätzliche Frage: Ist die Jugendgenerationstheorie von Mannheim als zeitgenössisches Produkt des in der deutschen Geschichte zu Anfang des Jahrhunderts besonders virulenten Mythos Jugend zu verstehen? War sie vom Siegeszug einer akademischen Jugendtheorie in jenen Jahren beeinflusst? Mit dem Verblässen des Mythos im Verlauf des 20. Jahrhunderts sinkt auch die Überzeugungskraft einer Generationstheorie, die sich stark auf die Jugendphase bezieht. Mittlerweile ist die Jugendphase in mehrfacher Hinsicht in eine kritische Schiefelage geraten, was ihren Status, ihr Ansehen in der Gesellschaft betrifft. Wir können von einer „Entzauberung“ der jüngeren Generation sprechen. Das Problem der gewandelten Jugendphase soll weiter unten aufgegriffen werden.

Die Entelechie von Generationen

Im Anschluß an Pinder (1926), der ein Theorem der modernen Kunstgeschichte der Zeit auf künstlerische Generationen überträgt, nimmt Mannheim auch für politisch-gesellschaftliche Generationen ein „formendes Prinzip“, einen „einheitlichen, treibenden Impuls“ an, der mit dem philosophischen Begriff der „Entelechie“ belegt wird¹². Entelechie einer Generation ist nach ihm [W. Pinder] Ausdruck der Einheit ihres „inneren Zieles“, Ausdruck eingeborenen Lebens- und

¹⁰ Pinder (1926, S. 54f.) argumentiert mit dem „Lebensaltersstil ganzer Generationen“, der zur „Polyphonie“ einer Zeitepoche beitragen könne.

¹¹ Vgl. die Auslegung bei A. Weymann 2000, S. 41: „... die erste Stufe einer lebenslangen Erfahrungsaufsichtigung. Sie bildet den Filter für alle weiteren Ereigniswahrnehmungen und Erlebnisgehalte.“

¹² Der philosophische Begriff „Entelechie“ wurde maßgebend für die frühe, an der endogenen Entwicklung des Organismus orientierte Entwicklungspsychologie. Entelechie bezeichnet eine Substanz, eine zielstrebige Kraft oder eine Fähigkeit, welche die weitere Entwicklung eines Organismus bewirkt bzw. reguliert.

Man könnte das Problem, das damit angesprochen wird, heute vielleicht in einer Begrifflichkeit formulieren, die der französische Soziologe und Anthropologe Pierre Bourdieu vorgeschlagen hat, nämlich als „Habitus“, der in diesem Fall aus einer generationellen Lagerung hervorgeht.

Weltgefühls (Mannheim 1964, S. 518). Die „inhärierende Tendenz“ geht aus der generationellen Lagerung hervor, bezeichnet die zeitbezogenen Grundprobleme – nicht die unterschiedlich ausfallenden Lösungen –, vor die sich eine Generation in ihren prägenden Jahren jeweils gestellt sieht.

Unter welchen Bedingungen tritt die „inhärierende Tendenz“ hervor, wird sie wirksam, und wann bleibt sie latent? Hierzu finden wir im Text viele ausgearbeitete Überlegungen von Mannheim, die er im Anschluß an die zeitgenössischen Generationstheorien präsentiert. So unterscheidet er beispielsweise in Anlehnung an den französischen Theoretiker Mentré (1920) „feste“ von eher flüchtigen („flüssigen“) Sozialformen. Ebenfalls in Anlehnung an Mentré leitet er daraus die These ab: „... die Generationsrhythmik scheint eher in den „séries“, also in der Abfolge freier Gruppierungen der Menschen (Salons, literarische Gruppen usw.) wahrnehmbar zu sein, als etwa im Schoß der Institutionen, die Habitus, Aktionsweise durch Bestimmungen oder durch gemeinsame Werkleistungen im voraus weitgehend festlegen und dadurch das Neue der heranwachsenden Generationen verdecken“ (Mannheim 1964, S. 513). Übertragen wir diesen Gedanken auf die Gegenwart, so sollte sich analog prognostizieren lassen, daß wir heute die „reinste“ Ausdrucksform junger Generationen und die Ausbildung von polaren Generationseinheiten in Moden, Musikstilen, Szenen, also auf dem Gebiet der jugendkulturellen Aktivitäten antreffen. Weniger stark sollten sich Generationsgestalten dagegen im Feld des Schul- und Ausbildungssystems ausprägen.

Die Ausdifferenzierung von Lage, Zusammenhang und Einheit in einer Generation

Zentral für das Modell der Generationen bei Mannheim ist die begriffliche Trias „Generationslagerung, Generationszusammenhang, Generationseinheit“ (ebd., S. 541 ff.). Er entwickelt diese Dreieinheit in Analogie zur sozialen Klassenlage, wobei er Generationen als einen „besonderen Typus der *sozialen Lagerung*“ (ebd., S. 528) verstanden wissen will. Durch den zeitlich umgrenzten Zeitraum, in den alle eingebunden sind, erwächst eine historische Potenz – die durchaus latent und unrealisiert bleiben kann –, nämlich „eine potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Lebensgehalten“ (ebd., S. 536). Erst wenn die Individuen, die sich in derselben Generationslagerung befinden, tatsächlich auch „am gemeinsamen Schicksal“ „partizipieren“, will Mannheim von einem *Generationszusammenhang* sprechen (ebd., S. 547).

Wenn sich so ein historischer Generationszusammenhang hergestellt hat, können sich auf dieser Basis noch kleinere *Generationseinheiten* herausbilden. Als Kriterium solcher Einheiten führt Mannheim an, es handele sich um „... ein einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten ...“ (ebd., S. 547). Erst auf dieser dritten Stufe seien konkrete Gruppenbildungen von Menschen zu erwarten, die sich auch persönlich kennen und soziale Netzwerke bilden, insbesondere in der Anfangsphase der Herausbildung solcher Einheiten. Generationelle Einheiten bilden oftmals ein systemisches Geflecht, das

von Ablehnung und Konkurrenz mitbestimmt ist. Hier gelingt ihm eine weitere theoretische Synthese, indem er, in guter systemischer Manier, „polar sich bekämpfende Generationseinheiten“ in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt. „Sie werden gerade dadurch, daß sie aufeinander, wenn auch kämpfend, abgestimmt sind, einen ‚Zusammenhang‘ bilden.“ (ebd., S. 547) Als illustrierendes Beispiel aus der Zeit der Studentenbewegung von 1968 könnte man beispielsweise die polaren Gruppen der „antiautoritären“ und der „autoritären“ (Kader) Generations-Einheiten anführen. Möglich wäre zu einer gewissen Phase auch die politische Polarisierung der Einheiten in „SDS“ und „RCDS“. Mannheim seinerseits unterstellt als zentrale Dimension der Polarisierung in seinen historischen Beispielen auch hier wiederum einen „rationalistischen“ (Aufklärung) und einen „romantischen“ (Konservatismus) Pol der Generationseinheit.

Die Konfigurierung von Alter, Geburt und Periode

Bekanntermaßen, und das ist natürlich auch Mannheim und seinem Gewährsmann Pinder bewußt, ist das Deutungsmuster Generation mehrfach dimensioniert, was im Alltagsdiskurs die Möglichkeit eröffnet, mit der Semantik zu jonglieren und rhetorisch zu verblüffen (vgl. Lange 1999). Selbst wenn wir die Geschlechterfolge in der Familie, die *generativen Generationen*, einmal ausklammern, bleiben noch drei unterschiedliche, gebräuchliche Bedeutungen des Begriffs erhalten.

Eine erste Bedeutung kreist um die Geburtsjahre. Zur gleichen Generation zählen die Personen, die im selben Jahr oder in einander benachbarten Jahren geboren sind. Empirisch-technisch wird von Kohorten gesprochen. Wir können sie *Geburts-Generationen* (z.B. die 1939 Geborenen oder die nach dem Weltkrieg Geborenen) nennen.

In einer zweiten Semantik geht es um alle Personen(gruppen), die zu einem bestimmten Zeitraum zeitgleich leben, unabhängig vom jeweiligen Geburtsjahr, und die an gleichen historischen Ereignissen teilnehmen. In diesem Sinn sprechen wir von *zeitgeschichtlichen Generationen* (z.B. eine Kriegsgeneration; die Generation der 60er Jahre).

Die dritte Bedeutung schließlich ergibt sich aus dem Lebenslauf und seiner Einteilung in distinkte Altersgruppen. Wir vergleichen die Generation der Erwachsenen mit der der Kinder, Jugendlichen, Senioren. Oftmals wird das vereinfachend und in polarisierender Absicht als Gegensatzpaar von jüngerer und älterer Generation in den Blick genommen. Wir können diesen Sprachgebrauch mit *Lebensalter-Generationen* umreißen.

Die heutige empirische Forschung zu historischen Generationen sieht in dieser Vielfalt des Generationenbegriffs ein entscheidendes Forschungsproblem, da hier unterschiedliche Bedeutungen und mögliche Wirkungen einer Generationszugehörigkeit unentwirrtbar miteinander vermischt werden (konfundieren). Für Zwecke der Empirie wird daher versucht, diese Faktoren in unabhängig voneinander meßbare Komponenten zu zerlegen: Kohorteneffekte (Einfluß des Ge-

burtsjahres), Periodeneffekte (Einfluß der Zeit-Ereignisse) und Alterseffekte (Einfluß des Lebensalters) werden so in ihrer Bedeutung separat analysierbar.

Wie ging Mannheim mit diesem Problem um? Er wählte eine bestimmte theoretische Konstruktion, um dem Problem der Vermischung verschiedener generationeller Komponenten zu entgehen. Er koppelte die drei Komponenten Lebensalter, Geburtsjahr und historisches Ereignis mittels starker inhaltlich-theoretischer Vorannahmen aneinander. Zunächst reduzierte er die prägenden Erlebnisse, die Menschen im Verlauf ihres Lebens begegnen können, auf eine überschaubare Lebensphase, die Jugendzeit, und begründete diese Einschränkung, die zunächst als wenig wahrscheinlicher Sonderfall angesehen werden könnte, mit plausiblen Annahmen von Entwicklungspsychologie und Jugendforschung seiner Zeit. Mit der so generierten festen Verknüpfung von Lebensphase (z. B. Pubertät um das 14. Lebensjahr) und prägendem Ereignis (z. B. Beginn des Weltkrieges 1914) läßt sich der dritte Faktor, das Geburtsjahr, gleichfalls konstant halten bzw. errechnen (1900).

Das von Mannheim entworfene Instrumentarium läßt sich in der Rhetorik wissenschaftlichen Argumentierens flexibel handhaben und wird deshalb gern genutzt. Beispielsweise kann man, mit einer gewissen Willkür, je nach Bedarf die Geburtsjahre (Kohortenzugehörigkeit) oder die Teilnahme am prägenden historischen Ereignis (Zeitzeugenschaft) in den Vordergrund der Darstellung rücken. Was jeweils Thema, was Hintergrund der Deutung ist, kann wechseln. So läßt sich im Fall der Studentenbewegung das Faktum der Teilnahme an einem zeitgeschichtlichen Ereignis (1968 an der FU Berlin) thematisieren, wobei die Frage des Jahrgangs oder des Lebensalters der Teilnehmer an dieser Bewegung zum Zeitpunkt 1968 im Hintergrund verbleibt. Oder es werden die Geburtsjahre der Studentebewegten (Jahrgänge 1939 bis 1949) in den Vordergrund gestellt und die Jahre der prägenden Ereignisse (die Studentenjahre) bzw. das Lebensalter dabei auf diesem Weg zum variablen Lebenshorizont dieser Geburtskohorten abgewertet¹³.

Mannheim hat, so könnte man zusammenfassen, ein flexibles Instrument der Interpretation geschaffen, das die Synergieeffekte dreier Modi der Generationszugehörigkeit – Alter, Geburtsjahrgang, Ereignisjahr – zusammenzuführen erlaubt, das aber auch für Unschärfen und Manipulationen aller Art offen ist. Ich nenne stichwortartig einige der möglichen methodischen Zweifel an seinem Modell. Wird das Drei-Komponenten-Modell von Mannheim nicht dadurch (unzulässig) vereinfacht, daß entweder die Geburtskohorte oder die Teilnahme an einem historischen Ereignis einseitig thematisiert und die anderen Komponenten zum ungeklärten (unkontrollierten) Hintergrund der Deutung gemacht werden? Ohnehin

¹³ Es läßt sich in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen eine gewisse Tendenz erkennen, eine Annäherung an den Kohortenansatz zu versuchen und die Geburtsjahre in der Forschung voranzustellen. Das gilt in jedem Fall für die kohortenorientierte empirische Sozialforschung. Im Fall der historisch-sozialgeschichtlichen Generationenforschung wird dagegen oftmals die gemeinsame Teilnahme am historischen Ereignis in den Mittelpunkt der Analyse gerückt (z. B. „Als die Elektrizität kam“; „Das Jahr 1945“ bzw. „Kriegsende“).

läßt die Frage, welches die Lebensjahre seien, die als „Jugendphase“ zu kennzeichnen seien, erhebliche Spielräume offen (Pubertät; Jugendphase; 12–14; 14–18, 19–29 Jahre usw.). Durch das Zusammenwirken der drei verbundenen Teilfaktoren suggeriert das Modell der Generationenanalyse bei Mannheim einen – empirisch erst nachzuweisenden – Synergieeffekt der Komponenten, der sich an historisch „erfolgreichen“ Generationen-Einheiten ausrichtet. Das Modell läßt zudem methodisch-skeptische Fragen wie die ins Leere laufen, welcher Aspekt der gebündelten Generationskomponenten, Alter, Geburt oder Periodenereignis, denn maßgeblich an der Wirksamkeit einer Generation beteiligt sei. Läßt sich ferner das Jugendalter generell als prägende Phase im Lebenslauf verstehen? In welchem generationellen Lebensbereich trifft die Annahme möglicherweise zu, in welchem weniger (z. B. in Politik, Ökonomie, Konsum usw.)? Welche Rolle spielt ferner die Qualität der periodischen Ereignisse (z. B. Kriegsteilnahme contra Jeans-Jugend) als konstitutives Element für eine Generation?

Die Versöhnung „positivistischer“ und „romantischer“ Tradition

Als letzten Gesichtspunkt der Theorie-Architektur möchte ich den Versuch von Mannheim anführen, messende und interpretierende Verfahrensweisen in der Generationen-Forschung zu vereinen – um nicht zu sagen zu „versöhnen“. Er brachte in seinem Aufsatz die „positivistische“ (Mannheim 1964, S. 509) Fassung des Generationsproblems, die er der französischen Tradition zurechnete, und die „romantisch-historische“ (ebd., S. 514 ff.) Version, nach Mannheims Auffassung der deutsche Weg, in einen wechselseitigen Dialog miteinander. Während sich die einen von der Meßbarkeit, der Chronologie des biologisch fundierten Generationswechsels fasziniert zeigten, setzten die anderen auf die „innere Erlebniszeit“ – der Geisteswissenschaftler Dilthey (1922; 1927), der Germanist Petersen (1926) und der Kunsthistoriker Pinder (1926) sind ihm Kronzeugen für diese Qualität. Statt Linearität in der Abfolge der Generationen in der äußeren Zeit geht es hier um die Einmaligkeit des inneren, gleichförmig gestimmten Lebens- und Erlebnisraumes jeder Generation. Mannheim wollte in seinem Modell von Generationen beide Komponenten zu ihrem Recht kommen lassen. Eine solche Haltung korrespondierte mit seinem pragmatisch-ausgleichenden Interesse, die (bereits) in der frühen Soziologie auseinanderstrebenden Richtungen, insbesondere die messende („positivistische“) und die geisteswissenschaftlich verstehende („romantische“), mit ihren jeweiligen Stärken bzw. Schwächen zum Tragen kommen zu lassen. Alles in allem zeigten die Fachvertreter bis heute allerdings wenig Neigung, diesem Vorschlag zu folgen. Die Rezeption des Ursprungstextes von Mannheim belegt eher die Tendenz, sich entweder auf die eine oder auf die andere Forschungsseite – Kohortenansatz oder Generationsansatz – zu schlagen und das synthetisierende Interesse des Autors zu ignorieren¹⁴.

¹⁴ Im letzten Jahrzehnt etablierte sich – zumeist unter der Flagge einer methodischen „Triangulation“ – eine Forschungsbewegung in den Sozialwissenschaften, die mit der Absicht von

III. Karl Mannheim aktuell. Kontinuität und notwendige Revision

Der klassische Text von Mannheim ist mittlerweile auch ein historischer Text geworden. Rund 75 Jahre Geschichte gesellschaftlicher Modernisierung und Modernisierungskrisen trennen uns von ihm. Es ist daher geboten, darüber nachzudenken, ob die leitenden Fragen, von denen er seinerzeit ausging, und die theoretischen Synthesen, die er entwickelte, für die gesellschaftliche Situation Anfang des 21. Jahrhunderts noch tragen.

Thesen zur notwendigen Erweiterung der Generationentheorie

Ich will im weiteren einige Grundannahmen von Mannheim herausstellen, die seinem theoretischen Konzept historischer Generationen zugrunde liegen, die sich für bestimmte Problemstellungen nach wie vor als sinnvoll erweisen, die aber für manche der Fragen, die sich heute stellen, insgesamt als zu eng und zeitgebunden anzusehen sind. Thesenartig formuliert, geht es um die folgenden Vorentscheidungen in Mannheims Theoriearchitektur, die sinnvollerweise zu revidieren oder wenigstens zu befragen sind.

1. Mannheim entwickelte eine Theorie der Generationen, die sich auf das Ganze der Gesellschaft richtete, also makrogesellschaftlich konzipiert war. Gegenwärtig interessieren uns – parallel hierzu – auch Generations-Probleme, die auf mikro- und mesogesellschaftlicher Ebene angesiedelt sind. Gegenwärtige Diskurse handeln ebenso von familialen und pädagogischen Generationenbeziehungen (Mikroebene) wie von Generationenverhältnissen, die auf der Ebene von Organisationen (z. B. Betrieb, Kirchengemeinde) oder von regional begrenzten Milieus (z. B. Stadtteile, konfessionelle Subkulturen) angesiedelt sind. Das könnte für eine künftige Weiterentwicklung einer Theorie der Generationen heißen, daß eine Rahmung angestrebt wird, die mikro-, meso- und gesamtgesellschaftliche Prozesse gleichermaßen umschließt. Mehr noch: Auch die Prozesse der Globalisierung von Generationenverhältnissen wäre letzten Endes mit einzubeziehen.

2. Mannheim sieht in Generationen eine Treibkraft des gesellschaftlichen Wandels. Diese Frage ist zwar aktuell geblieben, aber sie erscheint ergänzungsbedürftig. Was die gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskurse in einer voranschreitenden Moderne, in der viele der tradierten sozialen Bindemittel ihre Wirkkraft verlieren, gleichermaßen bewegt, ist die politische und soziale Integrationsfunktion. Kann Generationen eine solche integrative Rolle in der sich individualisierenden Moderne zufallen?

3. Die Generationen-Theorie Mannheims bindet sich eng an das Konzept von Jugend-Generationen, wobei eine feste Beziehung zum Faktor des historischen Wandels durch Jugend unterstellt wird. In einer Epoche des „lebenslangen Ler-

Mannheim konform geht, qualitative und quantitative Verfahren zu Forschungseinheiten zu verknüpfen.

nens“ stellt sich natürlicherweise die Frage, ob es nicht auch für die anderen Altersphasen lebensprägende Ereignisse gibt, die als Motor für die Bildung von Generationen fungieren können – jetzt aber als Kinder-Generationen oder Erwachsenen-Generationen. Zudem ist uns Heutigen die ausschließliche und privilegierte Verknüpfung von Jugendphase und Dynamik des gesellschaftlichen Wandels zweifelhaft geworden (Zinnecker 2002). Sowohl die Frage der prägenden Jahre als auch die nach den dynamischen Generationsgruppen wäre somit als eine empirische Frage freigegeben, die die Forschung zu prüfen hätte. Die kunstvollen und suggestiven Synthesen, die Mannheim seinerzeit hergestellt hat, würden auf diese Weise allerdings zerstört.

4. In der Generationentheorie von Mannheim bleibt die Frage letztlich unentschieden, ob es sich bei (Jugend)Generationen um eine universale Erscheinung menschlicher Geschichte handelt, die naturnotwendig (anthropologisch vorgegeben) in jeder Epoche und in jeder Gesellschaft anzutreffen sei – oder ob (Jugend)Generationen als distinkte Merkmale bestimmter Epochen und Kulturen anzusehen seien. Mannheim betonte – in der Tradition der positivistischen Generationentheorien – auf der einen Seite den universalistischen Charakter von Generationen in der menschlichen Gesellschaft. Der Wechsel von Generationen wäre danach ein soziobiologischer Tatbestand, überzeitlich gültig und nicht an besondere historische Epochen und Hochphasen gebunden. Auf der anderen Seite folgte er einem qualitativ differenzierenden Begriff von Generationen, wonach es nur gelegentlich zu Hochformen einer Generation kommt, während es dazwischen historische Epochen gibt, in denen dieses nicht gelingt. Damit folgt er einem substantiellen, wertenden Konzept der Generationen, das die Anerkennung von Generationen an das Vorhandensein bestimmter kultureller Qualitätsmerkmale knüpft. Eine weitere Spezifikation unterließ er. Die doppelte Bestimmung des Problems der Generationen, als einem universalistisch gültigen und einem epochenspezifischen, blieb in gewisser Weise nebeneinander stehen.

Wenn wir die Herausbildung von Generationen historisieren, also in bestimmte historische Epochen und Kulturen verlagern, ergibt sich eine interessante Folgefrage: Macht es dann nicht Sinn, nach historischen Epochen und Kulturen zu suchen, in denen die Genese von (Jugend)Generationen besonders begünstigt wurden? Wir könnten dann, analog zur Debatte um historische Hochphasen der Milieubildung, von Hochphasen in der Bildung von (Jugend)Generationen sprechen (siehe dazu weiter unten).

5. Mannheim folgte stillschweigend einem Konzept gesellschaftlicher Eliten. Die politischen oder literarisch-künstlerischen Generationen, die er als Faktor des Wandels analysierte, waren zugleich junge Eliten, zumindest wenn es um die kleinen innovativen Gruppen der generationellen Einheiten ging. Im strengen Sinn generationsfähig waren somit nur ausgewählte Bevölkerungskreise. Diese zeichneten sich insbesondere durch einen privilegierten Zugang zur dominanten Kultur – sprich Hochkultur – einer Zeit aus. Solche sozialen und kulturellen Voraussetzungen des Generationenkonzeptes waren Mannheim so selbstverständlich, daß er sie nicht eigens thematisierte. Mittlerweile hat die Moderne eine machtvolle

Popularkultur hervorgebracht, welche die Mehrheit aller Bevölkerungsgruppen einschließt und welche das Monopol und die Exklusivität der Hochkultur stark relativiert hat. Für die theoretische Konzeptionierung einer Generationen-Theorie hat das zweierlei Konsequenzen: Zum einen haben sich die sozialen Gruppen, die in der vorangeschrittenen Moderne generationsfähig sind, stark über die ursprünglichen Eliten hinaus erweitert. Zum anderen dient nicht mehr allein die Hochkultur als Kristallisationskern einer Bildung von historischen (Elite-) Generationen, sondern wir müssen auch die Popularkultur (beispielsweise die modernen Massenmedien) als Kraft in Rechnung stellen, die zum Generator von Generationenbildung werden kann.

Eine Reformulierung der Mannheimschen Theorie in dem Sinne, wie sie hier angedeutet wurde, würde die Möglichkeiten dieses Beitrages übersteigen. Ich möchte daher im weiteren Verlauf des Beitrages lediglich versuchen, einige empirische Beispiele und theoretische Hinweise zu geben, um die angedeutete Richtung einer erweiterten und reformulierten Generationskonzeption zu plausibilisieren.

Generationen und das Problem der gesellschaftlichen Integration in der Moderne

Sehen wir historische (Jugend)Generationen heute in erster Linie noch als dynamische Faktoren im gesellschaftlichen, insbesondere kulturellen Wandel, wie Mannheim dieses tat? Oder interessiert uns mittlerweile mehr die integrierende Funktion von Generationen, die diesen in einer enttraditionalisierten Moderne zufallen könnte: symbolische Heimat für individualisierte Einzelne zu sein, die ihre angestammten sozialen Orte – Stand, Klasse, Nation, stabile Groß-Milieus, Nachbarschaft – verloren haben? Es finden sich genügend Fingerzeige in der aktuellen Forschungslandschaft, die auf eine solche Umwertung hinweisen. Wenn dem so ist, dann sollte das Deutungsmuster Generation um das Deutungsmuster Milieu ergänzt werden. Im Mikro- und Mesobereich der sozialen Welt finden Prozesse der sozialen Einbettung statt, die zugleich auch einer generationellen Ordnung unterliegen. Eine der Fragen in diesem wenig bearbeiteten Feld wäre dann: Lösen im 21. Jahrhundert milieuspezifisch begrenzte Generationen die „Hochform“ gesamtgesellschaftlicher Generationen ab? Daran könnte sich die Frage anschließen, ob im Diskurs um historische Generationen nicht immer schon Fragen von Milieus versteckt waren. Das gilt insbesondere für den Bezug auf generationelle Kerngruppen (Generationseinheiten), die bei einer milieuspezifischen Analyse als Gruppen kultureller Elite-Milieus zu identifizieren wären.

Ein sozialer Ort für die individualisierten Einzelnen?

Gesamtgesellschaftlich wirkende Generationen eignen sich nur bedingt dazu, die sozial ortlos gewordenen modernen Subjekte sozial wieder „einzubetten“. Das wird sichtbar, wenn ein Generationenforscher wie Heinz Bude die identitätsver-

leihende Kraft einer außergewöhnlich gut sichtbaren Generation wie die 68er für die individuellen Teilhaber an dieser Generation untersucht (Bude 1995; vgl. Bude 2000, S. 19). Sein skeptisches Resümee über die „biographische Relevanz“ einer „Selbstidentifikation“ mit einer solchen Generation sei hier kurz angeführt (Bude 2000, S. 25):

„Die Formel von der Achtundsechziger-Generation stellt eine soziale Konstruktion mit vagem Ereignisbezug und geringer Beteiligungsverpflichtung dar, die dem einzelnen eine Orientierung im Fluß der Geschichte ermöglicht ... So gesehen stiften generationelle Selbstidentifikationen keine dauernde, sondern nur eine gelegentliche Orientierung. Das Mitschwingen dient mehr der momentanen Lebensgefühlsversicherung als der generellen Handlungsstrukturierung.“ (ebd., S. 33)

Nun teilen nur wenige Menschen das Glück oder Schicksal, einer identitätsstiftenden „Jahrhundertgeneration“ wie den 68ern anzugehören. Wie ist es dann mit all jenen Jahrgängen bestellt, die dazwischenfallen, die einer jener „stillen“, „schweigenden“, „stummen“ Generationen angehören, deren Generation zu den „Zaungästen“ der Zeitgeschichte erklärt wird, deren Jahrgänge zu den „Nachzüglern“ rechnen – allesamt mit einer Generation verbunden, die zu keinem tragfähigen „Zusammenhang“, zu keiner öffentlich profilierten „Einheit“ zusammenfand?

Fragen wir mit den Augen Mannheims zurück. Das Deutungsmuster Generation als eine Kategorie sozialer Einbettung für die vereinzelt Einzelnen, nachdem „Nation“ oder „Klasse“ nicht mehr zur Verfügung stehen – dies war gewiß kein Problem, das Mannheim in den 1920er Jahren sonderlich bewegte. Er wollte mit dem Konzept der historischen Generation einen Wirkfaktor identifizieren, der – neben anderen Faktoren – Wandlungsprozesse in der Geschichte deutbar machte. Die Debatten, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts um die Auflösung von soziokulturellen und soziomoralischen Milieus geführt werden (Mooser 1983; Hradil 1987), hätten ihn angesichts der politischen Durchschlagskraft von Arbeiter-, katholischen oder konservativen Milieus in der Weimarer Epoche wahrscheinlich in Erstaunen versetzt. Auch die soziologische „Individualisierungsdebatte“ der 1980er Jahre lag für Mannheim in den 1920er Jahren noch in einer deutlichen historischen Ferne.

Generationen und Milieus

Wenn es um die soziale Verortung von Individuen in der Moderne geht, wird in den Sozialwissenschaften gewöhnlich ein anderes Deutungsmuster bemüht, das des „Milieus“. Milieus haben den Vorzug einer vergleichsweise eindeutigen Orts- und Gruppenbestimmung (vgl. Matthiesen 1998). In ihnen halten sich Menschen alltäglich und über längere Strecken ihrer Lebensgeschichte auf; hier sind sie als *partizipierende Akteure* gefragt, und hier sind vielfältige Anknüpfungspunkte für eine soziale und kulturelle Verortung der Einzelnen gegeben. Ein Milieu vermag ebenso als „konjunktiver Erfahrungsraum“ (Bohnsack 1998, S. 119) im Sinne von

Mannheim zu fungieren wie ein Generationszusammenhang. Das Deutungsmuster Milieu suggeriert allerdings traditionell eine gewisse Zeitlosigkeit, einen Stillstand in der Zeit. Es ist vielleicht kein Zufall, daß selbst historische Untersuchungen zu Milieus oftmals als Querschnitte angelegt sind (in der Art: das katholische Milieu im Wilhelminischen Kaiserreich oder in der Weimarer Republik) und daß erst in jüngster Zeit historische Längsschnitte und Entwicklungsprozesse von Milieus in den Blick genommen werden (Köster; Liedhegener 1998). Milieus kennen ihrerseits oftmals keine Generationen – jedenfalls in der wissenschaftlichen Rekonstruktion. Verknüpfen wir das Deutungsmuster Generation aber mit der Milieuanalyse, so stellen wir rasch fest, daß die Geschlossenheit der Milieus sich unter dem Druck der dort befindlichen Generationen auflöst und die Dynamik von Wandlungsprozessen erkennbar wird. Jedes Milieu bildet ein eigenes System von Generationsbeziehungen aus, autopoietisch gleichsam, das die am Milieu beteiligten Akteure einbindet. Das *milieugebundene generationelle System* kann sich erheblich vom System der gesamtgesellschaftlichen Generationen und deren Jahrgangs- und Ereignisdatierungen unterscheiden. Meines Erachtens öffnen sich aufschlußreiche neuartige Forschungsfelder, wenn wir die Deutungsmuster Generation und Milieu konsequenter und häufiger aufeinander beziehen (z.B. Steinrück 1986 für den Fall betriebsbezogener Milieus und Generationen). Wie gestalten sich beispielsweise Altersverläufe und Generationsabfolgen im Milieu des Leistungssports? Wie stellen sich Generationen im Milieu von Zuwanderungsgruppen dar? Wie im Milieu von Stadtteilen, Jugendverbänden oder Pflegeinstitutionen des Alters?

Mannheim läßt in seinem Modell der Generationen nur an einer Stelle ausdrücklich einen Milieubezug zu – nämlich immer dann, wenn es sich um ein generierendes Milieu handelt, aus dem eine profilierte Generationseinheit hervorgeht. Nur in dieser Phase der historischen Emergenz denkt er sich „eine konkrete Gruppe“ (Mannheim 1964, S. 548), die in besonderer Weise dazu prädestiniert sei, „jener neuartigen ‚Erlebnis-Schichtung‘ Ausdruck zu verleihen“, so daß sie – wie eine zündende Idee – auf andere Gruppen in gleicher oder benachbarter Generationslagerung überspringe. Heinz Bude demonstriert eindrucksvoll am Beispiel der 68er Generation, wie es zweier Jahrzehnte, der 1970er und der 1980er Jahre, bedurfte, um eine kleine sozial vernetzte studentische Bewegung, die auf einzelne Universitäten und Fachkulturen begrenzt war, Schritt für Schritt in eine Generation der „Achtundsechziger“ umzutaufen (Bude 2000, S. 25), mit der sich zunehmend mehr Angehörige verwandter Jahrgänge und Lebenslagen identifizierten. Dazu mußte eine „historisierende Distanz“ eingeschaltet werden, die im Verlauf der 80er Jahre und danach zunehmend anwuchs.

„Die Achtundsechziger-Generation erfuhr in den 80er Jahre eine erhebliche retrospektive Vermehrung. Je mehr die Jahrgangsgemeinschaft zum definierenden Merkmal erhoben wurde, um so mehr Angehörige meldeten sich.“ – „Je mehr Zeit vergeht, um so deutlicher treten gemeinsame Stimmungen, Grundgefühle und Probleme hinter verschiedenen politischen und ideologischen Orientierungen hervor.“ (Bude 2000, S. 26, 27 f.)

Gibt es historische Hochphasen der Generationenbildung?

Den historischen Begriffen des soziokulturellen bzw. soziomoralischen Milieus auf nationaler Ebene – wie beispielsweise dem politischen Katholizismus oder der Arbeiterbewegung zwischen 1850 und 1950 – sind von der Geschichtswissenschaft definierte, langfristige Epochen und Perioden zugewiesen worden. Die forschenden Historiker sprechen ihnen eine Entstehungsphase, eine Hochphase und eine Verfallszeit im Kontext eines Jahrhunderts zu. Als Schlüssel- oder Ankertext gilt in diesem Fall die frühe Arbeit von Rainer M. Lepsius (1966). Können wir in ähnlicher Weise von einem historischen Anfang und von einem ebensolchen historischen Ende der gesellschaftlich begünstigten Herausbildung von Generationen sprechen?

Am Ende des 20. Jahrhunderts wurde von Seiten postmodernen Denkens die Frage aufgeworfen bzw. es wurde proklamiert, daß die historische Hochform von gesellschaftlichen Generationen nun zu einem geschichtlichen Ende gekommen sei. Ein solches Ende wurde seit den 1980er Jahren ja auch für andere Institutionen der Moderne – für Kindheit, Jugend, soziale Klassen, lokale Milieus usw. – bereits behauptet. Insofern verwundert diese Erklärung von Endzeit nicht mehr. Im Fall der gesamtgesellschaftlich verankerten Generationen wurde für ein wahrscheinliches Ende vor allem der Verfall einer bürgerlichen Öffentlichkeit im Kontext der Entwicklung einer individualisierenden kommerziellen Medienkultur geltend gemacht. Generationen setzen entsprechend dieser emphatischen Auffassung eine gesamtgesellschaftlich wirksame Öffentlichkeit voraus. Als eine solche letzte Hochform wurde die 68er-Generation ausgerufen (vgl. Hörisch 1997a). Eine Analyse der historischen Bedingungen, die zu bestimmten epochalen Generations-Gestalten führen können, wäre gewiß lohnenswert, steht aber noch aus.

Jugendgenerationen. Vom „Mythos Jugend“ zur Entzauberung der Jugend

Mit diesen beiden Etiketten, Mythos und Entzauberung, könnte man die historische Laufbahn der Altersphase Jugend zwischen Beginn und Ende des 20. Jahrhunderts umschreiben. Mannheim argumentierte noch vor dem Hintergrund eines hochstilisierten Jugendbegriffs. Ein Dreivierteljahrhundert später ist der „Mythos Jugend“ arg verblaßt. Historische Jugendforscher attestieren der heutigen Jugend, daß sie keinen sicheren Platz mehr im Gefüge der Altersgruppen einnehme und in der jüngsten Geschichte noch nach einer sinnvollen und akzeptierbaren Aufgabenbestimmung in Frieden wie im Krieg suche (vgl. Gillis 1993; Zinnecker 2000a; 2000b). Demographisch befindet sich die Jugend auf dem Weg zu einer Bevölkerungs-Minderheit, die im Rahmen von alternden Wahl-Demokratien politisch durch ältere Altersgruppen majorisiert zu werden droht.

Angesichts der Entzauberung von Jugend nimmt es nicht wunder, daß sich die Stimmen mehren, die eine Jugendgenerationstheorie wenig attraktiv finden. Werden, so wird beispielsweise eingewandt, entscheidende Lebenserfahrungen nicht lebenslang, sozusagen gleichberechtigt in allen Lebensabschnitten gemacht? So wagt sich etwa die Biographieforscherin Gabriele Rosenthal weit vor, wenn sie erklärt:

„Die Lebensphase, in der für die Bildung eines Generationszusammenhangs konstitutive Erfahrungen gemacht werden, kann von der frühen Kindheit bis ins spätere Erwachsenenalter reichen.“ (Rosenthal 2000, S. 165)

Solche Auffassungen sind eine Art Frontalangriff auf das kunstvolle Analysegebilde, das Mannheim uns als Erbe hinterlassen hat. Aber ist diese Konfrontation auch sachlich berechtigt?

Der Besuch einiger Suchmaschinen des Internets belehrt uns über eine massive semantische Verschiebung. Der Suchbefehl „Generation“ (deutsch) deckt eine erfreuliche Popularität des Begriffs auf – er generiert Hunderttausende von Verweisen. Die Durchsicht des auf diese Weise erzeugten Sprachmaterials, das überwiegend den Domänen Alltag, Ökonomie und Medien entnommen ist, deckt eine semantische Strukturverschiebung auf, die im Wissenschaftsdiskurs noch kein entsprechendes Echo gefunden hat. *Das Begriffsfeld Generation hat sich mittlerweile von den lebenden, menschlichen Generationen auf die technischen, medialen Generationen hin ausgedehnt bzw. verschoben.* Die „Generationen“ der technischen Geräte und medialen Angebote erscheinen zahlenmäßig viel präzenter, und sie spiegeln auch eine größere Vielfalt als die Angebote der lebenden Human-Generationen. Die überzeugendsten Generationen sind heute offenkundig die Generationen technologischer, medialer Neuerungen, die in hoher Geschwindigkeit und – anders als die humanen Neuankömmlinge, die in relativ kontinuierlicher zeitlicher Abfolge geboren werden – im Gleichschritt die humane Welt erobern. Diese technologischen Generationen sind noch – anders als die humane jüngere Generation – wirkliche Hoffnungsträger: Wir erwarten von ihnen Fortschritt. „Die nächste Generation kommt“, das ist ein starkes Werbeargument geworden. Die Verbesserungen sind absehbar. „The next generation“ besitzt mehr Power, mehr Komfort, mehr Sicherheit, mehr Kompetenz (vgl. hierzu auch Sackmann 1992, S. 210). Sprichwörtlich geworden sind mittlerweile die „Chip-Generationen“ der PCs, die der Literatur- und Medienforscher Jochen Hörisch in seiner Auseinandersetzung mit dem sozialwissenschaftlichen Konzept der Generationen nicht ohne Genugtuung gegen die humanen Generationen ausspielt: „88-, 286-, 386-, 486- und Pentium-Prozessoren und nicht 68er oder 89er bestimmen die Lage und die Lager“ (Hörisch 1997, S. 14f.).

Angesichts dieser paradoxen Umkehrung nimmt es nicht wunder, wenn die jüngsten humanen Generationen sich an dieses Werbemedium anhängen und es zur Konstruktion einer generationalen Lage nutzen. So benennt ein jüngerer Autor, Florian Illies (2000), seine eigene Generation in einem vielgelesenen Essay nach einem bekannten Automodell „Generation Golf“. In dieser kollektiven Wir-Autobiografie wird die Rückübertragung ironisch und literarisch nachvollzogen. Die eigene Generation wird vom Autor nach dem populären Fahrzeug und den dazugehörigen Werbekampagnen modelliert. Die Selbstidentifikation mit seiner Generation wird zur Identifikation mit der Automarke. Bereits im Buch-Titel wird die „Generation Golf“ einer „Inspektion“ unterzogen. Es handelt sich um „die zwischen den Baujahren 1965 und 1975 Geborenen“. Am Ende faßt der Autor selbstironisch das Motto seiner „Generation Golf“ mittels eines der seiner-

zeit bekannten Golf-Werbeslogans zusammen, die die einzelnen Kapitel seines und seiner Generation Lebenslauf leitmotivisch begleiten: „Die Suche nach dem Ziel hat sich somit erledigt. Es gibt kaum einen Satz, der die Lebensphilosophie unserer Generation präziser auf den Punkt bringt“ (Illies 2000, S. 189).

*Mögliche Träger generationeller Erfahrung:
Welche Bevölkerung und welche Kultur?*

Mannheim geht, das wurde oben bereits hervorgehoben, wie die anderen Generationstheoretiker im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts stillschweigend von einem Elitemodell aus. Generationseinheiten werden aus miteinander konkurrierenden kulturellen und politischen Eliten der jüngeren Generation konstituiert. Sind es in den älteren Theorien zunächst literarisch, künstlerisch, musikalisch tätige Gruppen, erweitert er diese Eliten um politische Gruppen. Auch hier hat sich mittlerweile eine gravierende Änderung vollzogen, die das Modell der Generationen zu berücksichtigen hat.

Der Umkreis potentieller Trägergruppen hat sich erweitert

Die Erweiterung des potentiellen Personenkreises, der „generationenfähig“ im emphatischen Sinn wird, geht Hand in Hand mit der Ausweitung der kulturellen Gebiete, die zum Kristallisationspunkt generationeller Erfahrung werden können. Zur Hochkultur gesellten sich Popularkultur, Alltagskultur, Medienkultur u.ä. Zum zweiten läßt sich ein Zusammenhang mit der Inklusion wachsender Gruppen in die biographische und generationelle Öffentlichkeit herstellen. Erinnerungen veralltäglichen sich, verkindlichen sich, vervielfältigen sich. Die Erweiterung der beteiligten Gruppen läßt sich gut an der Popularisierung von Erinnerungen an prägende Generationenerfahrungen im 20. Jahrhundert ablesen. Erinnerung sei an die historischen Wellen, die zur Arbeiter-Autobiographie, zur Frauen-Autobiographie oder zur ländlich-bäuerlichen Autobiographik führten. Mit der mündlich überlieferten Geschichtsschreibung erhielten auch nicht-literaturfähige oder zuvor nicht öffentlichkeitsfähige Gruppen die Möglichkeit, generationale Erfahrungen zu veröffentlichen und zur Identitätsfindung zu nutzen. Die Geschichtsschreibung von prominenten Jugend-Generationen ist traditionell bürgerlich und männlich orientiert. Das wurde und wird mittlerweile in der Forschungsliteratur nachhaltig korrigiert.

Ein anderer Nutznießer des historischen Verfalls des Mythos Jugend ist die Lebensphase Kindheit geworden. Sie wird Ende des 20. Jahrhunderts zunehmend als prägende kulturelle Lebensphase gedeutet. Die frühe generelle Beteiligung der jüngeren Generation an Medien- und Warenkonsum schafft kollektive Identitäten, die sich zu Generationsgestalten verdichten können. Träger einer solchen generationellen Erinnerungstätigkeit über Kindheit sind maßgeblich bereits junge Erwachsene und nicht mehr, wie historisch überliefert, Menschen zu Beginn ihres Ruhestandes.

Kindergenerationen – die frühen prägenden Konsum- und Medienjahre

„Playmobil ist sicherlich das Prägendste, was unserer Generation passiert ist“ (Illies 2000, S. 19). Mit dieser Formel weist Illies (Jahrgang 1971) auf die folgenreiche Verschiebung der prägenden Jahre von der Jugend- auf die Kindheitsphase hin. Die Jugendphase droht durch Kindheit in ihrer biographischen Bedeutung für eine Bildung von generationellem Bewußtsein entthront zu werden. Möglich wird das durch einen Themenwechsel. Was eine junge Generation prägt, das sind nicht mehr notwendigerweise historisch-politische Großereignisse, sondern die kleinen Dinge des Konsumentenalltags. In dem Maß, in dem auch Kinder in die Welt des Massenkonsums integriert werden, was in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzt, historisiert sich Kindheit potentiell. Kindergenerationen lassen sich danach unterscheiden, durch welche Konsumerlebnisse sie in Vor- und Grundschuljahren geprägt worden sind.

Ein beliebiges Beispiel unter vielen mag den Sachverhalt erläutern. Susanne Pauser eröffnete im November 1997 – sie war zu der Zeit dreißig Jahre alt – im österreichischen Internet-Forum *blackbox.net* „für meine Generation eine Online-Newsgrupp“ (Pauser, Ritschel 2000, S. 10). Der Ausschreibungstext lautete, in Auszügen:

„Liebe Kinder der siebziger Jahre!

Bist Du um die 30 und kannst Du Dich noch an Dinge erinnern, die 20 oder mehr Jahre zurückliegen? Dann sei herzlich willkommen in dieser neuen Online-Konferenz. Und das ist das Thema:

Bin ich die einzige, die sich an eine klebrige Süßigkeit namens Leckerschmecker erinnert?

Hat außer mir noch jemand alle verfügbaren Groscherl in Sugus und Stollwerk umgesetzt?

Kann jemand noch den Faserschmeichler-Song singen? ...

Erzählt mir von Euren Erinnerungen an unsere Kindheit in den Siebzigern, von Produkten, TV-Sendungen, Werbespots und Lebensmitteln, die Ihr gekannt habt und die es vielleicht nicht mehr gibt.

Ich freue mich auf Eure Geschichten!

Eure Susanne“

Eine Einladung einer jungen Erwachsenen also zu einer erinnernden Erzählrunde an die mittlerweile zwei Jahrzehnte zurückliegende Konsum-, Werbe- und Medienkindheit, wobei besonderes Gewicht auf die sinnliche Erfahrung von Süßigkeiten und anderen Lebensmitteln für den Kindermarkt gelegt wird! Das Internet-Forum wurde ein großer Erfolg, Tausende von erwachsen gewordenen Kindern der 1970er Jahre beteiligten sich.

Junge Erwachsene stiften über das Internet eine Generationseinheit, wobei der Zusammenhang nicht durch die Jugendphase hervorgebracht wird, sondern durch die Gemeinsamkeiten einer kommerziellen Kinderwelt, eines medial (mit)geteilten Massenkonsums. Diese Verjüngung der Herstellung von generationellem Bewußtsein sollte beachtet werden, die mit einer generellen Tendenz zur Verjüngung biographischer Erinnerung und Erzählung einhergeht.¹⁵ Die hier beobachtbare

¹⁵ Als ein empirischer Indikator sei angeführt: Das Alter, in dem Autobiographien erstmals auf dem Buchmarkt veröffentlicht werden, sank im Verlauf des 20. Jahrhunderts deutlich.

Historisierung von Kindheit, die unterscheidbare Kindheits-Generationen hervorbringt, wurde seit Anfang der 1980er Jahre auch wissenschaftlich geadelt, als sich in Deutschland eine pädagogisch-sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung aufmachte, die Geschichte des 20. Jahrhunderts nach unterscheidbaren historischen Kindheitsgenerationen zu mustern. Eines der vielzitierten Ergebnisse, in dem Kindergenerationen nach 1945 identifiziert werden, trägt beispielsweise den bezeichnenden Titel „Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder“ (Preuß-Lausitz et. al. 1983).

Die kulturellen Generatoren von Generationserfahrungen haben sich vermehrt

Im Geist der klassischen Generationstheorien konzentrierte sich Mannheim auf Phänomene der Hochkultur und der offiziellen politischen Kultur. Im Vergleich zum ersten Viertel des Jahrhunderts treffen wir heute auf eine Vielzahl von weiteren möglichen generationsbildenden kulturellen Institutionen. Folgende Attribuierungen von Generationen aus dem Ende des Jahrhunderts vermögen die Erweiterung, die mittlerweile stattgefunden hat, anzudeuten: „Technikgenerationen“ (Weymann 2000) – „Mediengenerationen“ (Hörisch 1997a) – „Wohlfahrtsgenerationen“ (Leisering 2000) – „Konsumgenerationen“ (Kindheitsforschung) usw. Etwas systematischer können wir davon sprechen, daß sich im Gang durch das Jahrhundert der („bürgerliche“) Kulturbegriff, der streng normativ und hochkulturell konnotiert war, deutlich erweitert hat. Wir beziehen heute Popular- und Alltagskultur mit ein. Die Kulturanthropologie, später die inländischen cultural studies, haben uns nahegebracht, jeder Form menschlicher Praxis den Rang von Kultur zuzuerkennen. Auch technische Bereiche werden nicht mehr als Zivilisation ausgegrenzt, wie es deutscher Semantik entsprach, sondern als Kultur einbezogen. Damit sind weite Kreise der Bevölkerung in Kultur eingebunden und können daraus prägende Erfahrungen gewinnen. Das gilt auf der einen Seite für die Standard-Massenkultur (Konsum und Medien), die erst seit dem Zweiten Weltkrieg für die Mehrheit der Bevölkerung zugänglich wurde. Das gilt auch für den neuartigen Bereich der Szenen und Subkulturen, die generationsprägende Bedeutung erhalten können. Das Deutungsmuster Generation hat einen offeneren Blick für die Art und Weise der kulturellen Prägungen von Generationen entwickelt.

Mediengenerationen

Neben Verweisen auf Konsum und Alltagstechnik (Weymann 2000) werden jüngere Generationen zunehmend mit Medienetiketten tituliert. So finden wir Generationslabels wie „Wir Fernsehkinder“ (Wüllenweber 1994), „Die Windows-Generation“ (Schwab, Stegmann 1998) oder „Generation @“ (Opaschowski 1999). Solche Etikettierungen sind nicht nur als billige Diskursmünzen zu belächeln, sie zeigen auch eine beachtenswerte Tendenz an. Ende des 20. Jahrhunderts treten Medien als prägende Kindheits- und Jugenderfahrungen hervor. Mit den Labels

werden jeweils Leitmedien eines Zeitabschnitts herausgestellt. „Fernseh-Generation“ bezieht sich auf die Zeiten des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, vor der Öffnung des privaten und Werbefernsehens um 1985. „PC-Kids“ oder „Windows-Generation“ verweist auf die Phase der Dominanz häuslicher „Personal Computers“, „Generation@“ wiederum thematisiert die historische Phase der elektronischen Vernetzung dieser digitalisierten Welt. Mittlerweile hat sich ein Konsens herausgebildet, wonach die Zeit des öffentlich-rechtlichen Fernsehens als Trennlinie zwischen den Mediengenerationen geeignet erscheint. Das kollektive Fernseherleben einer ganzen Generation konstituierte danach eine letzte gesamtgesellschaftliche Mediengeneration, bevor die Individualisierung des Mediengebrauchs dem ein Ende setzte. In den Worten von Thomas Maurer (2000, S. 204): „Kollektive kindliche Fernseherlebnisse werden für immer ein Privileg unserer Generation bleiben.“ Aus der Perspektive von Medien- und Kommunikationswissenschaftlern bilden die unterschiedlichen Medienerfahrungen sogar die entscheidende Differenz ab, die die 68er und die 89er Generationen trennt. Während die 68er noch in einer halbwegs intakten „Gutenberg-Galaxis“, gekoppelt allerdings mit der öffentlich-rechtlichen Fernsehwelt lebten, lebten die 89er dagegen bereits in einer elaborierten Medienwelt am Ende jener Galaxis (vgl. Hörisch 1997; Steiner 1997).

IV. Abschließende Einschätzungen

Eine bestimmte Stoßrichtung des Beitrages sollte deutlich geworden sein: Die konzeptionelle Fassung, die Mannheim der Analyse von Generationen 1928 gab, hat sich als außerordentlich anregend erwiesen, und dieser Anregungsgehalt ist längst noch nicht ausgeschöpft. Auf der anderen Seite transportiert das Konzept auch einige gewichtige historische Engführungen aus der Entstehungszeit mit sich. Diese könnten sich künftig als gedankliche Barriere für eine adäquate Untersuchung der generationellen Ordnungen und Verflechtungen dieses Jahrhunderts erweisen. Auf eine problematische Einengung stießen wir im Verlauf des Beitrags wiederholt: Mannheims Konzept zielt ausdrücklich nur auf eine makrosoziologische Theorie der Generationen – und hier wiederum nur auf den Typus der politisch-gesellschaftlichen Generation. Zusätzlich wurde das Konzept der Generation von ihm mehr oder weniger eng an die Thematik jugendlicher Generationen gebunden.

Als generelle Strategie für die Entwicklung einer künftigen Theorie-Architektur bietet sich an, die Begrifflichkeit der Generationen und die Analyse von Generationen-Dynamik konsequent auszudifferenzieren. Die Abfolge von und das Wechselspiel zwischen Generationen sollte als ein Thema fokussiert werden, das auf allen Ebenen des sozialen Lebens, auf der Makro- ebenso wie auf der Meso- und Mikroebene, und in allen institutionellen Handlungsfeldern eine bedeutsame Rolle spielt. Im Gegenzug ist daran zu denken, neben regionalen und nationalen

auch internationale und globale Bildungen von Generationen zu analysieren. Die mehr oder minder stillschweigende Bindung des wissenschaftlichen Generationen-Diskurses an kulturelle Eliten und an Bereiche der Hochkultur sollte aufgegeben werden. Statt dessen wären alle generationsfähigen Bevölkerungsgruppen und alle kulturellen Bereiche, auch die der Massen- und Medienkultur, die zu Kristallisationskernen von Generationen werden können, zur Analyse zuzulassen. Für Zwecke einer Historisierung der Generationen-Analyse wäre daran zu denken, solche Epochen und Kulturen zu identifizieren, die in besonderer Weise die Emergenz von Generationen fördern (Hoch-Zeiten der Generationsbildung) und, auf der Gegenseite, sozial- und kulturgeschichtliche Bedingungen zu formulieren, die der Entstehung von Generationen eher hinderlich sind. Vieles spricht dafür, künftig das Konzept der Generationen-Analyse, das Karl Mannheim entwickelt hat, nicht lediglich unbefragt anzuwenden, zu tradieren oder zur Legitimierung eigener Studien zu benutzen. Sinnvoller wäre es, die Empirie wo immer möglich mit begrifflichen Anstrengungen zur Adaptation des Generationen-Konzeptes an gegenwärtige Fragestellungen und Diskurse zu verbinden.

Literatur

- Bilstein, Johannes* (1996), Zur Metaphorik des Generationenverhältnisses, in: *Liebau, E., Wulf, Ch.* (Hrsg.), *Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung* (Weinheim) 157–189
- Bohnsack, Ralf* (1998), Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse, in: *Matthiesen, U.* (Hrsg.), *Die Räume des Milieus* (Berlin) 119–132
- Breitsamer, Joachim* (1976), Ein Versuch zum „Problem der Generationen“, in: *KZfSS* 28,3, 451–478
- Buchhofer, Bernd, Friedrichs, Jürgen, Lüdtko, Hartmut* (1970), Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung. Zur Revision des Generationsbegriffs als analytisches Konzept, in: *KZfSS* 22, 2, 300–334
- Bude, Heinz* (1995), Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948 (Frankfurt a.M.)
- Bude, Heinz* (1997), Die Wir-Ebene von Generationen, in: *Berliner Journal für Soziologie* 7 H. 2. (Themenheft N. Elias)
- Bude, Heinz* (2000), Die biographische Relevanz der Generation, in: *Kobli, M., Szydlík, M.* (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft* (Opladen) 19–35
- Demartini, J. R.* (1985), Change agents and generational relationships: A reevaluation of Mannheim's problems of generations, in: *Social Forces* 64, 1 ff.
- Dilthey, Wilhelm* (1875/1924), Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat, in: *Dilthey, W.*, *Gesammelte Schriften*, Bd. V, hrsg. v. *Misch, G.* (Leipzig, Berlin)
- Dilthey, Wilhelm* (1870/1922), *Leben Schleiermachers*, Bd. I (Berlin, Leipzig)
- Dilthey, Wilhelm* (1927/2001), Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: *Dilthey, W.*, *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, hrsg. v. *Groethuysen, B.* (Leipzig, Berlin) 79–188 (zitiert nach der Ausgabe von 2001, hrsg. v. *Riedel, M.* [Frankfurt a.M.]; die Erstausgabe erschien 1910 als Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften)
- Friedeburg, Ludwig von* (Hrsg.) (1965), *Jugend in der modernen Gesellschaft* (Köln, Berlin)

- Friedrich, Walter* (1990), Bemerkungen zum Generationskonzept, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 38,1, 42–50
- Gillis, John R.* (1993), Vanishing Youth: The Uncertain Place of the Young in a Global Age, in: Young 1 Nr. 1
- Heidegger, Martin* (1927/1953), Sein und Zeit (Tübingen; zitiert nach der 7. unveränderten Auflage 1953; ursprünglich in: Jahrbuch für Phänomenologie und phänomenologische Forschung, hrsg. v. *Husserl, E.*, Bd. VIII)
- Herrmann, Ulrich* (1987), Das Konzept der „Generation“. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Sozialisationsforschung, in: Neue Sammlung 27,3, 364–377 (Wiederabdruck in *Herrmann, U.*, Historische Bildungsforschung und Sozialgeschichte der Bildung [Weinheim 1991] 319–330)
- Hradil, Stefan* (1987), Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus (Opladen)
- Hörisch, Jochen* (Hrsg.) (1997a), Mediengenerationen (Frankfurt a.M.)
- Hörisch, Jochen* (1997b), Was generiert Generationen: Literatur oder Medien? Zur Querelle allemande zwischen Achtundsechzigern und Neunundachtzigern, in: *Hörisch, J.* (Hrsg.), Mediengenerationen (Frankfurt a.M.) 7–15
- Illies, Florian* (2000), Generation Golf. Eine Inspektion (Berlin 42000)
- Käsler, Dirk* (1984), Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (Opladen)
- Koebner, Thomas, Janz, Rolf-Peter, Trommler, Frank* (Hrsg.) (1985), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend (Frankfurt a.M.)
- Köster, Christoph, Liedhegener, Antonius* (1998), Historische Milieus als Forschungsaufgabe. Zwischenbilanz und Perspektiven (Tagungsbericht), in: Westfälische Forschungen 48, 593–601
- Kohli, Martin* (Hrsg.) (1978), Soziologie des Lebenslaufs (Darmstadt; Neuwied)
- Kreutz, Henrik* (1983), Generationsbildung als eine Form der Vergesellschaftung in der Situation sozialen Wandels. Mannheims Theorie und ihre Fortführung in der Forschung der Gegenwart, in: Angewandte Sozialforschung 11,4/5, 385–394
- Lange, Andreas* (1999), „Generationenrhetorik“ und mehr. Versuche über ein Schlüsselkonzept, in: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 22, 39, 71–86
- Leisering, Lutz* (2000), Wohlfahrtsstaatliche Generationen, in: *Kohli, M., Szydlík, M.* (Hrsg.), Generationen in Familie und Gesellschaft (Opladen) 59–76
- Lepsius, M. Rainer* (1966), Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: *Abel, Wilhelm* (Hrsg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte (Stuttgart) 371–393 (Wiederabgedruckt in *Ritter, Gerhard A.* [Hrsg.], Deutsche Parteien vor 1918 [Köln 1973] 56–80)
- Lukács, Georg* (1923), Geschichte und Klassenbewusstsein (Berlin)
- Mannheim, Karl* (1928), Das Problem der Generationen, in: KVJS (Kölner Vierteljahresschrift für Soziologie) 7, 157–185 u. 309–330 (Wiederabdruck in Wissenssoziologie [1964] 509–565)
- Mannheim, Karl* (1941), Das Problem der Jugend in der modernen Gesellschaft (Wiederabdruck in: *Mannheim, K.*, Diagnose unserer Zeit [Zürich 1951])
- Mannheim, Karl* (1964), Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, hrsg. v. *Wolff, K. H.*, (Berlin, Neuwied)
- Mannheim, Karl* (1980), Strukturen des Denkens, hrsg. v. *Kettler, D., Meja, V., Stehr, N.*, (Frankfurt a.M.)
- Mannheim, Karl* (1984), Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens, hrsg. v. *Kettler, D., Meja, V., Stehr, N.* (Frankfurt a.M., urspr. Habilitation 1925)
- Matthes, Joachim* (1985), Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“ neu gelesen. Generationen-„Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“?, in: Zeitschrift für Soziologie 14,5, 363–372
- Matthiesen, Ulf* (Hrsg.) (1998), Die Räume des Milieus (Berlin)

- Maurer, Thomas (2000), Biene Maja, flächendeckend, in: Pauser, S., Ritschl, W., Wickie, Slime and Paiper. Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre (Reinbek b. H.) 204–208
- Mentré, F. (1920), *Les générations sociales* (Paris)
- Mooser, Josef (1983), Auflösung der proletarischen Milieus, in: *Soziale Welt* 34, 270–306
- Opaschowski, Horst (1999), Generation @. Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter (Hamburg)
- Pauser, Susanne, Ritschl, Wolfgang (2000), Wickie, Slime and Paiper. Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre (Reinbek b. H., urspr. 1999)
- Petersen, Julius (1926), *Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft* (Heidelberg, reprint: Darmstadt 1973)
- Pfeil, Elisabeth (1967), Der Kohortensatz in der Soziologie. Ein Zugang zum Generationsproblem?, in: *KZfSS* 19,4, 645–657
- Pinder, Wilhelm (1926), *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas* (Berlin, Nachdruck: München 1961)
- Preuß-Lawsitz, Ulf u. a. (Hrsg.) (1983), *Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg* (Weinheim)
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1986), *Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung* (Essen)
- Rosenthal, Gabriele (2000), Historische und familiale Generationenabfolge, in: Kohli, M., Szydlík, M., (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft* (Opladen) 162–178
- Ryder, Norman B. (1965), The Cohort as a concept in the Study of Social Change, in: *American Sociological Review* 30, 843–861
- Sackmann, Reinhold (1992), Das Deutungsmuster „Generation“, in: Meuser, M., Sackmann, R., (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie* (Pfaffenweiler) 199–215
- Schelsky, Helmut (1957), *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend* (Düsseldorf, Köln)
- Schwab, Jürgen, Stegmann, Michael (1998), *Die Windows-Generation* (München)
- Simirenko, A. (1966), Mannheim's Generational Analysis and Acculturation, in: *British Journal of Sociology* 17, 292 ff.
- Spranger, Edward (1925), *Psychologie des Jugendalters* (Leipzig)
- Steiner, Uwe C. (1997), „68–89“. Literarische und mediale Wendungen der Wende, in: Hörisch, J., (Hrsg.), *Mediengenerationen* (Frankfurt a.M.) 16–59
- Steinrück, Margareta (1986), *Generationen im Betrieb. Fallstudien zur generationenspezifischen Verarbeitung betrieblicher Konflikte* (Frankfurt a.M.)
- Weymann, Ansgar (2000), Sozialer Wandel, Generationsverhältnisse und Technikgenerationen, in: Kohli, M., Szydlík, M., (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft* (Lebenslauf – Alter – Generationen Bd. 3, Opladen) 36–58
- Wolff, Kurt H. (1978), Karl Mannheim, in: Käsler, D., (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens* Bd. 2. (München) 286–387
- Willenweber, Walter (1994), *Wir Fernsehkinder. Eine Generation ohne Programm* (Berlin)
- Zinnecker, Jürgen (2000a), *Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert*, in: Benner, D., Tenorth, H.-E., (Hrsg.), *Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert* (ZfPäd 42. Beiheft, Weinheim, Basel) 36–68
- Zinnecker, Jürgen (2000b), *Jungsein in alternden Gesellschaften. Zur demographischen Ordnung der Generationen*, in: Institut für soziale Arbeit (Hrsg.), *Jugendförderung in Nordrhein-Westfalen* (Münster) 52–72
- Zinnecker, Jürgen (2002), *Das Porträt. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*, in: Zinnecker, J., Behnken, I., Maschke, S., Stecher, L., *null zoff & voll busy* (Opladen) 11–20

Bernhard Giesen

Generation und Trauma

1. Zum Begriff der Generation

Der Begriff der Generation scheint – verfolgt man seine Verwendung im anspruchsvollen Feuilleton – zunehmend die Stelle einzunehmen, die wenige Jahrzehnte zuvor noch dem Klassenbegriff vorbehalten war (Reulecke 2000). Er markiert die dynamische Achse der Sozialstruktur, von der man sich sowohl die Artikulation von Geschichtlichkeit als auch die Verbindung zwischen einer Gruppe innerhalb der Gesellschaft und der Gesellschaft als Ganzes erwartet. Es verwundert daher kaum, wenn der Begriff der Generation – ähnlich wie der Gesellschaftsbegriff – als Rahmen für Zeitdiagnose und historische Sinnorientierung Karriere macht.

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser intellektuellen Popularität des Begriffes steht sein Mangel an Klarheit (Kertzer 1983; Finch 1989). Er fällt allerdings erst dann auf, wenn „Generation“ nicht mehr nur auf das – begrifflich unproblematische – Verhältnis zwischen Eltern und Kindern innerhalb einer Familie bezogen wird, sondern auf eine gesellschaftliche Großgruppe, die nicht nur durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Alterskohorte, sondern durch ein Bewußtsein einer gemeinsamen Lage, durch eine gemeinsame Mentalität, durch einen gemeinsamen Habitus definiert wird (Lüscher 1993). Im Unterschied zur Familie, in der sich die Generation der Eltern und die der Kinder auf eindeutige Weise abgrenzen lassen, taucht hier für den Beobachter das Problem auf, im kontinuierlichen Fluß der natürlichen Geburtenabfolge die Diskontinuität einer begrenzten Anzahl voneinander abgrenzbarer Generationen sichtbar zu machen. Derartige Generationen existieren nicht als natürlich abgegrenzte Einheiten, sondern sie sind das Ergebnis sozialer Konstruktion, bei der die Selbstbestimmung einer Gruppe und die Perspektive von Außen in Beziehung gesetzt werden. Im folgenden geht es uns um diese Konstruktion der Einheit einer Generation. Sie wird als eine besondere kulturelle Erzeugung von Diskontinuität begriffen und nimmt damit Anregungen auf, die Joachim Matthes in einer Auseinandersetzung mit Karl Mannheims berühmtem Text zum „Problem der Generationen“ entwickelt hat (Matthes 1985). Fragen der Familien oder Jugendsoziologie (dazu etwa Lüscher/Schultheis 1993), der Lebenslaufforschung (Kohli 1985), der historischen Familienforschung (Schu-

ler 1987) oder der Geschichte der Jugendbewegungen (Brand 1993) werden demgegenüber ausgeblendet.

In Anlehnung an Mannheim lassen sich vor allem drei unterschiedliche Elemente des Begriffs unterscheiden (Mannheim 1979). Um von einer Generation innerhalb einer Gesellschaft sprechen zu können, müssen in dieser Gesellschaft erstens Institutionen verfügbar sein, die den Mitgliedern einer Alterskohorte während einer sensiblen Adoleszenzphase jenseits des Familienverbandes gemeinsame Erfahrungen vermitteln und zweitens diese Mitglieder auch in enge Interaktionskontakte miteinander bringen, so daß sie einander wechselseitig als Mitglieder dieser Generation im Unterschied zur Familie wahrnehmen können, und schließlich drittens Erfahrungen vermitteln, die der vorhergegangenen Generation nicht verfügbar waren. In der ersten Bedingung wird die Generation als eine soziale Gruppe jenseits der Familienzugehörigkeit aufgefaßt, in der zweiten als eine Kommunikationsgemeinschaft, in der dritten als eine über geschichtliche Erfahrung vermittelte kollektive Identität.

Institutionen wie die allgemeine Schulpflicht oder die allgemeine Wehrpflicht erfüllen die Bedingungen eins und zwei: Sie bringen die Mitglieder einer Generation während der prägewirksamen Phase von Adoleszenz und jungem Erwachsensein – also im Alter zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig – in einem Interaktionsraum jenseits der Familie zusammen. Damit entsteht grundsätzlich die Möglichkeit von Gemeinschaften, die zwischen dem Familienverband einerseits und den Gemeinschaften der Erwachsenen andererseits angesiedelt sind – die erste Erfahrung einer sozialen Gleichartigkeit im Unterschied zu der sozialen Heterogenität innerhalb der Familie (Tenbruck 1965; Eisenstadt 1966).

2. Erfahrungsentwertung

Allerdings ist diese Gleichartigkeit noch unbegriffen, sie hat noch keinen Namen für ihre kollektive Identität (Giesen 1993 und 1999). Eine solche kollektive Identität und eine klare Unterscheidung zwischen verschiedenen Generationen, die auch für diese Generationen überzeugend ist, wird erst – so meine erste These – durch eine fundamentale gemeinsame Erfahrung geschaffen, mit der die Erfahrungen der Älteren entwertet und die Einzigartigkeit der neuen Generation gestiftet wird (Koselleck 2000). Derartige generationenstiftende Erfahrungen werden in siegreichen oder verlorenen Kriegen, in Migrationen oder Vertreibungen, in der Teilnahme an sozialen, politischen oder kulturellen Bewegungen gemacht. Erfahrungen – so meine zweite These – werden vor allem dann zum Anlaß der kollektiven Identität einer Generation genommen, wenn sie mit leiblichen Erlebnissen verbunden sind und als solche erinnert werden können (theoretisch nach wie vor unüberholt Merleau-Ponty 1974; im Anschluß daran Meyer-Drawe 1984; vgl. ferner Rittner et al. 1976). Ich werde drittens zwischen geschichtlichen Generationen, die sich durch eine traumatische Erfahrung oder durch ein Projekt der Gesell-

schaftsveränderung bestimmen, und subkulturellen Generationen unterscheiden, die sich über besondere symbolische Repräsentationen und Rituale abgrenzen.

Entscheidend für die kollektive Identität der Generation ist weniger der Umstand, daß diese Erfahrungen tatsächlich ohne Beispiel oder Vorläufer sind, sondern vielmehr die Bereitschaft, sie so zu sehen. Diese Bereitschaft wird durch die besondere Lage der Jugendlichen gefördert. Jenseits der Normalität der Herkunftsfamilie und vor der Normalität des Erwachsenenlebens mit seinen über Beruf, Familie und Wohnsitz vermittelten Zugehörigkeiten erfahren Jugendliche ihre generationale Identität durch die Teilnahme an Außerordentlichem, durch die Begegnung mit Ungewohntem und zunächst Fremdem, in einer Lage der Entwurzelung, des Übergangs und der sozialen Ortlosigkeit, die häufig als Teilnahme an einer „Bewegung“ im wörtlichen und übertragenen Sinne verstanden wird (Reulecke 1995). Man ändert den Wohnort und weiß, daß man dort nicht endgültig bleiben wird, man reist mit Gleichaltrigen, man schließt sich einer Bewegung an, die die Gesellschaft oder Kultur verändern möchte, man lebt in einem Gefühl des „nicht mehr“ und „noch nicht“. Diese soziale Lage des Übergangs und der Bewegung spiegelt sich in der besonderen Bereitschaft, Altes hinter sich zu lassen, Neues zu entdecken und bisher Unerhörtes auszurufen – auch wenn aus der Sicht des Beobachters dieses Neue nur als eine Wiederholung längst bekannter Muster erscheinen mag (möglicherweise steht diese Bereitschaft, das Außerordentliche zu entdecken, auch in Zusammenhang mit der Charismatisierung der Jugend insbesondere in der Moderne). Die transitorische Lage der Generation begünstigt das Vergessen des Gewohnten und begründet eine Faszination durch die Zukunft als dem Feld des noch nicht verwirklichten Lebens. Traditionsentwertung und Neukonstitution sind das Rückgrat generationaler Identität. Die Unterscheidung zwischen verschiedenen Generationen innerhalb einer Gesellschaft wird daher erst dann prominent, wenn die Geschichte über den Bruch zwischen Vergangenheit und Zukunft begriffen wird – d. h. nach der Sattelzeit Kosellecks, also im 18. Jahrhundert (Koselleck 1979). Sie setzt sich in den anspruchsvollen Diskursen allerdings schon früher durch: die *querelle des anciens et des modernes* und – früher noch – die Distanz der Manieristen des frühen 16. Jahrhunderts zur Malerei der Hochrenaissance zeigen dies deutlich.

3. Leiblichkeitserfahrung

Entscheidend für das Entstehen eines Generationsbewußtseins ist nicht die tatsächliche Außerordentlichkeit einer gemeinsamen Erfahrung, sondern ihre Glaubwürdigkeit oder Authentizität. Die gemeinsame Erfahrung darf sich nicht in gängige Schablonen einfügen, sie muß als authentisch gelten (Trilling 1974). Eine solche Authentisierung der generationsstiftenden Erfahrung wird durch die Verankerung im persönlichen, insbesondere leiblichen Erlebnis hergestellt. Die in den Leib eingeschriebene Erfahrung ist unleugbar, aber auch unentfremdbar – die

Wunden bezeugen den Kampf besser als Worte (Scarry 1987; Hahn 1986). Eine erste und elementare Form des leiblichen Erlebnisses wird durch Anwesenheit am Ort des Geschehens hergestellt – die eigenen Augen haben das Außerordentliche gesehen, die eigenen Ohren haben es gehört, die eigene Haut hat es gefühlt. Eine starke kollektive Identität einer Generation, vor allem ihres männlichen Teils (dazu insbesondere Reulecke 2001), ruht daher nicht selten auf der tatsächlichen oder imaginierten Anwesenheit am Ort des außerordentlichen Geschehens auf – man war auf der Barrikade oder auf der Flucht, im Kugelhagel oder bei der Öffnung der Mauer, man war in Verdun oder Berlin, Woodstock oder Gorleben – zumindest hätte man dabei sein können, wäre man nicht durch Zufall verhindert gewesen. (Mannheim [1970] erwähnt schon die „potentielle Teilnahme“ an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten als Grundlage des Generationsbewußtseins.) Selbst die über Zeitung, Radio und Fernsehen vermittelte indirekte Anwesenheit kann in abgeschwächter Form eine solche Leiblichkeits-erfahrung erzeugen. Man erinnert sich dann, unter welchen Umständen man von der epochalen Nachricht der Niederlage oder des Angriffs auf das New Yorker World Trade Center erfahren hat und verbindet so die eigene leibliche Anwesenheit mit dem geschichtlichen Ereignis.

Leiblichkeitserfahrungen unter Anwesenden werden häufig noch durch Rituale verstärkt (zum Begriff des Rituals Bell 1997; Giesen 1999; klassisch: Turner 1969; VanGennep 1977). Rituale bilden einen nicht weiter übersteigbaren Horizont der sozialen Wirklichkeit. Sie haben für die Teilnehmer eine unbedingte Geltung – wer nach Begründungen fragt oder Erklärungen sucht, markiert sich schon als Außenseiter. Rituale äußern sich in gleichförmigen Bewegungen und lassen die Unterschiede zwischen den teilnehmenden Personen zurücktreten. Kollektive Identität kann daher kaum ohne rituelle Grundlagen zustande kommen. Im gemeinsamen Singen, Marschieren, Tanzen, Jubeln, Beten, Zuhören oder Schweigen werden die Bewegungen der Teilnehmer gleichgeschaltet. So sehen sich die Anwesenden selbst im leiblichen Spiegel der anderen, sie erfahren eine leiblich-körperliche Ähnlichkeit untereinander.

Weiter gesteigert wird die Leiblichkeitserfahrung einer Generation durch die Anwesenheit eines Gegners, der die eigene körperliche Unversehrtheit und die der Generationsgenossen mit Gewaltmitteln bedroht. Die Anwesenheit des Feindes – so könnte man Carl Schmitt (1963) abwandeln – erzeugt hier die Gemeinsamkeit der Generation. Diese Erfahrung der Bedrohung von Leib und (manchmal auch) von Leben vermittelt eine Authentizität des Außerordentlichen, die schwer zu überbieten ist (Buford 1992; Katz 1988). Dies gilt in besonderer Weise für die Selbsterfahrung einer Generation. In der Außerordentlichkeit der Gewalterfahrung, im Erlebnis der äußersten Bedrohung schwindet das Vertrauen in den Schutz durch die Eltern und die Überlegenheit der Älteren – ein Naturzustand öffnet sich, in dem die überkommenen Regeln nicht mehr gelten, eine Generation entwertet die Erfahrungen der Vorgänger und kann sich nicht mehr als deren bloße Fortsetzung begreifen. Man tritt aus dem Schatten und dem Schutz durch die Eltern heraus und ist auf sich selbst gestellt (Buford 1992). Gleichzeitig begeg-

nen die Angehörigen einer Generation im Erlebnis der gemeinsamen außerordentlichen Bedrohung durch einen Feind in den meisten Fällen zum ersten Male der Möglichkeit ihres eigenen Todes – sie sind keine Kinder mehr. Kinder können sich den Tod nur als Tod der anderen, nicht aber als unabweisbare Begrenzung des eigenen Lebens vorstellen.

Diese Erfahrung von Todesnähe stellt die stärkste Erfahrung von Leiblichkeit dar, sie ist im Augenblick des Erlebens allerdings noch nicht symbolisch verfügbar – nicht selten stellt sich ein Bewußtsein der Bedrohung erst im Rückblick, in der Erinnerung, ein. Das Erlebnis der Möglichkeit des eigenen Todes versperrt sich zumeist der Wahrnehmung, es wirkt wie eine Erschütterung, die zunächst nicht erzählt, sondern nur beschwiegen werden kann (Caruth 1996 a; 1996 b; Giesen 2002). In dieser Hinsicht zeigt die gemeinsam erfahrene Bedrohung des Lebens Züge eines kollektiven Traumas, das erst aus einigem Abstand erinnert und ausgesprochen werden kann. Diese traumatische Grundstruktur der Erinnerung, das Erlebnis der außerordentlichen Bedrohung, in dem der Schutz der Älteren versagte, stellt den äußersten Horizont, vor dem sich die kollektive Identität einer Generation bildet.

Aber die Erfahrung der Möglichkeit des eigenen Todes bildet nur den einen Horizont, vor dem sich eine starke kollektive Identität einer Generation bildet. Sie hat ihr Gegenstück in der Erfahrung eines unerwartbaren Sieges über die Widrigkeiten der Welt, in einem Wagnis, das gegen den Rat der Eltern unternommen wurde und gelang, in der Erfahrung des Glücks und des Triumphes. Hier geht es nicht um die Erfahrung des möglichen Todes, sondern um die kollektive Selbstvergewisserung des Geborensseins. (Wir bedienen uns hier einer Figur, die in anderen Zusammenhängen vor allem von Sorel [Sorel 1969; Jennings 1999] und Fanon [1981] entwickelt wurde.) Eine Generation erfährt dabei nicht ihre eigene körperliche Geburt als Individuen, sondern erzeugt ihr eigenes Geburtserlebnis als Kollektiv, indem sie die Mahnungen der Älteren zur Vorsicht mißachtet, das Unvernünftige, Ungewöhnliche und Neue riskiert und gewinnt. Die Teilnahme an neuen sozialen Bewegungen, an Revolutionen und Befreiungskämpfen vermittelt, wenn sie denn erfolgreich ist, ein solches triumphales Gefühl des Wiedergeborensseins, der Selbstfindung und der Selbstständigkeit.

Die kollektive Identität einer Generation beruft sich dabei auf eine erfahrungsentwertende Bedrohung oder auf einen Triumph, die nicht selten nur von einem kleinen Teil der Angehörigen einer Generation tatsächlich erlebt worden sind, aber nach mehrheitlicher Einschätzung von den meisten hätten erlebt werden können. Die Identifikation aller derjenigen, die durch Zufall und Glück nicht in Todesgefahr geraten sind, mit denjenigen, die tatsächlich vor der äußersten Lebensbedrohung standen, aber auch mit denjenigen, die das Neue wagten und glücklich gewannen, verweist auf die existentielle Grundfigur, mit der die kollektive Identität einer Generation konstruiert wird: Nur über die Potentialität der Todesgefahr und die Gewissheit des Überlebens einerseits oder durch die symbolische Wiedergeburt im Wagnis des Neuen andererseits lassen sich die Erfahrungen der Älteren entwerten und die Diskontinuität der Generationen begründen.

Wenn eigene traumatische oder triumphalistische Erinnerungen nicht verfügbar sein sollten, so übernimmt man die Erinnerungen von anderen, die die eigenen hätten sein können. Jede Generation mit starkem geschichtlichen Selbstbewußtsein muß sich so ihre eigenen traumatischen oder triumphalistischen Anfänge erinnern und suchen.

4. Symbolische Repräsentationen

Bei dieser Erinnerung und bei der Übernahme der Erinnerungen anderer sind symbolische Repräsentationen notwendig, die das Erlebte ausdrücken und es mitteilbar machen. Mündliche Erzählungen gegenüber denjenigen, denen man ähnliche Erlebnisse unterstellen kann, sind ein überall verfügbares Medium zur symbolischen Konstruktion einer kollektiven Identität. Musik, Lyrik und Literatur kommen fast immer hinzu (e.g. Reulecke 1996). In jenen besonderen Fällen, in denen eine traumatische Erinnerung von weiten Teilen einer Gesellschaft übernommen wurde, werden die symbolischen Repräsentationen eines Generationenerlebnisses auch in Denkmäler und Gedenktage übersetzt.

Ein solcher Wechsel vom eigenen Erleben oder von der traumatischen Erinnerung, die sich der Erzählbarkeit versperrt, zu der symbolischen Repräsentation, an der viele teilhaben können, riskiert einen Verlust an Authentizität. Wenn auch diejenigen, die nicht dabei waren, aber glauben, nur durch Zufall an einer Teilnahme gehindert worden zu sein, sich der Erlebnisgemeinschaft einer Generation zurechnen dürfen, wenn alle mitsingen können, wenn alle die Geschichten vom Mai '68, von den letzten Kriegstagen, von der Maueröffnung und von Gorleben erzählen können, dann gerät die Grenze leicht in unklares Gelände, und das in den Leib eingeschriebene Erlebnis wird tendenziell zur Option, das generationale Gedächtnis wird zum kulturellen Gedächtnis einer ganzen Gesellschaft. (Waters [1990] hat Analoges für ethnische Zugehörigkeiten gezeigt.)

Die Übersetzung der angenommenen Einheit des Erlebens in symbolische Repräsentationen ermöglicht so einerseits den Anschluß derjenigen, die nicht selbst dabei waren, andererseits aber auch die Spaltung der Generation in mehrere Lager. Die gemeinsame Erfahrung ist grundsätzlich symbolisch mehrdeutig, sie läßt sich durch unterschiedliche Repräsentationen abbilden und in verschiedene und auch ganz gegensätzliche Bewegungen umsetzen. Das generationsstiftende Erlebnis der Schützengräben des Ersten Weltkrieges konnte so in Jüngers „In Stahlgewittern“ wie auch in Remarques „Im Westen nichts Neues“ literarisch repräsentiert werden, es konnte Anlaß zu pazifistischen wie zu revanchistischen Bewegungen geben, die Niederlage 1945 konnte in eine rechtsradikale wie in eine sozialdemokratische Politik umgesetzt werden oder aber zur Ablehnung jedes politischen Engagements führen etc. Bei der sozialen Konstruktion einer Generation ergeben sich so öffentliche Kämpfe um die angemessene symbolische Repräsentation des gemeinsamen Erlebnishintergrundes.

In diesen Kämpfen setzen sich einige Selbstdeutungen durch, andere treten zurück, können aber wieder an Resonanz gewinnen, wenn nach einiger Zeit die Verhältnisse sich ändern. Nimmt der zeitliche Abstand zu den generationsstiftenden Erlebnissen zu, erhalten auch die Fremddeutungen nicht nur durch Außenstehende, sondern auch durch nachfolgende Generationen stärkeres Gewicht. Am Ende geraten die Angehörigen einer Generation, die längst erwachsen geworden ist, in eine defensive Position gegenüber einer neuen Generation, die ihrerseits die Erfahrungen der Alten entwertet und als grundlegende Irrtümer der Älteren brandmarkt, was diesen noch als identitätsstiftende geschichtliche Bewegung galt. Nicht nur die Generation der Deutschen, die Hitler an die Macht gebracht hatten, sondern auch die „68er Generation“, die die Erfahrungen der Aufbaugeneration verspottet hatte, erfuhren auf nachdrückliche Weise eine solche Umdeutung ihrer generationsstiftenden Erlebnisse (Bude 1997; Kraushaar 1999). Neue Generationen betreten die Bühne und entwerten die Erfahrungen der Älteren, der Erwachsenen, derjenigen, die ihre Sensibilität für das Neue und Außerordentliche verloren haben und am Ende selbst nicht mehr an die Neuigkeit ihres eigenen geschichtlichen Projektes glauben.

5. Geschichtliche und subkulturelle Generationen

Allerdings gewinnen einige neue Generationen ihre Distanz zur vorhergehenden Generation gerade dadurch, daß sie im Unterschied zu den Älteren nicht mehr auf ein außerordentliches Projekt der Gesellschaftsveränderung setzen, sondern die Abkehr von hochfliegenden politischen Bewegungen und die Aufgabe des Ideologischen zugunsten von subkulturellen Orientierungen zum Kern ihrer eigenen generationalen Identität machen (Hebdige 2001). Eine solche generationale Identität fällt weniger stark aus und ist weniger sichtbar als diejenige derer, die dramatische Erfahrungsentwertungen durch Revolution, Krieg und Niederlage erleben. Sie muß sich ihre leibliche Erlebnisgrundlage zumeist über die Teilnahme an symbolischen Repräsentationen und subkulturellen Ritualen – etwa über Musik und Tanz, Mode und Haartracht – selbst schaffen (Hall et al. 1996). Solche „subkulturellen Generationen“ verschwinden nach dem Eintritt ins Erwachsenenalter schneller als die „geschichtlichen Generationen“ (Willis 1977), deren Erlebnisse und Erschütterungen auch im Erwachsenenalter weiterwirken und die daher Bezugspunkt besonderer Anstrengungen zur Erfahrungsentwertung durch die nachfolgende Generation werden. Die Mode und die Musik von gestern erledigen sich selbst, die Kriegserlebnisse nicht.

Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidungen ergibt sich eine neue Perspektive auf die Abfolge der Generationen im Deutschland des vergangenen Jahrhunderts. Konstitutiv für „geschichtliche Generationen“ sind die großen erfahrungsentwertenden Traumata, die auf die erfahrungssensitiven Jugendlichen zwischen 15 und 25 in Erlebnisräumen jenseits der Familie treffen. (Mentré [1920] unter

Rückgriff auf August Comte setzt die Dauer einer Generation noch mit dreißig Jahren an [vgl. Mannheim 1970], Jaide [1988] spaltet sie in Jugendliche und junge Erwachsene auf, begrenzt diese aber ebenfalls auf jeweils zehn Jahre.) Die kollektive Erfahrung der Schützengräben des Ersten Weltkriegs schuf eine „Generation Verdun“ oder eine „Generation Langemarck“, die ihre Fronterlebnisse nur zögernd denjenigen mitteilen konnte, die nicht dabei gewesen waren; aus der Erfahrung der Arbeitslosigkeit und der Aussichtslosigkeit nach der Weltwirtschaftskrise 1929 entstand die Generation der „Hitlerwähler“, die von dem „System“ der Weimarer Republik enttäuscht waren und ihre Bitterkeit in die Begeisterung für Nazideutschland umsetzten. Die Erfahrung der Kriegsteilnahme und der Niederlage 1945 wiederum schockierte und desillusionierte die Generation der „Flakhelfer“ und „Hitlerjungen“, aber auch der „Trümmerfrauen“, die nach dem Kriege den „Wiederaufbau“ Deutschlands schafften; die radikale Opposition der Studentenbewegung gegen Sachzwänge, Establishment oder ganz allgemein gegen „die Herrschenden“ vermittelte das kollektive Oppositionsbewußtsein der „68er Generation“, die den Konflikt auf der Straße suchte; der Zusammenbruch des sowjetischen Reiches und der Links-Rechtskoordinaten der politischen Weltdeutung führte möglicherweise zu einer „Generation Berlin“ (Bude 2001), die politische Bewegungen nicht mehr für besonders aufregend hält und sich in Börsenspekulationen versuchte – ein Engagement, das der „68er Generation“ noch als zutiefst unmoralisch galt. In all diesen Fällen werden Generationen nicht nur durch besondere Entwertungen der bisherigen Erfahrungshorizonte, sondern auch durch Grenzen des Verstehens markiert. Den Älteren, aber auch den Nachgeborenen, lassen sich die grundlegenden Erlebnisse und Erfahrungen nicht mehr mitteilen – „Ihr seid damals nicht dabei gewesen, ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was es bedeutet ...“ und „Ihr versteht das nicht mehr, lasst uns nur machen“ verweisen auf diese Grenzen des Verstehens, die auch Grenzen des Bemühens um Verständigung sind.

Auch wenn diese generationsstiftenden Erfahrungen jeweils nur in einem Zeitraum von wenigen Jahren möglich waren, so erfaßten sie doch eine größere Alterskohorte. Die Schützengrabenerfahrung des Ersten Weltkriegs z.B. betraf während vier Jahren die jungen Männer zwischen 18 und 25, also insgesamt eine Alterskohorte von etwa zehn Jahren. Erst die im Jahre 1918 Siebzehnjährigen können sich nicht mehr zur „Verdun-Generation“ zählen. Ähnliches gilt für die anderen geschichtlichen Generationen. Auch sie umfassen in der Regel eine Alterskohorte von etwa zehn Jahren.

Im Unterschied zu geschichtlichen Generationen verfügen subkulturelle Generationen nicht über eine starke extern vermittelte Erlebnisgrundlage, sondern müssen diese über besondere symbolische Repräsentationen und Rituale selbst erzeugen. Die Generation des Sturm und Drang vor der Französischen Revolution, das „Junge Deutschland“ im „Vormärz“ vor 1848, die Wandervogelbewegung nach 1871 (vgl. Giesen 1993; 1999), die skeptische Generation (Schelsky 1957) oder die Beatnikgeneration der Nachkriegszeit zwischen 1950 und 1960, die Generation der Aussteiger, der Punks und der Yuppies zwischen 1975 und

1985 betonten Musik, Mode und Lebensstil als gemeinschaftsstiftende und abgrenzende Erfahrungen. In einer Lage der „geschichtlichen Kadenz“ (Jaide 1988) zwischen geschichtlichen Umbrüchen wird die Teilnahme an bestimmten subkulturellen Jugendbewegungen zur Grundlage der Identität der sogenannten Zwischengenerationen (Mannheim 1970). Die starken Unterschiede in der Bewältigung der gleichen Alterslage verweisen auf die relative Autonomie von subkultureller Kommunikation. Wenn Gemeinschaftlichkeit stärker auf die Erzeugung von Distinktion als auf die Bewältigung traumatischer Erinnerungen bezogen ist, dann rücken stilistische Abgrenzungen in den Mittelpunkt und spalten die Einheit der Generation. Die Differenzen zwischen unterschiedlichen Subkulturen innerhalb einer Generation können damit tendenziell größer sein als die Unterschiede zur vorangehenden Generation (Hebdige 2001). Gleichzeitig wird die Banalisierungsdynamik von Stilen zum Rhythmusgeber der Generation. Was gestern noch Distinktion sicherte, wird heute kommerzialisiert und kann morgen schon für alle verfügbar sein. Gerade die Symbole der subkulturellen Generation werden in einer Gesellschaft, die Jugendlichkeit prämiert, gerne übernommen (Tenbruck 1965). Nur die sprödesten und – nach Meinung der Älteren – häßlichsten Stilformen haben eine Chance, sich gegen diese Neigung zum Kopieren des Neuen zu behaupten. Die kollektive Identität subkultureller Generationen neigt folglich zu einer grundsätzlichen Verachtung der ästhetischen Ideale der Älteren: Was diesen als Deformation erscheint, wird zum Nachweis des Außerordentlichen und Neuen. Auch hier geht es wiederum vor allem um Leiblichkeit, um Haartracht, um durchbohrte Haut, um Tattoos, um Drogen und Dreck. Gelegentlich wirkt allein schon der Drang auch der Älteren, sich ihrerseits von der Mode ihrer Eltern abzusetzen, als Kopierschutz. Die Jüngeren können so ohne Risiko die Mode, die Haartracht, die Wohnstile der Großeltern wieder aufnehmen – ihren Eltern erscheint dies als ein ästhetisches Desaster, das man längst überwunden glaubte.

6. Die soziale Konstruktion der Generation

Nicht jede symbolische Repräsentation ist freilich eine genuine Erfindung der jeweiligen Generation. Nicht selten greift sie auch auf Formeln und Symbole zurück, die ihr ganz absichtsvoll von außen angeboten werden. An der Schwelle zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert orientierten sich die Generationen des Sturm und Drang und der Romantik an literarischen Vorbildern, für das *fin de siècle* an der Schwelle zum 20. Jahrhundert gilt ähnliches (z. B. Langbehn, Nietzsche, Wilde), und heute übernehmen Jugendliche gerne die Etiketten, die zeitdiagnostisch ambitionierte Sozialwissenschaftler ihnen (auf unterschiedlichem Niveau) verleihen: von der „skeptischen Generation“ (Schelsky 1957) über die „kritische Generation der 68er“ und die „Aussteigergeneration“ zur „no future-Generation“, zur „Generation X“, die 89er (Leggewie 1995), den „Computer

Kids“, der „Generation Golf“ (Illies 2000) oder schließlich der „Generation Berlin“ (Bude 2001).

In jedem Falle aber vollzieht sich das Entstehen einer subkulturellen Generation nicht als einfache Selbstbestimmung eines vorgängig existierenden kollektiven Akteurs, sondern als ein komplexer Prozeß, an dem mehrere strukturelle Positionen innerhalb und außerhalb einer Alterskohorte beteiligt sind. Zwei Unterscheidungen verdienen in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden. Die erste bezieht sich auf die bekannte Weber'sche Unterscheidung zwischen Virtuosen und Laien; sie trennt diejenigen, die die Gemeinsamkeit einer Generation in Literatur, Musik und Lebensentwürfen symbolisch artikulieren und exemplarisch repräsentieren, von denjenigen, die diese symbolischen Repräsentationen übernehmen und kopieren. Besonders überzeugend wirkt dabei, wenn der Autor selbst auch die lebende Verkörperung der symbolischen Repräsentation ist, die von einer Generation übernommen wird. Aber auch in den Fällen, in denen die symbolischen Repräsentationen reine Erfindungen sind und ihr Erfinder im Hintergrund bleibt, können sich starke Identifikationen einstellen. Weiterhin müssen die Repräsentanten der Generation keineswegs charismatische Heroen, Führer einer Bewegung, Kriegshelden, Genies aus Kunst und Literatur oder Poprebellen sein – auch Goethes Werther und die gescheiterten und gebrochenen Antihelden des Existentialismus der Nachkriegszeit repräsentieren eine generationale Erfahrung und luden zur Identifikation ein. Entscheidend für die Identifikation mit einer symbolischen Repräsentation ist einerseits die Möglichkeit, durch die symbolische Figur eigene – wenn auch noch so diffuse – Erlebnisse und Erfahrungen auszudrücken, darstellen und repräsentieren zu können, und andererseits die mediale Verbreitung dieser symbolischen Darstellung unter den Angehörigen einer Altersgruppe.

Symbolische Repräsentationen treffen nicht auf eine völlig unstrukturierte Rezeptionslandschaft, sondern sie verhelfen einem vorhandenen Erlebnishintergrund zum Ausdruck und geben diffusen Erfahrungen Kontur (Strauss 1969). Gerade aus der Spannung zwischen dem vorsprachlichen, nach Artikulation drängenden inneren Erlebnis und der von außen angebotenen symbolischen Form beziehen sie ihre Chance (Cassirer 1972). Ob jedoch diese oder eine andere symbolische Repräsentation einer Generation einleuchtet und ihr zur Selbstdarstellung verhilft, entscheidet sich vor allem durch ihre mediale Zirkulation innerhalb der Altersgruppe. Symbolische Angebote, die nicht verfügbar sind, können nicht angenommen werden. Aber die Zirkulation der symbolischen Darstellungen innerhalb einer Altersgruppe hat auch noch eine Bedeutung, die über die schiere Verfügbarkeit hinausgeht. Die symbolische Deutung des eigenen Erlebnishintergrundes ist immer unsicher und ambivalent. In solchen Lagen nicht oder nicht schnell auflösbarer Unsicherheit neigt man dazu, sich an den anderen auszurichten, die sich in einer ähnlichen Lage befinden. Was zunächst eine eher zufällige Korrespondenz war, kann sich so schnell verbreiten und zu einer allgemein geteilten symbolischen Deutung innerhalb einer Generation führen.

Die zweite sozialstrukturelle Unterscheidung ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen Erfahrung und Beobachtung; sie trennt diejenigen, die Träger einer

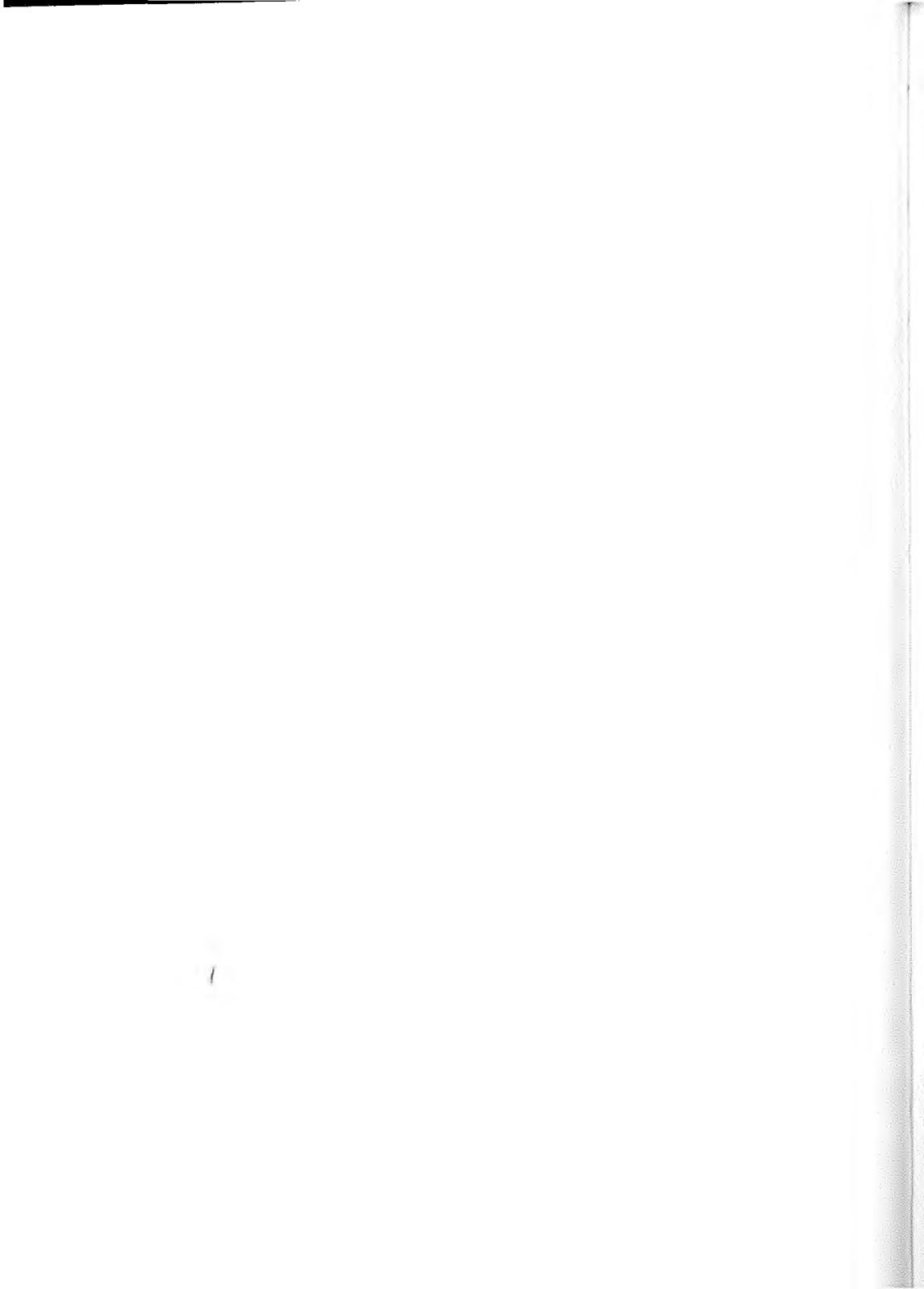
gemeinsamen Erfahrung sind, aber sich noch nicht notwendig als Generation begreifen, von denjenigen, die aus der Distanz, im Rückblick oder als Außenstehende diese Gemeinsamkeit als „Generation“ bezeichnen. Nicht selten nämlich wird eine Generation nur aus der zeitlichen Distanz, wenn das generationsstiftende Erlebnis schon längst vergangen und der Übergang in die Welt der Erwachsenen vollzogen ist, als „Generation“ beschreibbar. Wer der Gemeinschaft zugehört, erlebt den neuen Horizont, der durch Leiblichkeitserfahrung, Veränderungshoffnung und Vertrauensverlust, aber auch durch Stillbewußtsein aufgerissen wird, nicht als eine Variante der Welterfahrung unter vielen anderen, gleichfalls möglichen, sondern als einzigartig und unvergleichbar. Im Gegensatz dazu erhält die ausdrückliche Bezeichnung einer Erfahrungsgemeinschaft als „Generation“ einen Zug zur Relativierung und Historisierung, der den Angehörigen der Generation – im Augenblick der Formierung zumindest – fremd ist: Man begreift sich nicht bloß als eine Generation in einer Abfolge, gegründet in überholbaren und übersteigbaren Erfahrungen, sondern man behauptet für sich eine Weltperspektive, die unüberbietbar und unentfremdbar ist. Umgekehrt läßt die Übernahme des Etiketts „Generation“ durch ihre Angehörigen auf eine gewisse Schwächung dieser Selbstcharismatisierung schließen (Winterhager-Schmid 2000). In dem Gespräch mit den Angehörigen anderer Generationen läßt es sich kaum vermeiden, die eigenen Überlegenheitsansprüche zurückzunehmen und andere Perspektiven zuzulassen. Damit erweist sich „Generation“ schließlich als ein Begriff des intergenerationalen Dialogs, in dem unentfremdbare Leiblichkeitserfahrungen durch vermittelbare und verständigungsfähige Unterschiede der Perspektiven ersetzt werden. Die Karriere des Begriffs beginnt, wenn das Erlebnis verblaßt.

Literatur

- Bell, Catherine M.*, Ritual. Perspectives and Dimensions (New York 1997)
- Brand, Volker*, Jugendkulturen und jugendliches Protestpotential. Sozialgeschichtliche Untersuchung des Jugendprotestes von der Jugendbewegung zu Beginn des Jahrhunderts bis zu den Jugendkulturen der gegenwärtigen Risikogesellschaft (Frankfurt a. M. 1993)
- Bude, Heinz*, Generation Berlin (Berlin 2001)
- Bude, Heinz*, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948 (Frankfurt a. M. 1997)
- Buford, Bill*, Geil auf Gewalt: unter Hooligans (München 1992)
- Caruth, Cathy* (1996 a), Unclaimed Experience: Trauma, Narrative and History (Baltimore 1996)
- Caruth, Cathy* (Hrsg.) (1996 b), Trauma: Explorations in Memory (Baltimore 1996)
- Cassirer, Ernst*, An Essay on Man: an Introduction to a Philosophy of Human Culture (New Haven CT 1972)
- Eisenstadt, Shmuel*, From Generation to Generation: Age Groups and Social Structure (New York 1966)
- Fanon, Frantz*, Die Verdammten dieser Erde (Frankfurt a. M. 1981)
- Finch, Janet*, Family Obligations and Social Change (Cambridge 1989)

- Giesen, Bernhard, *Triumph and Trauma* (Cambridge 2001)
- Giesen, Bernhard, *Kollektive Identität* (Frankfurt a.M. 1999)
- Giesen, Bernhard, *Die Intellektuellen und die Nation* (Frankfurt a.M. 1993)
- Gumbrecht, Hans Ulrich, Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.), *Schrift* (München 1993)
- Hahn, Alois, *Handschrift und Tätowierung*, in: Gumbrecht, Hans Ulrich, Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.), *Schrift* (München 1993) 201–219
- Hall, Stuart et al. (Hrsg.), *Resistance Through Rituals. Youth subcultures in Post-War Britain* (London 1996)
- Hebdige, Dick, *Subculture. The Meaning of Style (New Accents)* (London 2001)
- Illies, Florian, *Generation Golf: eine Inspektion* (Berlin 2000)
- Jaide, Walter, *Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Geschichte der Jugend in Deutschland 1871 bis 1985* (Opladen 1988)
- Jennings, Jeremy (Hrsg.), *Sorel: Reflections on Violence* (Cambridge 1999)
- Katz, Jack, *Seductions of Crime. Moral and Sensual Attractions in Doing Evil* (New York 1988)
- Kertzer, David I., *Generations as a sociological problem*, in: *Annual Review of Sociology* 9 (1983) 125–149
- Kohli, Martin, *Die Institutionalisierung des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1985) 1–29
- Koselleck, Reinhart, *Zeitschichten. Studien zur Historik* (Frankfurt a.M. 2000)
- Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt a.M. 1979)
- Krausbaa, Wolfgang, *Der Zeitzeuge als Feind des Historikers*, in: *mittelweg* 36 (1999) 49–72
- Leggewie, Claus, *Die 89er: Portrait einer Generation* (Hamburg 1995)
- Lüscher, Kurt, *Schulteis, Franz* (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft* (Konstanz 1993)
- Lüscher, Kurt, *Generationenbeziehungen – Neue Zugänge zu einem alten Thema*, in: *ders., Schulteis, Franz* (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft* (Konstanz 1993) 17–47
- Mannheim, Karl, *Wissenssoziologie* (Berlin 1970)
- Matthes, Joachim, *Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“ neu gelesen. Generationsgruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 14 (1985) 363–372
- Mentré, François, *Les générations sociales* (Paris 1920)
- Merleau-Ponty, Maurice, *Phänomenologie der Wahrnehmung (Phänomenologisch-psychologische Forschungen* 7, Berlin 1974)
- Meyer-Drawe, Käte, *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich* (München 2000)
- Meyer-Drawe, Käte, *Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität* (München 1984)
- Reulecke, Jürgen, *„Ich möchte einer werden so wie die...“. Männerbünde im 20. Jahrhundert* (Frankfurt a.M. 2001)
- Reulecke, Jürgen, *Waren wir so? Zwanzigjährige um 1960. Ein Beitrag zur „Ich-Archäologie“*, in: *Götte, Petra* (Hrsg.), *Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven. Christa Berg zum 60. Geburtstag* (Essen 2000) 169–180
- Reulecke, Jürgen, *Rückkehr in die Ferne. Die deutsche Jugend in der Nachkriegszeit und das Ausland* (Weinheim, München 1997)
- Reulecke, Jürgen, *Ein Herz im Straßenstaub: der Fall Forestier*, in: *Hein, Peter Ulrich, Reese, Hartmut* (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland* (Frankfurt a.M. 1996) 39–50

- Reulecke, Jürgen*, Jugendbewegung als Objekt der Geschichtswissenschaft – Neue Ansätze in der Forschung, in: *Ludwigsteiner Blätter* 187 (1995) 6–23
- Rittner, Volker et al.*, *Zur Geschichte des Körpers* (München 1976)
- Scarry, Elaine*, *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World* (New York 1987)
- Schelsky, Helmut*, *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend* (Düsseldorf 1957)
- Schmitt, Carl*, *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und 3 Corollarien* (Berlin 1963)
- Schuler, Thomas*, *Der Generationenbegriff und die historische Familienforschung*, in *Schuler, Peter-Johannes* (Hrsg.), *Die Familie als sozialer und historischer Verbund* (Sigmaringen 1987)
- Sorel, Georges*, *Über die Gewalt* (Frankfurt a. M. 1969)
- Strauss, Anselm L.*, *Mirrors and Masks. The Search for Identity* (Mill Valley, Cal. 1969)
- Tenbruck, Friedrich H.*, *Jugend und Gesellschaft: Soziologische Perspektiven* (Freiburg 1965)
- Trilling, Lionel*, *The works of Lionel Trilling* (Oxford 1980)
- Trilling, Lionel*, *Sincerity and Authenticity* (London 1974)
- Turner, Victor*, *The Ritual Process: Structure and Anti-Structure* (The Lewis Henry Morgan Lectures 1966, London 1969)
- VanGennep, Arnold*, *The Rites of Passage* (London 1977)
- Waters, Mary C.*, *Ethnic Options. Choosing Ethnic Identities in America* (Berkeley 1990)
- Willis, Paul E.*, *Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs* (Farnborough, Hants 1977)
- Winterhager-Schmid, Luise* (Hrsg.), *Erfahrung mit Generationendifferenz* (Weinheim 2000)



Gerd Hardach

Der Generationenvertrag im 20. Jahrhundert

I. Grundlagen des Generationenvertrags

Der Begriff des Generationenvertrags geht auf den Wirtschaftswissenschaftler Wilfrid Schreiber zurück, der 1955 in der Diskussion über die Reform der öffentlichen Rentenversicherung einen „Solidar-Vertrag“ zwischen den Generationen vorschlug. Nach Schreibers Auffassung hatte die Industrialisierung seit dem 19. Jahrhundert zwar zu einem erheblichen Anstieg des Lebensstandards geführt, aber sie hatte andererseits durch die Individualisierung der Arbeit das Solidaritätspotential der Familien verringert. Der Verlust an familialer Solidarität sollte durch einen Ausbau der öffentlichen Sozialpolitik kompensiert werden. Familienförderung und Alterssicherung standen nach Schreibers These in einem Legitimationszusammenhang. Mit der Familienförderung unterstützt die erwerbstätige Generation die heranwachsende Generation, die den Generationenvertrag fortsetzt, und mit den Beiträgen zur öffentlichen Rentenversicherung sorgt sie für die Alten¹.

Schreibers „Solidar-Vertrag“ bezog sich auf die intergenerative Umverteilung durch den Sozialstaat. In der aktuellen Diskussion wird der Begriff des Generationenvertrags jedoch weiter gefaßt und meint die Gesamtheit der intergenerativen Umverteilung. Die Notwendigkeit des Generationenvertrags ist zeitlos. Jeder Mensch braucht ein Einkommen von der Geburt bis zum Tode. Aber nur in der mittleren Lebensphase ist der Mensch in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Am Anfang und am Ende des Lebens ist er auf fremde Hilfe angewiesen. Der individuelle Lebenslauf fügt sich daher in die Kontinuität der Generationen ein. Die mittlere Generation sorgt mit ihrer Erwerbstätigkeit und ihrer Familientätigkeit für die heranwachsende Generation, und sie erwartet, im Alter von der erwachsen gewordenen jüngeren Generation versorgt zu werden. Die konkrete Ausgestaltung des Generationenvertrages unterlag jedoch einem historischen Wandel. Der

¹ *Wilfrid Schreiber*, Existenzsicherung in der industriellen Gesellschaft. Vorschläge des Bundes Katholischer Unternehmer zur Sozialreform (Köln o. J. [1955]). *Anne Doble*, Die Sozialpolitiklehre Wilfrid Schreibers zur Gesetzlichen Krankenversicherung und zum Familienlastenausgleich (Köln 1991). *Elmar Löckenhoff*, Die Sozialpolitiklehre Wilfrid Schreibers zur Gesetzlichen Rentenversicherung und zur Vermögensbildung (Köln 1990).

Generationenvertrag ist kein Vertrag im rechtlichen Sinne, sondern vielmehr ein Arrangement von Rechten und Pflichten, von Erwartungen und Leistungen, mit unterschiedlicher Verbindlichkeit².

II. Jugend

Den Kindern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland geboren wurden, prognostizierte man 1901–1910 eine durchschnittliche Lebenserwartung von 45 Jahren. In diese Prognose gingen nicht die Risiken ein, die durch zwei Kriege und die staatliche Verfolgung unter der nationalsozialistischen Diktatur entstehen sollten. In der Mitte des Jahrhunderts war die durchschnittliche Lebenserwartung in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1951 auf 67 Jahre gestiegen, in der Deutschen Demokratischen Republik 1952 auf 66 Jahre. Am Ende des 20. Jahrhunderts schätzte man 1997–99 im vereinten Deutschland die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt auf 78 Jahre³. Die wichtigste Ursache für den Anstieg der Lebenserwartung war der Rückgang der Kindersterblichkeit. Aber auch in den späteren Jahren wurde ein vorzeitiger Tod seltener. Am Ende des 20. Jahrhunderts erlebten fast alle neugeborenen Kinder ihren ersten Geburtstag, und 85% aller Neugeborenen werden wahrscheinlich ihren 65. Geburtstag erleben⁴.

Tabelle 1: Überlebenswahrscheinlichkeit 1871–1997 (in Prozent eines Geburtenjahrgangs)

	1 Jahr	15 Jahre	65 Jahre
1871–80	77	62	27
1901–10	81	73	40
1932–34	92	89	61
1949–51 (BRD)	94	93	69
1952–53 (DDR)	95	93	71
1997–99	99,5	99,3	85

Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972* (Stuttgart 1972) 109. Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2001, 74. – Die Überlebenswahrscheinlichkeit gibt an, wie viel Prozent der Neugeborenen voraussichtlich ein Alter von einem Jahr, 15 Jahren oder 65 Jahren erreichen.

² Rudolf Richter, *Eivik Furubotn*, *Neue Institutionenökonomik. Eine Einführung und kritische Würdigung* (Tübingen 1999) 155–160.

³ Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972* (Stuttgart 1972) 110. Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 1990, 428. Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2001, 74.

⁴ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 74.

Der Anstieg der Lebenserwartung ließ die Sterberate zurückgehen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrug 1900 die Sterberate noch 2,2%. In der Endphase der Weimarer Republik hatte sie sich 1930 auf 1,1% halbiert. Seit den 1930er Jahren stagnierte die Sterberate im Trend, unterbrochen durch den Zweiten Weltkrieg mit seinen Konsequenzen und die staatliche Verfolgung. Der Anstieg der Lebenserwartung wurde in seiner Wirkung auf die Sterberate durch das Altern der Gesellschaft kompensiert. Im vereinten Deutschland war die Sterberate 1999 mit 1,0% nur wenig niedriger als am Ausgang der Weimarer Republik⁵.

Die Jugend als Ausbildungsphase teilte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die meisten Kinder und Jugendlichen in eine familiäre Kindheitsphase von ungefähr sechs Jahren Dauer und eine kompakte Schulphase von acht Jahren Dauer. Für die meisten Jugendlichen begann mit 14 bis 15 Jahren das Arbeitsleben. Nur wenige Jugendliche schlugen längere Ausbildungswege in weiterführenden Schulen oder Hochschulen ein. Diese Ausbildungsstruktur galt auch in den Anfangsjahren der beiden deutschen Staaten noch als ausreichend für die Anforderungen einer modernen Industriegesellschaft. In der Deutschen Demokratischen Republik führte die Schulreform von 1965 zu einer Verlängerung der Ausbildungsphase. Die zehnjährige polytechnische Oberschule wurde seitdem zur Regelschule. Die Jugendlichen traten nach der Schulzeit mit 16 bis 17 Jahren in die Arbeitswelt ein⁶. Die vorsichtige ostdeutsche Reform konnte einige Jahre als modern gelten, wurde dann aber weit überholt durch die westdeutsche Bildungsreform der 1970er Jahre. Ein zunehmender Anteil der Jugendlichen entschied sich seitdem für den 13jährigen Schulweg bis zum Abitur, an den sich oft ein Studium an Fachhochschulen, Hochschulen oder Universitäten anschloß⁷.

In den 1990er Jahren war das traditionelle Alter von 15 Jahren als Zäsur zwischen der Jugendphase und der Erwerbsphase nur noch eine historische Reminiszenz. 1995 verließen Jugendliche das allgemeinbildende Schulsystem im Durchschnitt in Westdeutschland mit 18 Jahren, in Ostdeutschland mit 17 Jahren. Eine Universitätsausbildung wurde im Durchschnitt in Westdeutschland mit 29 Jahren, in Ostdeutschland mit 27 Jahren abgeschlossen⁸.

⁵ Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft, 102–103. Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 68.

⁶ Karl-Heinz Günther, Franz Hofmann, Gerd Hohendorf, Helmut König, Heinz Schuffenhauer (Hrsg.), Geschichte der Erziehung (Berlin 1971) 626–638.

⁷ Peter Lundgren, Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick, 2 Bde. (Göttingen 1980–1981). Walter Schulze, Christoph Führ, Das Schulwesen in der Bundesrepublik Deutschland (Weinheim 1973).

⁸ Alexander Reinberg, Markus Hummel, Bildung und Beschäftigung im vereinigten Deutschland, in: Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 226 (Nürnberg 1999) 38, 68.

III. Beruf

Die institutionelle Trennung von Beruf und Familie verschärfte in der kapitalistischen Gesellschaft die geschlechtsspezifische Differenzierung der Lebenswege. Der männliche Standardlebenslauf setzte sich aus der Jugend als Ausbildungsphase, einer kontinuierlichen Erwerbsphase, die vom Ende der Schulzeit bis in das hohe Alter dauerte, und dem Ruhestand zusammen. Mädchen und junge Frauen wurden dagegen auf ein Leben vorbereitet, in dem nicht der Beruf, sondern die Familie im Vordergrund stehen sollte. Im Alltag wurde von Frauen nicht unbedingt erwartet, daß sie nach der Heirat oder nach der Geburt der Kinder auf eine Erwerbstätigkeit verzichteten, wohl aber, daß sie die Erwerbstätigkeit der Familie unterordneten. Wenn Mädchen und Frauen sich für eine Erwerbstätigkeit entschieden, stießen sie auf einen segmentierten Arbeitsmarkt, auf dem ihnen nur wenige Berufe offenstanden.

Nach der Berufszählung von 1907, der ersten des 20. Jahrhunderts, stellten Frauen 36% der Beschäftigten. Diese Quote blieb unter dem Einfluß des bürgerlichen Familienmodells bemerkenswert stabil, sie betrug in der Bundesrepublik Deutschland 1970 immer noch 36%⁹. Was sich änderte, war nicht der Umfang, sondern die Struktur der weiblichen Berufstätigkeit. Es gab weniger Bäuerinnen, Landarbeiterinnen, Textilarbeiterinnen und Hausangestellte und mehr Angestellte und Beamtinnen¹⁰.

Nachdem sich die Berufstätigkeit der Frauen als gesellschaftliches Leitbild und zunehmend auch als Lebenswirklichkeit durchgesetzt hatte, änderte sich die Struktur des Arbeitsmarktes. In der Deutschen Demokratischen Republik betrug der Anteil der Frauen an den Beschäftigten 1950 bereits 40% und stieg bis 1989 auf 48%. In der Bundesrepublik Deutschland stieg der Anteil der Frauen an den Beschäftigten bis 1989 auf 40%¹¹. Nach der Wiedervereinigung nahm in den alten Bundesländern die Erwerbsorientierung der Frauen weiter zu, während in den neuen Bundesländern die Frauen noch stärker als die Männer von der Transformationskrise getroffen wurden. Im Mai 2000 betrug der Anteil der Frauen an den Beschäftigten 44%¹².

Die Altersstruktur der Gesellschaft, die Dauer der Ausbildungsphase, die unterschiedliche Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern und die Entwicklung des Ruhestandes bestimmten die Erwerbsquote. Sie drückt den Anteil der Erwerbspersonen, zu denen auch die Beschäftigung suchenden Arbeitslosen gehören, an der Bevölkerung aus. Am Beginn des 20. Jahrhunderts betrug 1907 die Erwerbsquote 46% der Bevölkerung. In der Zwischenkriegszeit war die Erwerbsquote wesentlich höher, da nunmehr die geburtenstarken Jahrgänge aus der

⁹ Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 140.

¹⁰ Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit* (Frankfurt 1986). Angelika Willms-Herget, *Frauenarbeit. Zur Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt* (Frankfurt 1985).

¹¹ Statistisches Jahrbuch DDR 1990, 1, 17; Statistisches Jahrbuch BRD 1990, 96.

¹² Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 106.

Zeit der Jahrhundertwende in das Erwerbsalter gekommen waren. 1925 betrug die Erwerbsquote 51%, und 1939 war sie sogar, bezogen auf das alte Reichsgebiet, auf 52% gestiegen¹³.

In den Wiederaufbaujahren war die Erwerbsquote in allen vier Besatzungszonen erstaunlich gering. Das lag zum einen an der Desorganisation der Wirtschaft, zum anderen an einer geringen Erwerbsneigung der Bevölkerung. Das populäre Bild der „Trümmerfrauen“ täuscht. Mit den „Trümmerfrauen“ waren die Frauen gemeint, die in den zerstörten Städten, vor allem in Berlin, den Kriegsschutt wegräumten. Traditionell beschäftigte die Bauwirtschaft wenig Frauen, deshalb fielen die neuen Bauarbeiterinnen um so mehr auf. Aber ihre Zahl fiel statistisch im Verhältnis zur Gesamtzahl der Beschäftigten nicht ins Gewicht¹⁴. Auch nach der doppelten Staatsgründung war die Erwerbsbeteiligung zunächst noch gering. 1950 betrug die Erwerbsquote in Westdeutschland 46%, in Ostdeutschland sogar nur 41%¹⁵.

Seitdem teilte sich die Entwicklung. In Westdeutschland ging die Erwerbsquote bis 1970 durch die demographischen Veränderungen und den Rückgang der Altersarbeit auf 44% zurück. Danach stieg sie aufgrund der stärkeren Erwerbsbeteiligung der Frauen bis 1989 auf 49% an. In Ostdeutschland ließ die zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen die Erwerbsquote bis 1989 auf 53% steigen¹⁶. Im vereinten Deutschland nahm in den alten Bundesländern die Erwerbsorientierung weiter zu, während in den neuen Bundesländern die Arbeitsmarktkrise zu einem deutlichen Rückgang der Erwerbsorientierung führte. Insgesamt schlugen sich die unterschiedlichen Entwicklungen 2000 in einer Erwerbsquote von 49% nieder¹⁷.

Wichtig war nicht nur die Höhe der Erwerbsquote, sondern mehr noch der Beschäftigungsgrad. In der Zeit der Weimarer Republik, in der alten Bundesrepublik Deutschland seit der Krise von 1974–75 und in der neuen Bundesrepublik Deutschland wurde die hohe Erwerbsquote durch die persistente Arbeitslosigkeit kompensiert. Das Produktionspotential, das sich in Westdeutschland seit den 1970er Jahren aus der zunehmenden Erwerbsorientierung der Frauen ergab und das im vereinten Deutschland in den 1990er Jahren bestand, wurde aufgrund des restriktiven Arbeitsmarktes nur unzulänglich genutzt. In der aktuellen Situation wäre für die Stabilität des Generationenvertrages viel gewonnen, wenn die Arbeitslosigkeit reduziert und die Berufstätigkeit von Frauen gefördert würde¹⁸.

¹³ Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 140.

¹⁴ *Charlotte Arnold*, Der Arbeitsmarkt in den Besatzungszonen, in: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (Hrsg.), *Wirtschaftsprobleme der Besatzungszonen* (Berlin 1948).

¹⁵ Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft, 140. Statistisches Jahrbuch der DDR 1990, 1, 17.

¹⁶ Statistisches Jahrbuch BRD 1990, 43, 96. Statistisches Jahrbuch der DDR 1990, 1, 17.

¹⁷ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 102.

¹⁸ *Gerd Hardach*, Der Generationenvertrag in der Arbeitsmarktkrise, in: *Kai Eicker-Wolf, Ralf Käpenik, Torsten Niechoj, Sabine Reimer, Jens Weiß* (Hrsg.), *Die arbeitslose Gesellschaft und ihr Sozialstaat* (Marburg 1998).

Der Übergang von der extensiven zur intensiven Arbeit hat die Stabilität des Generationenvertrages im 20. Jahrhundert wesentlich verbessert. Die Friedensjahre des Kaiserreichs waren eine lange wirtschaftliche Expansionsphase. Das reale Nettosozialprodukt je Einwohner nahm von 1872 bis 1913 mit einer durchschnittlichen jährlichen Wachstumsrate von 1,3% zu¹⁹.

In den Anfangsjahren der Weimarer Republik stand die Wirtschaft im Schatten der Inflation, die mit der Kriegsfinanzierung begonnen hatte und sich in der Nachkriegszeit rasch beschleunigte, und ihren Folgen. 1924 trat die deutsche Wirtschaft in die Phase der relativen Stabilisierung ein. 1927 übertraf das reale Nettosozialprodukt je Einwohner erstmals das Vorkriegsniveau von 1913. Bald darauf wurde die Expansion durch die Weltwirtschaftskrise von 1929–33 unterbrochen. Von 1929 bis 1932 ging das reale Nettosozialprodukt je Einwohner um 20% zurück²⁰.

Die nationalsozialistische Diktatur warb 1933–34 mit einer aktiven Konjunkturpolitik um die Unterstützung der Bevölkerung. Nach den großen Konjunkturprogrammen der Anfangsjahre prägte seit 1935 die Aufrüstung die wirtschaftliche Entwicklung. Durch den massiven Rüstungsboom lag das reale Nettosozialprodukt je Einwohner 1938 um 46% über dem Niveau von 1929²¹. Wenn man die Augen vor der Gewalt, vor der Verfolgung der Juden und anderer Minderheiten und vor der Kriegsvorbereitung verschloß, konnte man an einen wirtschaftlichen Aufschwung glauben²².

Der Wiederaufbau im geteilten Deutschland kam zunächst nur langsam voran. In Westdeutschland beschleunigten die Reformen des Jahres 1948, die Währungsreform, die Wirtschaftsreform und das Europäische Wiederaufbauprogramm, den Wiederaufbau. In der Bundesrepublik Deutschland übertraf 1953 das reale Nettosozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung erstmals das Vorkriegsniveau von 1938²³. Seitdem ging der Wiederaufbau ohne Bruch in eine beispiellose Wachstumsphase über. Die Jahre von 1950 bis 1973 gelten im Rückblick in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch in anderen entwickelten kapitalistischen Ländern, als das „goldene Zeitalter“ des wirtschaftlichen Wachstums²⁴. Das reale Bruttoinlandsprodukt je Einwohner nahm in Westdeutschland von 1950 bis 1973 im Durchschnitt um 4,9% im Jahr zu²⁵.

¹⁹ *Walther G. Hoffmann, Franz Grumbach, Helmut Hesse*, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Berlin 1965) 172–174, 827–828.

²⁰ *Hoffmann, Grumbach, Hesse*, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft 172–174, 827–828.

²¹ *Hoffmann, Grumbach, Hesse*, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft 172–174, 827–828.

²² *Christoph Buchheim*, Die Wirtschaftsentwicklung im Dritten Reich – mehr Desaster als Wunder, in: Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte 49 (2001).

²³ *Hoffmann, Grumbach, Hesse*, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft 172–174, 827–828.

²⁴ *Wendy Carlin*, West German growth and institutions, 1945–90, in: *Nicholas Crafts, Gianni Toniolo* (Hrsg.), Economic growth in Europe since 1945 (Cambridge 1996). *N. F. R. Crafts*, The golden age of economic growth in Western Europe, 1950–1973, in: *Economic History Review* 48 (1995). *Ludger Lindlar*, Das mißverständene Wirtschaftswunder. Westdeutschland und die westeuropäische Nachkriegsprosperität (Tübingen 1997).

²⁵ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 44, 655.

Die Krise von 1974–75 war in der Bundesrepublik Deutschland nicht nur ein zyklischer Abschwung, sondern auch eine historische Zäsur. Auf die exzeptionelle Wachstumsphase folgte eine neue Ära mit deutlich schwächerem Wirtschaftswachstum. Die Wachstumsrate des realen Bruttoinlandsprodukts je Einwohner ging in der westdeutschen Wirtschaft in der Periode von 1973 bis 1989 im Durchschnitt auf 2,0% im Jahr zurück²⁶. Die Wachstumsrate war im langfristigen historischen Vergleich immer noch beachtlich. Das Wachstum reichte aber nicht mehr aus, um Vollbeschäftigung zu gewährleisten. Mit der Abschwächung des wirtschaftlichen Wachstums begann daher die bis heute anhaltende Arbeitsmarktkrise²⁷.

In der ostdeutschen Wirtschaft hätten die hohe Erwerbsquote und die Vollbeschäftigung die Stabilität des Generationenvertrages stärken sollen. Dem stand aber entgegen, daß das Arbeitspotential im Vergleich zur westdeutschen Wirtschaft weniger effizient genutzt wurde. Die quantitative Dimension der wirtschaftlichen Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik ist immer noch umstritten, da die zeitgenössischen Statistiken unzulänglich sind. Nach einer Schätzung von Albert Ritschl betrug die durchschnittliche Wachstumsrate des realen Pro-Kopf-Einkommens in der ostdeutschen Wirtschaft in der Zeit von 1950 bis 1973 ungefähr 3,2%. Seit den 1970er Jahren verlangsamte sich das Wachstumstempo, und von 1973 bis 1989 betrug die durchschnittliche Wachstumsrate des realen Pro-Kopf-Einkommens nur noch ungefähr 1,3%. Die Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft erreichte am Vorabend der Wiedervereinigung, von Januar bis September 1990, ungefähr 40% des westdeutschen Niveaus²⁸.

Die Wiedervereinigung löste in der westdeutschen Wirtschaft durch die zusätzliche Nachfrage aus den neuen Bundesländern einen kurzfristigen Aufschwung aus. Bereits 1993 endete dieser Boom jedoch. In den neuen Bundesländern führte unterdessen die Transformationskrise zu einem dramatischen Rückgang von Beschäftigung und Produktion. Insgesamt schwächte sich im vereinten Deutschland das wirtschaftliche Wachstum im Vergleich zur alten Bundesrepublik deutlich ab. Von 1991 bis 1999 nahm das reale Bruttoinlandsprodukt je Einwohner im Durchschnitt nur um 1,0% im Jahr zu²⁹.

Deutschland war auch am Ende des 20. Jahrhunderts kein armes Land. Das reale Nettosozialprodukt je Einwohner war in der Bundesrepublik Deutschland 1950 um 47% höher als 1900 im Deutschen Reich³⁰. Am Ende der alten Bundes-

²⁶ Statistisches Jahrbuch BRD 1992, 50, 655.

²⁷ Jan Prieue, Persistente Arbeitslosigkeit in Deutschland – neoklassische versus keynesianische Erklärungen und Politikoptionen, in: Kai Eicker-Wolf, Ralf Käpernick, Torsten Niechoj, Sabine Reiner, Jens Weiß (Hrsg.), Die arbeitslose Gesellschaft und ihr Sozialstaat (Marburg 1998).

²⁸ Albert Ritschl, Aufstieg und Niedergang der Wirtschaft der DDR: Ein Zahlenbild 1945–1989, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1995/II.).

²⁹ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 44, 655.

³⁰ Hoffmann, Grumbach, Hesse, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft 172–174, 827–828.

republik Deutschland erreichte 1989 das reale Bruttoinlandsprodukt je Einwohner 450% des Niveaus von 1950, im vereinten Deutschland lag es 1999 um 9% über dem Niveau von 1991³¹. Die Abschwächung des Wirtschaftswachstums führte im späten 20. Jahrhundert jedoch zu einer persistenten Arbeitslosigkeit und engte den Verteilungsspielraum des Generationenvertrages ein.

IV. Familie

Der Generationenvertrag beruhte seit jeher auf der Kontinuität der Familien. Auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Familie noch eine selbstverständliche Lebensform. Die meisten Menschen heirateten, und eine Ehe führte im allgemeinen auch zur Familiengründung. Seit dem späten 19. Jahrhundert ging die Zahl der Kinder in den Familien jedoch zurück. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die Familien im Durchschnitt vier bis fünf Kinder, in der Weimarer Republik waren es zwei bis drei Kinder. Der Trend zur Kleinfamilie zeigte regionale und schichtspezifische Unterschiede. Städtische Familien hatten weniger Kinder als ländliche Familien, bürgerlicher Familien hatten weniger Kinder als Arbeiterfamilien, und innerhalb der Arbeiterklasse hatten Facharbeiterfamilien weniger Kinder als die Familien der ungelerten Arbeiter³². Da die Familien weniger Kinder hatten, ging die Geburtenrate zurück. 1876 war die Geburtenrate mit 4,1% noch sehr hoch, 1900 war sie auf 3,6% zurückgegangen, und im letzten Friedensjahr 1913 betrug sie 2,8%³³. Um 1910 setzte in Deutschland eine öffentliche Diskussion über den Rückgang der Geburtenrate ein. Für die Konservativen war die Verstädterung die Ursache des Geburtenrückgangs, für das Zentrum war die abnehmende Religiosität der entscheidende Grund, während aus der Sicht der Sozialdemokratie die wirtschaftliche Not die wichtigste Ursache war³⁴.

In den 1920er Jahren setzte sich der Geburtenrückgang fort. 1929 war die Geburtenrate auf 1,8% zurückgegangen. Seit den 1930er Jahren stabilisierte sich die Geburtenrate mit kurzfristigen Fluktuationen. 1965 betrug die Geburtenrate in der Bundesrepublik 1,8%, in der Deutschen Demokratischen Republik 1,4%.

Der Trend zur Kleinfamilie wird oft als eine Reaktion auf die Stabilisierung der Lebenszeit interpretiert. Da die Kindersterblichkeit zurückging, reichten weniger Geburten, um die Kontinuität der Familie zu gewährleisten. Hinzu kamen aber auch Gründe wie die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft und die wirtschaftliche Belastung der Familien³⁵. Joseph Schumpeter hat auf den Wertewandel und seine Konsequenzen für die Institution der Familie hingewiesen. Sobald Männer und Frauen die „utilitaristische Lektion“ gelernt hatten, meinte

³¹ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 44, 655.

³² John Knodel, *The decline of fertility in Germany, 1871–1993* (Princeton 1979).

³³ Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Wirtschaft* 101.

³⁴ Christiane Dienel, *Kinderzahl und Staatsräson. Empfängnisverhütung und Bevölkerungspolitik in Deutschland und Frankreich bis 1918* (Münster 1995).

³⁵ Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte der Familie* (Frankfurt 1987).

Schumpeter, und sobald sie anfangen, die individuellen Vorteile und Nachteile ihres Handelns abzuwägen, mußte ihnen deutlich werden, daß der Aufwand für die Kindererziehung sich im wirtschaftlichen Sinne nicht lohnte³⁶.

Seit der Mitte der 1960er Jahre ging in beiden deutschen Gesellschaften die Bedeutung der Familie als Lebensmodell zurück. Von einer Krise der Familie zu sprechen, wie es seitdem oft geschieht, ist übertrieben. Aber die Familie trat zunehmend in Konkurrenz mit anderen Lebensformen. Immer mehr Frauen und Männer entschieden sich für ein Leben ohne Kinder³⁷. Der Fünfte Familienbericht konstatierte 1994 eine „größere Vielfalt der Lebensformen und Lebensstile“³⁸.

Die Gründe für die Abwendung von der Familie werden inzwischen intensiv diskutiert. An erster Stelle steht das Vereinbarkeitsproblem. Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit waren und sind schwer zu vereinbaren. In der Deutschen Demokratischen Republik versuchte die Politik seit den 1970er Jahren, durch den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung, Flexibilisierung der Arbeit und andere Instrumente die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu verbessern. Das hat wahrscheinlich, zusammen mit der Familienförderung, zur Stabilisierung der Geburtenrate beigetragen. Die Bundesrepublik Deutschland folgte seit den 1980er Jahren mit Instrumenten wie Erziehungsurlaub und Erziehungsgeld, Ausbau der Kinderbetreuung und Reintegrationshilfen zum Wiedereinstieg in den Beruf nach einer Familienphase. Allmählich entstand im Schnittpunkt von Familienpolitik und Arbeitsmarktpolitik eine neue Vereinbarkeitspolitik, aber der Erfolg ist bisher eher bescheiden³⁹.

Der zweite Grund für die sinkende Attraktivität der Familie ist die finanzielle Belastung der Familien. Sie besteht nicht nur in dem Aufwand für Kinder, sondern auch in den Opportunitätskosten, die aus der Einschränkung der Erwerbstätigkeit resultieren⁴⁰. Die Finanzierung der Zukunftsinvestitionen blieb im 20. Jahrhundert überwiegend den Familien überlassen. Der Staat beteiligte sich an den Kosten für die heranwachsende Generation vor allem durch die Finanzierung des Bildungswesens. In Preußen und einigen anderen Bundesstaaten wurden Familien

³⁶ *Joseph A. Schumpeter*, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie (1952) (München 1975) 254–255.

³⁷ *Franz-Xaver Kaufmann*, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen (München 1995).

³⁸ Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.), Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht (Bonn 1994) 18.

³⁹ *Christine Amend-Wegmann*, Vereinbarkeitspolitik in Deutschland (Hamburg 2003).

⁴⁰ *Gary S. Becker*, Familie, Gesellschaft und Politik – Die ökonomische Perspektive (Tübingen 1996). *Notburga Ott*, Der familienökonomische Ansatz von Gary S. Becker, in: *Ingo Pies, Martin Leschke* (Hrsg.), Gary Beckers ökonomischer Imperialismus (Tübingen 1998). *Dies.*, Zum Rationalverhalten familialer Entscheidungen, in: *Claudia Born, Helga Krüger* (Hrsg.), Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe (Weinheim 1993). *Marie-Love Schilp*, „Ökonomik der Familie“ – Reichweite und Begrenzungen des ökonomischen Ansatzes zur Erklärung familialen Verhaltens (Krefeld 1984).

bei der Einkommensteuer begünstigt. Auch bei der Einführung der Reichseinkommensteuer im Jahre 1920 gab es eine Steuerbegünstigung für Familien. Der Umfang dieser indirekten Förderung war jedoch gering⁴¹.

Ein Kindergeld als staatliche Subvention für kinderreiche Familien wurde unter der nationalsozialistischen Diktatur 1935 als Instrument der rassistischen Bevölkerungspolitik eingeführt. Das Kindergeld wurde zunächst nur zur Entlastung großer Familien für das fünfte und alle weiteren Kinder gezahlt, später wurde es auf das vierte Kind und dann auf das dritte Kind ausgedehnt⁴².

Seit der Zeit der deutschen Teilung entstanden in Westdeutschland und Ostdeutschland unterschiedliche Systeme der Familienförderung. In Westdeutschland wurde 1954 wieder ein Kindergeld für kinderreiche Familien eingeführt. Damit kehrte man zum dualen System der Familienförderung durch Steuerbegünstigungen und direkte Subventionen zurück⁴³. Die sozialdemokratische Regierung führte 1974 eine Reform der Familienförderung durch. Die duale Familienförderung wurde durch ein einheitliches Kindergeld ersetzt, das für jedes Kind gezahlt wurde, nicht nur an kinderreiche Familien⁴⁴. Das neue System baute zwar die schichtspezifischen Unterschiede ab, die sich aus der Steuerbegünstigung ergaben, aber die Erhöhung des Kindergeldes glich insgesamt den Ausfall der indirekten Förderung nicht aus. Die Kosten für die heranwachsende Generation wurden wieder stärker auf die Familien überwält. Unter der konservativen Regierung kehrte man 1985 zu dem dualen System der Familienförderung zurück.

In der Deutschen Demokratischen Republik wurde 1958 ein Kinderzuschlag zum Einkommen eingeführt. 1975 wurden der Kinderzuschlag und andere familienpolitische Leistungen zu einem staatlichen Kindergeld zusammengefaßt. Das Kindergeld wurde 1987 deutlich erhöht. Seit 1990 galt das westdeutsche System der dualen Familienförderung für das gesamte Deutschland⁴⁵.

Mit der Reform von 1996 wurde den Familien eine Wahlmöglichkeit zwischen Kindergeld und Steuerbegünstigung eingeräumt. Für die meisten Familien war das Kindergeld günstiger, erst bei relativ hohen Einkommen wurde die Steuerbegünstigung vorteilhaft. Der Familienleistungsausgleich sollte künftig an die Entwicklung der Lebenshaltungskosten angepaßt werden⁴⁶.

Trotz des Ausbaus der Familienförderung wurden die Aufwendungen für die heranwachsende Generation auch im ausgehenden 20. Jahrhundert vor allem von den Familien getragen. Der Unterhalt der Kinder und Jugendlichen wurde 1992 in einem durchschnittlichen Arbeitnehmerhaushalt mit zwei Kindern in West-

⁴¹ Einkommensteuergesetz, 20. März 1920. RGBl. 1920 I, 359–378.

⁴² Johannes Frey, Martin Frey, Handbuch der Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland Bd. 1 (München 1996) 315–320.

⁴³ Klaus-Jörg Ruhl, Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit 1945–1963 (München 1994).

⁴⁴ Gesetz zur Reform der Einkommensteuer, des Familienlastenausgleichs und der Sparförderung (EStRG) 5. August 1974. Bundesgesetzblatt (BGBl.) 1974 I, 1769–1855.

⁴⁵ Johannes Frey, Martin Frey, Handbuch der Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland, Bd. 2 (München 1996) 405–422.

⁴⁶ Max Wingen, Familienpolitik. Grundlagen und aktuelle Probleme (Bonn 1997).

deutschland zu 62% durch familiäre Transferleistungen finanziert. In Ostdeutschland betrug aufgrund der niedrigen Einkommen und der relativ hohen öffentlichen Transferleistungen der Beitrag der Familien 48%⁴⁷. Wenn man den Zeitaufwand für die Betreuung der Kinder berücksichtigt, wurde im gesamtdeutschen Durchschnitt der Aufwand für die heranwachsende Generation zu ungefähr 75% von den Familien getragen⁴⁸. Ein Indikator für die finanzielle Belastung der Familien ist auch, daß in den 1990er Jahren Familien mit heranwachsenden Kindern im Vergleich zu kinderlosen Haushalten im Durchschnitt pro Person eine Wohlstandseinbuße von ungefähr 50% hinzunehmen hatten⁴⁹.

Ein dritter Grund für die Abwendung von der Familie liegt darin, daß die Sozialpolitik selbst zur Diskriminierung der Familien beiträgt. Eltern, die mit der Sorge für die heranwachsende Generation die Kontinuität des Generationenvertrages gewährleisten, werden in der Altersversorgung benachteiligt, da die Sozialversicherungsrenten aus der Erwerbstätigkeit abgeleitet werden. Nach einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1992 bewegte sich die Ausgestaltung des Generationenvertrages damals am Rande der Legalität. Der Gesetzgeber sei zwar nicht verpflichtet, die generativen Leistungen der Familien in vollem Umfang den monetären Leistungen der Beitragszahler gleichzusetzen. Er müsse jedoch „in weiterem Umfang als bisher“ den Mangel des Rentensystems, der in der Benachteiligung der Familien liege, ausgleichen⁵⁰. 1996 betonte das Bundesverfassungsgericht erneut, daß die Sozialpolitik mehr als bisher die „Garantiefunktion“ der Kindererziehung für den Generationenvertrag berücksichtigen müsse⁵¹.

Die Pluralisierung der Lebensformen hatte zur Folge, daß nach einer Stabilität von ungefähr 30 Jahren in der Mitte der 1960er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften ein neuer Geburtenrückgang einsetzte. In Westdeutschland ging die Geburtenrate bis 1989 auf 1,0% zurück. Da die Sterbeziffer mit leichten Fluktuationen stagnierte, schlug der Geburtenüberschuß seit den 1970er Jahren in ein Geburtendefizit um⁵². In der ostdeutschen Gesellschaft stabilisierte die Geburtenrate sich in den 1980er Jahren. 1989 betrug die Geburtenrate 1,2%⁵³.

In den 1990er Jahren verlangsamte sich in Westdeutschland der Geburtenrückgang. In Ostdeutschland dagegen führte die wirtschaftliche Unsicherheit zu einer starken Abnahme der Geburten. Im gesamtdeutschen Durchschnitt betrug 1999 die Geburtenrate nur noch 0,9%⁵⁴. Angesichts des Geburtendefizits erinnerte der Fünfte Familienbericht 1994 an die Bedeutung der sozialen Kontinuität: „Jede

⁴⁷ Juliane Roloff, *Familieneinkommen, Kinderkosten und deren Einfluß auf generative Verhaltensentscheidungen* (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft 82 d, Wiesbaden 1996).

⁴⁸ Wingen, *Familienpolitik* 186.

⁴⁹ Kaufmann, *Zukunft der Familie* 115.

⁵⁰ Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts (BVerfGE) 87, 1–48.

⁵¹ BVerfGE 94, 241–267.

⁵² Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Wirtschaft* 103. Statistisches Jahrbuch BRD 1992, 74.

⁵³ Statistisches Jahrbuch DDR 1990, 404–405.

⁵⁴ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 68.

Gesellschaft ist darauf angewiesen, daß neue Generationen nachwachsen und ihre wesentlichen kulturellen, technischen und ökonomischen Errungenschaften übernehmen und weiterentwickeln.“⁵⁵

Durch den Rückgang der Geburtenrate schwächte sich das Bevölkerungswachstum langfristig ab. In der Zeit des Kaiserreichs stieg von 1871 bis 1913 die Bevölkerung von 41 Millionen auf 67 Millionen. Die Weimarer Republik hatte 1919 nach den vielen Toten des Weltkriegs und den Gebietsabtretungen 63 Millionen Einwohner. In den 1930er Jahren wuchs die Bevölkerung über den Vorkriegsstand hinaus, und 1938 hatte Deutschland in den alten Grenzen 69 Millionen Einwohner. 1950 entsprach die Bevölkerung in beiden Teilstaaten zusammen trotz des erheblich reduzierten Gebiets dem Stand von 1913. Die Bundesrepublik Deutschland hatte 50 Millionen Einwohner, die Deutsche Demokratische Republik 17 Millionen. Die westdeutsche Bevölkerung stieg bis 1972 auf 62 Millionen und blieb seitdem konstant. Die ostdeutsche Bevölkerung blieb bis 1989 unverändert bei 17 Millionen. Das vereinte Deutschland hatte 1991 eine Bevölkerung von 80 Millionen. Das Geburtendefizit hielt im vereinten Deutschland an, es wurde aber durch die Einwanderung kompensiert. Bis 1999 stieg die Einwohnerzahl auf 82 Millionen⁵⁶. Wenn die gegenwärtigen demographischen Strukturen und Trends sich in Deutschland in der Zukunft fortsetzen, könnte nach neueren Prognosen die Bevölkerung bis 2030 auf 77 Millionen Einwohner zurückgehen⁵⁷.

In einem dicht besiedelten Land wie Deutschland kann man der demographischen Stagnation durchaus positive Aspekte abgewinnen. 1900 lebten im Deutschen Reich 104 Personen je Quadratkilometer, 1999 war die Bevölkerungsdichte im vereinten Deutschland auf 230 Personen je Quadratkilometer gestiegen⁵⁸. Das demographische Problem war und ist nicht die Bevölkerungszahl, sondern die Altersstruktur der Bevölkerung⁵⁹. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die deutsche Gesellschaft aufgrund der noch relativ hohen Geburtenrate und niedrigen Lebenserwartung ausgesprochen jugendlich. Seitdem ließen der Rückgang der Geburtenrate und die Stabilisierung der Lebenszeit die deutsche Gesellschaft altern. Von 1900 bis 1999 ging der Anteil der Jugendgeneration unter 15 Jahren an der Bevölkerung von 35% auf 15% zurück, während der Anteil der Ruhestandsgeneration ab 65 Jahren von 5% auf 16% anstieg. Schon in den 80er Jahren wurde gewarnt, die Bundesrepublik Deutschland werde eine „ergraute Gesellschaft“⁶⁰.

⁵⁵ Bundesministerium für Familie und Senioren, Fünfter Familienbericht 34.

⁵⁶ Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 44.

⁵⁷ Konrad Eckerle, Thomas Oczipka, Auswirkungen veränderter ökonomischer und rechtlicher Rahmenbedingungen auf die gesetzliche Rentenversicherung in Deutschland. Prognosegutachten 1998 (Frankfurt 1998) 35.

⁵⁸ Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 90. Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 44.

⁵⁹ Herwig Birg, Die demographische Zeitenwende. Der Bevölkerungsrückgang in Deutschland und Europa (München 2001).

⁶⁰ Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.), Die ergraute Gesellschaft (Berlin 1987).

Tabelle 2: Die Altersstruktur der deutschen Gesellschaft 1900–1999 (Prozent)

	bis 14 Jahre	15–64 Jahre	ab 65 Jahre
1900	35	60	5
1925	26	68	6
1970 (BRD)	23	64	13
1970 (DDR)	23	61	16
1999	15	69	16

Quelle: Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972 (Stuttgart 1972) 95. Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 1990, 392. Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2001, 58.

Bereits in der Zeit der Weimarer Republik wurden die Auswirkungen der demographischen Veränderungen auf die intergenerative Umverteilung diskutiert. Wenn weniger Kinder geboren wurden und gleichzeitig die Lebenserwartung stieg, mußte die erwerbstätige Generation auf die Dauer eine wachsende Zahl von Rentnern und Rentnerinnen unterstützen⁶¹. Angesichts der Stabilisierung der Geburtenrate ließen die Befürchtungen über ein Altern der Gesellschaft in den 1950er Jahren nach. Nachdem die Geburtenrate erneut zurück ging, wurde die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland aber in den 1980er Jahren durch eine wachsende Zahl von „Horrorprognosen“ über die demographische Bedrohung des Generationenvertrages alarmiert⁶². Das Altern der Gesellschaft wird sich nach aktuellen Prognosen bis in das Jahr 2030 fortsetzen. Diese Entwicklung ist nicht auf Deutschland beschränkt. Seit den 1990er Jahren wird in allen entwickelten Gesellschaften das Altern der Bevölkerung mit seinen Konsequenzen für den Generationenvertrag diskutiert⁶³.

Tabelle 3: Prognose der Altersstruktur der deutschen Gesellschaft 2030 (Prozent)

	bis 14 Jahre	15–64 Jahre	ab 65 Jahre
Kontinuitätsmodell	13	61	26
Immigrationsmodell	14	61	25

Quelle: Konrad Eckerle, Michael Schlesinger, Gudrun Blaha, Prognos-Gutachten 1995. Perspektiven der gesetzlichen Rentenversicherung für Gesamtdeutschland vor dem Hintergrund veränderter politischer und ökonomischer Rahmenbedingungen, hrsg. v. Verband Deutscher Rentenversicherungsträger (Frankfurt 1995) Tabellenband, Tabelle O-6 und U-6.

⁶¹ W. Dobbernack, Die Einwirkungen der Strukturwandlungen des deutschen Volkes und der sozialversicherten Bevölkerung auf Krankenstand, Invaliditätsziffer und Sterblichkeit, in: Die Reichsversicherung 3 (1929).

⁶² Hans-Jürgen Krupp, Kontroversen um den Sozialstaat, in: B. Gahlen, H. Hesse, H. J. Ramser, G. Bombach (Hrsg.), Theorie und Praxis der Sozialversicherung (Tübingen 1990) 6.

⁶³ World Bank (Hrsg.), Averting the old age crisis (New York 1994).

Das Altern der Gesellschaft bedeutet, das ein wachsender Teil des Sozialprodukts direkt durch Markteinkommen, insbesondere Vermögenseinkommen, oder indirekt durch familiäre oder öffentliche Transferleistungen der älteren Generation zufließen muß, wenn man einen Rückfall in die Altersarmut vermeiden möchte. Die verbreitete Befürchtung, daß die mittlere Generation in absehbarer Zeit durch die Transferleistungen des Generationenvertrages überfordert sein wird, findet in den demographischen Prognosen jedoch keine Bestätigung. Der Zunahme der Ruhestandsgeneration steht eine Abnahme der Jugendgeneration gegenüber. Der Anteil der mittleren Generation von 15 bis 65 Jahren an der Bevölkerung wird in den nächsten Jahren zwar deutlich zurückgehen, aber er wird 2030 nicht geringer sein als zu Beginn des 20. Jahrhunderts⁶⁴.

V. Alter

Die traditionelle Alterssicherung durch die Familie hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Bedeutung verloren. Wichtig war sie noch im ländlichen Milieu, weil sich die ältere Generation nach der Hofübergabe auf das Altenteil zurückzog. Ohne die Substanz eines Familienbetriebes galt die familiäre Solidarität aber als wenig verlässlich. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten sich verschiedene berufsbezogene Modelle der Altersvorsorge entwickelt oder aus älteren Vorläufern weiterentwickelt, wie die staatlichen Pensionssysteme, die Knappschaftsversicherung der Bergleute und Betriebsrenten⁶⁵. Am bedeutendsten aber wurde die Invaliditäts- und Altersversicherung, die 1889 als Pflichtversicherung für alle Arbeiter und gering verdienende Angestellte eingeführt wurde und 1891 in Kraft trat.

Die öffentliche Rentenversicherung sah Invalidenrenten vor, die nach einer individuellen Prüfung gewährt wurden, und Altersrenten, auf die jeder versicherte Arbeiter vom 70. Lebensjahr an Anspruch hatte. 1916 wurde das Rentenalter auf 65 Jahre gesenkt. Die Finanzierung der Renten beruhte auf Mitgliedsbeiträgen und einem erheblichen Staatszuschuß. Eine Invalidenrente wurde schon nach einer relativ kurzen Wartezeit von fünf Jahren berücksichtigt. Für die Altersrente war eine Wartezeit von 30 Jahren vorgesehen. Danach hätten die ersten Altersrenten 1921 ausgezahlt werden können. Um alten Arbeitern von Anfang an eine Rente zu gewähren und damit die Attraktivität der öffentlichen Rentenversicherung zu erhöhen, wurden den Arbeitern, die zum Zeitpunkt der Gesetzgebung bereits älter als 40 Jahre waren, die Berufsjahre, die sie nach dem 40. Lebensjahr

⁶⁴ Konrad Eckerle, Michael Schlesinger, Gudrun Blaha, Perspektiven der gesetzlichen Rentenversicherung für Gesamtdeutschland vor dem Hintergrund veränderter politischer und ökonomischer Rahmenbedingungen. Prognos-Gutachten 1995, hrsg. v. Verband Deutscher Rentenversicherungsträger (DRV-Schriften, Bd. 4) 2 Bde. (Frankfurt 1995) Bd. 2, Tabelle O-6 und U-6.

⁶⁵ Josef Ebmer, Sozialgeschichte des Alters (Frankfurt 1990); Gerd Hardach, Optionen der Altersvorsorge im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 48 (2003).

geleistet hatten, ohne eigene Beitragsleistung als Versicherungsjahre anerkannt⁶⁶. Um die Beiträge und den Staatszuschuß niedrig zu halten, wurden die Leistungen der Rentenversicherung bewußt sehr bescheiden angesetzt. Die Rente sollte kein existenzsicherndes Sozialeinkommen sein, sondern galt, wie es bei der Vorbereitung des Gesetzes hieß, als „Zuschuß zum Lebensunterhalt, mit dessen Hilfe man an billigen Orten und unter Zuhilfenahme etwaiger sonstiger Hilfsquellen oder des verbliebenen Restes von Erwerbsfähigkeit das Leben fristen kann“⁶⁷. Auch eine Hinterbliebenenunterstützung für Witwen und Waisen, die zunächst vorgesehen war, fiel der Sparsamkeit zum Opfer⁶⁸. Sie wurde erst zwei Jahrzehnte später 1911 eingeführt⁶⁹.

Die Entwicklung der deutschen Gesellschaft zu einer Arbeitnehmergeinschaft führte dazu, daß die Bedeutung der öffentlichen Rentenversicherung stetig zunahm. 1913 hatte die Rentenversicherung 16 Millionen Mitglieder und zahlte 1,1 Millionen Hauptrenten. Die meisten Arbeiter erhielten eine Invalidenrente, nur wenige Versicherte mußten bis zum 70. Lebensjahr auf ihre Rente warten⁷⁰. Das Rentenalter war daher relativ niedrig, es betrug 1895 im Durchschnitt nur 61 Jahre⁷¹. Die Renten waren in der Tat nur ein Zuschuß zum Lebensunterhalt. 1892 betrug die durchschnittliche Rente 10 Mark monatlich; das entsprach 23% des durchschnittlichen Lohns der Arbeiter. Rentenerhöhungen waren nicht vorgesehen, das Gefüge von Beitragsklassen und Renten war statisch. Durch die steigenden Löhne wanderten die Arbeiter aber in höhere Beitragsklassen und hatten entsprechend höhere Leistungen zu erwarten. Bis 1913 stieg die Monatsrente auf 16 Mark und entsprach damit weiterhin 23% des Durchschnittslohns⁷².

Die Rentenversicherung sammelte allmählich ein Versicherungskapital an und bezog daraus steigende Erträge. Zum überwiegenden Teil wurden die Renten aber aus den Mitgliedsbeiträgen und aus Steuermitteln finanziert. Die öffentliche Rentenversicherung ist entgegen einer verbreiteten Meinung nie eine kapitalgedeckte Versicherung gewesen. Sie beruhte im wesentlichen auf einer direkten Umverteilung von den Erwerbstätigen und den Steuerzahlern an die Altersgeneration⁷³.

⁶⁶ Gesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung, 22. Juni 1889. Reichsgesetzblatt (RGBl.) (1889) 97–144.

⁶⁷ Memorandum zur Alters- und Invalidenversicherung, Mai 1886. Bundesarchiv Berlin R 1501/100017.

⁶⁸ *Marlene Ellerkamp*, Die Frage der Witwen und Waisen. Vorläufiger Ausschluß aus dem Rentensystem und graduelle Inklusion (1889–1911), in: *Stefan Fisch, Ulrike Haerendel* (Hrsg.), Geschichte und Gegenwart der Rentenversicherung in Deutschland. Beiträge zur Entstehung, Entwicklung und vergleichenden Einordnung der Alterssicherung im Sozialstaat (Berlin 2000).

⁶⁹ Reichsversicherungsordnung, 19. Juli 1911. RGBl. 1911, 509–838.

⁷⁰ Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes 31 (1915) 299.

⁷¹ *Christoph Conrad*, Die Entstehung des modernen Ruhestandes. Deutschland im internationalen Vergleich, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988) 433.

⁷² Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1893, 189. Statistisches Jahrbuch Dt. Reich 1915, 380–384. *Rüdiger Hohls*, Arbeit und Verdienst (Diss. Freie Universität Berlin 1991) 88.

⁷³ *Paul Zschimmer*, Der Wiederaufbau der deutschen Invalidenversicherung 1924/26, in: Die Reichsversicherung 1 (1927).

Auch nach der Einführung der öffentlichen Rentenversicherung war die Altersnot nicht gebannt. Die neuen Renten waren niedrig. Viele Arbeiter setzten daher trotz des relativ frühen Rentenalters ihre Erwerbstätigkeit bis ins hohe Alter fort. 1907 gehörten noch 39% der Männer in der Altersgruppe ab 70 Jahren zu den Erwerbspersonen⁷⁴. Die Altersversorgung beruhte je nach der individuellen Situation auf einer Kombination von Renten, fortgesetzter Erwerbstätigkeit, Unterstützung durch die Arbeitgeber, familialen Transferleistungen oder letztlich auch der Armenfürsorge. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Alter immer noch mit großer Sorge gesehen, auch unter den Industriearbeitern, denen doch die neue öffentliche Rentenversicherung nutzen sollte. Fritz Schumann befragte 1910 in einer frühen betriebssoziologischen Untersuchung Arbeiter der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim, wovon sie zu leben gedächten, wenn sie nicht mehr arbeiten konnten. Die meisten Befragten, 44%, hielten ihre Situation im Alter für ganz ungewiß. Auf die Rentenversicherung vertrauten 18%. Immerhin 7% befürchteten, sich im Alter durch Hausieren oder Betteln ernähren zu müssen. Drei weitere Möglichkeiten, die Unterstützung durch die Ehefrau oder die Kinder, leichte Arbeiten oder Ersparnisse, wurden von jeweils 4% der Befragten angegeben. Die Furcht vor der Altersarmut, nicht die Erwartung eines gesicherten Ruhestandes, wird auch durch einzelne Antworten bestätigt. So schrieb ein Arbeiter in den Fragebogen: „Bin auf meine Kinder angewiesen, für welche ich auch gesorgt habe.“ Ein anderer: „Wenn ich bei meinen Kindern nicht bleiben kann, muß mich die Stadt haben.“ Andere Arbeiter bemerkten kurz: „Rente und Almosen“, oder „Rente und eventueller Nebenerwerb“. Sozialpolitische Zuversicht sprach aus der Antwort: „Hoffnung, daß die Rente höher wird durch Gesetz.“ Manche Arbeiter hofften auf eine Kombination verschiedener Alterseinkünfte. So hieß es in einer Antwort: „Von Vervollkommnung der Alters- und Invalidenversicherung, etwas ererbtem Vermögen und durch eventuelle spätere Unterstützung meiner Kinder“⁷⁵.

Obwohl die Arbeiterversicherung nicht mehr als eine Grundsicherung leistete, wurden ihre Vorteile auch in anderen sozialen Klassen erkannt. 1911 wurde eine Angestelltenversicherung eingeführt⁷⁶. Damit war der Weg zu einer allgemeinen Volksversicherung eingeschlagen. Die öffentliche Rentenversicherung galt nicht mehr als klassenspezifische Umverteilung zu Gunsten der Arbeiter, sondern als generationsspezifische Umverteilung zu Gunsten der älteren Generation⁷⁷.

⁷⁴ Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907. Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes (Statistik des Deutschen Reichs 211, Berlin 1913) 41.

⁷⁵ Fritz Schumann, Die Arbeiter der Daimler-Motoren-Gesellschaft Stuttgart-Untertürkheim, in: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Automobilindustrie und einer Wiener Maschinenfabrik (Schriften des Vereins für Socialpolitik 135/1, 1911) 117–120. – Die „Stadt“ meint die kommunale Armenfürsorge.

⁷⁶ Versicherungsgesetz für Angestellte, 20. Dezember 1911. RGBl. 1911, 989–1061.

⁷⁷ Christoph Conrad, Vom Greis zum Rentner. Der Strukturwandel des Alters in Deutschland zwischen 1830 und 1930 (Göttingen 1994).

Seit der Zeit der Weimarer Republik setzte sich der Grundsatz durch, daß die Renten aus der öffentlichen Rentenversicherung nicht nur ein Zuschuß zu den Lebenshaltungskosten, sondern ein existenzsicherndes Sozialeinkommen sein sollten⁷⁸. Das bedeutete, daß die laufenden und die neu zugeteilten Renten regelmäßig angehoben werden mußten, um der Preisentwicklung und dem wirtschaftlichen Wachstum zu folgen. 1930 erreichte die durchschnittliche Rente der Arbeiterversicherung 39 RM; das entsprach 32% des durchschnittlichen Nettolohns in der Industrie⁷⁹. Seitdem wurden die Renten unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise gekürzt. Viele Rentner und Rentnerinnen mußten bei der Fürsorge Zuflucht suchen⁸⁰. Das nationalsozialistische Regime setzte die soziale Sparpolitik der Präsidialkabinette fort⁸¹. 1933 wurden die Renten weiter gekürzt⁸². Erst 1937 wurden, um den gestiegenen sozialen Erwartungen entgegenzukommen, die Renten etwas verbessert⁸³. Die Verbesserungen glichen aber die Rentenkürzungen aus den Krisenjahren nicht aus. Im letzten Friedensjahr 1938 betragen die Renten der Arbeiterversicherung im Durchschnitt 32 RM. Das entsprach nur noch 27% des durchschnittlichen Nettolohns⁸⁴. Um den Sozialabbau propagandistisch zu kompensieren, wurden 1938 die selbständigen Handwerker in die Pflichtversicherung einbezogen⁸⁵. Im Krieg wurden die Renten 1941 wieder ungefähr auf das Niveau angehoben, das vor den Krisenkürzungen bestand⁸⁶. Inzwischen hatte das nominale Rentenniveau aber seine Bedeutung verloren, da der Krieg und die Rationierung die Lebenssituation aller Generationen bestimmten.

In Westdeutschland kehrte man zu dem Rentenmodell der Weimarer Republik zurück. Die Renten wurden von Zeit zu Zeit der wirtschaftlichen Entwicklung angepaßt. In der Bundesrepublik Deutschland betrug 1955 die Rente im Durchschnitt aller Versicherungsbranche 117 DM im Monat. Das entsprach 38% des durchschnittlichen Arbeitnehmerinkommens⁸⁷.

Wenn die Renten ein zuverlässiges Sozialeinkommen sein sollten, mußten sie im Grunde ähnlich wie die Beamtenpensionen institutionell mit der Entwicklung der Erwerbseinkommen verknüpft werden⁸⁸. In der Bundesrepublik

⁷⁸ Annette Penkert, Arbeit oder Rente? Die alternde Bevölkerung als sozialpolitische Herausforderung für die Weimarer Republik (Göttingen 1998).

⁷⁹ Statistisches Jahrbuch Dt. Reich 1932, 387–390. Hobbs, Arbeit und Verdienst 90.

⁸⁰ Penkert, Arbeit oder Rente 250.

⁸¹ Karl Teppe, Zur Sozialpolitik des Dritten Reichs am Beispiel der Sozialversicherung, in: Archiv für Sozialgeschichte 17 (1977).

⁸² Gesetz zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Invaliden-, der Angestellten- und der knappschaftlichen Versicherung, 7. Dezember 1933. RGBl. 1933 I, 1039–1044.

⁸³ Gesetz über den Ausbau der Rentenversicherung, 21. Dezember 1937. RGBl. 1937 I, 1393–1408.

⁸⁴ Statistisches Jahrbuch Dt. Reich 1939/40, 383–387–390. Hobbs, Arbeit und Verdienst 90.

⁸⁵ Gesetz über die Altersversorgung für das Deutsche Handwerk, 21. Dezember 1938. RGBl. 1938 I, 1900–1901.

⁸⁶ Gesetz über die Verbesserung der Leistungen in der Rentenversicherung, 24. Juli 1941. RGBl. 1941 I, 443.

⁸⁷ Arbeits- und Sozialstatistik 1 (1976) 72. Statistisches Jahrbuch BRD 1957, 558.

⁸⁸ Lil-Christine Schlegel, Gerd Hardach, Die dynamische Rente. Ein Modell der Alterssiche-

Deutschland wurde nach diesem Grundsatz 1957 ein neues Modell der öffentlichen Rentenversicherung eingeführt, das seitdem als die „dynamische Rente“ bekannt wurde. Die Renten orientierten sich regelmäßig an der Entwicklung der Löhne. Erwerbstätige mit einem durchschnittlichen Einkommen konnten nach 40 Beitragsjahren die „Standardrente“ in Höhe von 60% des aktuellen Durchschnittslohns erwarten. Die Hinterbliebenenrenten wurden in Relation zu den Hauptrenten festgesetzt. Die Renten wurden im wesentlichen nach dem Umlageverfahren aus den Beiträgen finanziert, ein Staatszuschuß war nur als Kompensation für politisch gewollte besondere Leistungen der Rentenversicherung vorgesehen⁸⁹. Der Beitrag, der zu gleichen Teilen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern getragen wurde, betrug anfangs 14% des Lohns oder Gehalts. Bald nach der Rentenreform wurde im Juli 1957 als weiterer Schritt zur Volksversicherung für die selbständigen Landwirte eine Grundsicherung eingeführt, die das traditionelle Altenteil ergänzen sollte⁹⁰.

Die materielle Unabhängigkeit der älteren Generation hat die Beziehungen zwischen den Generationen wesentlich verbessert. Rudolf Tartler charakterisierte in den 1960er Jahren die Beziehungen zwischen den Alten und ihren erwachsen gewordenen Kindern als „innere Nähe durch äußere Distanz“⁹¹.

Das neue Rentenmodell bildete seitdem mit einigen Modifikationen die Grundlage der öffentlichen Rentenversicherung. Die Rentenreform 1972 erweiterte die Optionen für einen frühen Ruhestand, außerdem wurde eine Rente nach Mindesteinkommen eingeführt⁹². Seit der Mitte der 1970er Jahre geriet die Rentenversicherung durch den Anstieg der Beiträge und die Abschwächung des wirtschaftlichen Wachstums unter Druck. Mit der Rentenreform von 1989 wurde die Bruttoanpassung durch die Nettoanpassung ersetzt, um den Beitragsanstieg zu dämpfen. Die Standardrente sollte nunmehr 70% des Nettoeinkommens erreichen⁹³.

In der Sowjetischen Zone wurde 1947 eine Einheitsversicherung für alle Erwerbstätigen eingeführt. 1956 wurde die Sozialversicherung institutionell getrennt. Die Arbeiter- und Angestelltenversicherung wurde vom Freien Deutschen Gewerkschaftsbund verwaltet, während die Sozialversicherung der Genossenschaftsmitglieder und der wenigen Selbständigen auf die Deutsche Versicherungsanstalt ausgelagert wurde. Das Prinzip einer umfassenden Volksversicherung

rung im historischen Wandel, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (im Druck).

⁸⁹ Gesetz zur Neuregelung des Rechts der Rentenversicherung der Arbeiter (ArVNG), 23. Februar 1957. BGBl. 1957 I, 45–87. Gesetz zur Neuregelung des Rechts der Rentenversicherung der Angestellten (AnVNG), 23. Februar 1957. BGBl. 1957 I, 88–131.

⁹⁰ Johannes Frerich, Martin Frei, Handbuch der Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland 3 (München 1996) 55–58.

⁹¹ Rudolf Tartler, Das Alter in der modernen Gesellschaft (Stuttgart 1961) 79.

⁹² Rentenreformgesetz 1973 (RRG), 16. Oktober 1972. BGBl. 1972 I, 1965–1997.

⁹³ Gesetz zur Reform der gesetzlichen Rentenversicherung, 18. Dezember 1989. BGBl. 1989 I, 2261–2295.

wurde aber beibehalten⁹⁴. 1989 erreichten die Alters- und Invalidenrenten im Durchschnitt 451 Mark; das entsprach 40% des durchschnittlichen Nettolohns. Wenn die Freiwillige Zusatzversicherung hinzukam, erhöhte die Rente sich im Durchschnitt auf 568 Mark oder 50% des Nettolohns⁹⁵. Während des Einigungsprozesses wurde im Juni 1990 das westdeutsche Rentenmodell auf die Deutsche Demokratische Republik übertragen⁹⁶.

Im vereinten Deutschland ist die öffentliche Rentenversicherung ein Wirtschaftssektor von enormer Bedeutung geworden. Sie hatte 2000 in ihren verschiedenen Zweigen insgesamt 33 Millionen Mitglieder. 17 Millionen Rentner und Rentnerinnen bezogen eine Hauptrente, außerdem erhielten 6 Millionen Witwen, Witwer und Waisen eine Hinterbliebenenrente. Das Rentenalter lag im Durchschnitt bei 61 Jahren, es war also nicht viel anders als im Kaiserreich. Allerdings setzte der Durchschnitt sich anders zusammen, es wurden mehr Altersrenten und weniger Invalidenrenten gezahlt⁹⁷. Die Rente betrug 1999 im Durchschnitt 1355 DM im Monat; das entsprach 50% des durchschnittlichen Nettoerwerbseinkommens der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen von 2708 DM⁹⁸. Die Veränderung der Altersstruktur, die Verlängerung des Ruhestandes, die Arbeitsmarktkrise, nicht zuletzt aber auch die Belastung der öffentlichen Rentenversicherung mit sozialpolitischen Leistungen ließen den Rentenbeitrag steigen. Die Rentenreform von 1989 brachte nur kurzfristig eine Entlastung. Der Beitrag stieg 1998 knapp über die politisch sensible 20%-Grenze hinaus auf 20,3%⁹⁹.

Angesichts der steigenden Beitragsquote verschärfte sich in den 1990er Jahren die Diskussion über eine Rentenreform. Wenn das Rentenmodell beibehalten würde, müßte der Rentenbeitrag bis 2030, wenn die letzten geburtenstarken Jahrgänge das Rentenalter erreichen, erheblich steigen. Nach der Prognos-Studie von 1998 müßte der Rentenbeitrag bei einer Fortschreibung der damaligen Situation bis 2030 auf 26% bis 27% erhöht werden¹⁰⁰. Die Rentenreform von 1997 sah vor, den Rentenanstieg zu dämpfen, wenn das Ruhestandsalter stieg. Diese Reform wurde aber ein Jahr später ausgesetzt. Nach der 2001 eingeführten Reform soll das relative Niveau der Standardrente bis 2030 auf 67% bis 68% des Nettolohns abgesenkt werden. Damit hofft man zu erreichen, daß der Rentenbeitrag bis 2030

⁹⁴ *Dierk Hoffmann*, Sozialpolitische Neuordnung in der SBZ/DDR. Der Umbau der Sozialversicherung 1945–1956 (München 1996).

⁹⁵ *Statistisches Jahrbuch DDR 1990*, 144, 384. – Eine Rente aus der Freiwilligen Zusatzversicherung wurde von 42% aller Rentner bezogen.

⁹⁶ *Frerich, Frei*, Handbuch der Geschichte der Sozialpolitik, Bd. 3, 522–531.

⁹⁷ *Verband Deutscher Rentenversicherungsträger* (Hrsg.), *Rentenversicherung in Zeitreihen* (Frankfurt a.M. 2002) 17, 111, 143–145.

⁹⁸ *Statistisches Jahrbuch BRD 2000*, 453–454, 635, 651.

⁹⁹ *Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung* (Hrsg.), *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*, 2 Bde. (Bonn 2001) Bd. 1, 221.

¹⁰⁰ *Eckerle, Oczipka*, *Prognos-Gutachten 1998*, 117.

nicht über 22% steigt. Um den größeren Abstand zwischen Löhnen und Renten zu kompensieren, soll die private Altersvorsorge gefördert werden¹⁰¹.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert hat sich der Ruhestand als erwerbsfreie Altersphase allgemein durchgesetzt. 1998 waren in Deutschland in der älteren Generation ab 65 Jahren nur noch 4,4% der Männer und 1,5% der Frauen erwerbstätig¹⁰². Der Grund für die fortgesetzte Erwerbstätigkeit war meist nicht mehr die Altersnot, sondern die Sinnstiftung durch die Arbeit. Im Berliner Alters-Survey wurde unter den Motiven, im Rentenalter weiterhin erwerbstätig zu sein, am häufigsten die Möglichkeit genannt, noch etwas Sinnvolles tun zu können. An zweiter Stelle stand der Kontakt zu anderen Menschen, an dritter Stelle der Wunsch, Kenntnisse und Fähigkeiten einzusetzen. Das Interesse an einem Zusatzeinkommen zur Rente folgte erst an vierter Stelle¹⁰³.

So wie im Märchen von den Bremer Stadtmusikanten der Esel, der Hund, die Katze und der Hahn sich verbünden, um gemeinsam die Altersarmut zu überwinden, setzten sich die Einkommen der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland aus verschiedenen Komponenten zusammen¹⁰⁴. An erster Stelle standen die Sozialversicherungsrenten, danach folgten berufsbezogene Renten wie die Betriebsrenten, die Beamtenpensionen und die Zusatzversorgung des öffentlichen Dienstes, dann Kapitaleinkommen, seltener Erwerbseinkommen. Das Problem der Alterssicherung lag darin, daß die verschiedenen Einkommensquellen der älteren Generation im allgemeinen nicht ausgleichend wirkten, sondern sich eher nach oben oder nach unten kumulierten. Wer durch niedrige Einkommen und eine kurze Erwerbstätigkeit nur geringe Rentenansprüche erwerben konnte, hatte meistens auch von der betrieblichen Alterssicherung nicht viel zu erwarten und auch wenig Gelegenheit zur privaten Vermögensbildung. Trotz des wirtschaftlichen Wachstums und Ausbaus der Sozialversicherung blieben manche ältere Menschen daher auf die Sozialhilfe als Alters Einkommen angewiesen¹⁰⁵.

¹⁰¹ Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, *Lebenslagen in Deutschland*, Bd. 1, 223–226.

¹⁰² Statistisches Jahrbuch BRD 2001, 102.

¹⁰³ *Harald Künemund*, „Produktive“ Tätigkeiten, in: *Martin Kohli, Harald Künemund* (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey* (Opladen 2000).

¹⁰⁴ *Jacob Grimm, Wilhelm Grimm*, *Kinder- und Hausmärchen* (1812) 3 Bde. (Frankfurt 1974) Bd. 1, 180–184.

¹⁰⁵ Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, *Alterssicherung in Deutschland 1992*, 2 Bde. (München 1994). *Gertrud Backes*, *Lebenslagen und Alter(n)sformen von Frauen und Männern in den neuen und alten Bundesländern*, in: *Deutsches Zentrum für Altersfragen* (Hrsg.), *Lebenslagen, soziale Ressourcen und gesellschaftliche Integration im Alter. Experten zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung*, Bd. 3 (Opladen 2001).

VI. Markt, Solidarität und Staat

Generationen haben als soziale Gruppen, anders als Schichten, Klassen oder Verbände, keine feste Mitgliedschaft. Die Generationszugehörigkeit ist nur das Attribut eines Lebensalters. Im Kontext des individuellen Lebenslaufs wandern die Menschen, sozialen Nomaden gleich, von einer Generation zur nächsten. In den einzelnen Lebenswegen mischten sich daher im 20. Jahrhundert Stabilitätsphasen und Krisen.

Die Gestaltung des Generationenvertrages wurde maßgeblich durch die Entwicklung der Beschäftigung und der Produktivität bestimmt. Im Vertrauen auf die anhaltende wirtschaftliche Stabilität wurde im Kaiserreich mit der Einführung der öffentlichen Rentenversicherung ein Programm geschaffen, das auf lange Sicht die Überwindung der Altersarmut versprach. Das nicht weniger dringende Problem der Kinderarmut blieb ungelöst; die Kinderarmut war im sozialpolitischen Diskurs in der Armut der Familien verborgen. Die Weimarer Republik versprach einen Ausbau der Sozialpolitik, der mit dem Übergang zur diskretionären Rentenanpassung insbesondere auch der Alterssicherung zugute kam. Die Weltwirtschaftskrise unterbrach die Modernisierung des Generationenvertrages.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts förderte das wirtschaftliche Wachstum durch steigende Erwerbseinkommen und eine institutionalisierte intergenerative Umverteilung die Stabilität des Generationenvertrages. Die Erwerbseinkommen stiegen nachhaltig an, und damit erweiterte sich auch der Verteilungsspielraum für familiäre Transferleistungen. Außerdem wurden der Markt und die familiäre Solidarität in zunehmendem Umfang durch die staatliche Sozialpolitik ergänzt.

Die Expansion der Sozialpolitik hat nicht nur in Deutschland zu einer Diskussion über die Verteilungsgerechtigkeit zwischen den Generationen geführt¹⁰⁶. Die staatliche Umverteilung begünstigte traditionell die Altersgeneration. Seit den 1950er Jahren wurde die Familienförderung zwar ausgebaut, sie blieb aber im Umfang immer noch hinter der Alterssicherung zurück. Das Bundesverfassungsgericht verwies 1992 kritisch auf diese Asymmetrie: „Im Kern bleibt es auf diese Weise trotz der staatlichen Bemühungen um einen Familienlastenausgleich dabei, daß die Kindererziehung als Privatsache, die Alterssicherung dagegen als gesellschaftliche Aufgabe gilt.“¹⁰⁷ Unter dem Einfluß des schwächeren Wirtschaftswachstums und der steigenden Arbeitslosigkeit verschärften sich die Unterschiede in den generationsspezifischen Armutsrisiken. 1998 waren in Deutschland im Durchschnitt 3,5% der Bevölkerung zu ihrem Lebensunterhalt auf die Sozialhilfe angewiesen. In der Altersgruppe der Kinder unter sieben Jahren lag die

¹⁰⁶ Anne-Marie Guillemard, Equity between generations in aging societies: The problem of assessing public policies, in: Tamara Hareven (Hrsg.), Aging and generational relations over the life course (Berlin 1996) 212.

¹⁰⁷ BVerfGE 87, 38.

Sozialhilfequote mit 8,6% weit über dem Durchschnitt, in der Ruhestandsgeneration ab 65 Jahren war sie dagegen mit 1,3% relativ niedrig¹⁰⁸.

Der Generationenvertrag gehört zu den Grundlagen, auf denen die „Zukunftsfähigkeit“ unserer Gesellschaft beruht¹⁰⁹. Die langfristige Stabilisierung der Altersvorsorge, die gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses steht, ist nur einer von mehreren Aspekten. Die Stabilisierung des Generationenvertrages verlangt auch eine aktive Politik zur Überwindung der Arbeitsmarktkrise, eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf und einen Ausbau der Familienförderung.

¹⁰⁸ Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, *Lebenslagen in Deutschland*, Bd. 2, 130.

¹⁰⁹ *Adelheid Biesecker*, Arbeitsgesellschaft – Tätigkeitsgesellschaft – Mitgestaltungsgesellschaft. Umriss eines zukunftsfähigen Arbeitskonzepts, in: Berliner Debatte. Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs 11 (2000) 63.

Generationenfolge in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts

Ulrich Herbert

Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert

Als universales Deutungskonzept ist die Kategorie der Generation offenbar nicht tragfähig. Denn weder ist es gelungen, einigermaßen exakt zu definieren, was eine Generation jeweils ausmacht und definiert, noch konnten die Auswirkungen einer kollektiven Generationserfahrung einigermaßen präzise herausgestellt und als solche von anderen Einflüssen getrennt betrachtet werden. Schon die Abgrenzung der einzelnen Altersgruppen voneinander ist willkürlich, die Lebenswege und Orientierungen der je einzelnen sind so außerordentlich diversifiziert, daß sich in der Regel keine direkten Beziehungen zwischen generationeller Prägung und weiterem Lebensweg ermitteln lassen, und sei es auch nur für signifikante Minderheiten. Und auch das quantitative Verhältnis zwischen öffentlich auftretenden Aktivisten und schweigender Mehrheit ist unbestimmbar¹.

Karl Mannheim hat diese Probleme durch die Unterscheidung zwischen Generationszusammenhang und Generationseinheit zu lösen versucht: „Dieselbe Jugend, die an derselben historisch-aktuellen Problematik orientiert ist, lebt in einem ‚Generationszusammenhang‘, diejenigen Gruppen, die innerhalb desselben Generationszusammenhanges in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse verarbeiten, bilden jeweils verschiedene ‚Generationseinheiten‘ im Rahmen desselben Generationszusammenhanges.“ Dabei sei es sogar möglich, daß sich innerhalb desselben Generationszusammenhanges „mehrere, polar sich bekämpfende Generationseinheiten bilden“ könnten; zwischen „Generationseinheit“ und politischen Jugendbewegungen besteht ein offenbar fließender Übergang². Mannheims Bezugsobjekte sind hier, obwohl er vorwiegend Beispiele aus dem 19. Jahrhundert wählt, vor allem die Jugendbewegung und die mit ihr einhergehende Auf-

¹ Zum Folgenden v.a. *Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, zuerst 1928, wiederabgedr. in: *ders.*, Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk (Neuwied, Berlin) 509–565; *Andreas Schulz*, Individuum und Generation – Identitätsbildung im 19. und 20. Jahrhundert, in: *GWU* 52 (2001) 406–414; *Alan B. Spitzer*, The Historical Problems of Generations, in: *AHR* 78 (1973) 1353–1384; *Hans Jaeger*, Generation in der Geschichte. Überlegungen zu einem umstrittenen Konzept, in: *GuG* 3 (1977) 429–452.

² *Mannheim*, Das Problem der Generationen 544.

wertung von Theorien über altersspezifische Kollektiverscheinungen, die sich in den 20er Jahren in den beiden großen radikalen Parteien der Jugend – der NSDAP und der KPD – aktualisierten.

An Mannheim anschließend hat Helmut Fogt 1982 eine Theorie der „politischen Generationen“ im 20. Jahrhundert entwickelt, die er als „politische Generationszusammenhänge“ definiert. Er erfaßt damit „diejenigen Mitglieder einer Altersgruppe oder Kohorte, die – mit bestimmten Schlüsselereignissen konfrontiert – zu einer gleichgesinnten bewußten Auseinandersetzung mit den Leitideen und Werten der politischen Ordnung gelangten, in der sie aufwuchsen. Diese Auseinandersetzung pflegt in einer politisch formativen Lebensphase der politischen ‚Normalbiografie‘ der Generationszugehörigen stattzufinden und diese zu einer langfristig stabilen Neuorientierung ihrer politischen Grundhaltungen zu bewegen. Politische Generationen weisen einen Grundbestand gemeinsamer Einstellungen, Verhaltensdispositionen und Handlungspotentiale auf, von Normen und Werten, die politisch von Relevanz und Einfluß sind.“³ Fogt nennt dann im folgenden elf „politische Generationen“ in Deutschland während des 20. Jahrhunderts, wobei er den nach politikgeschichtlichen Einschnitten definierten Phasen jeweils die Altersgruppe der in dieser Zeit Heranwachsenden zuordnet. Jede Zeit, so die Schlußfolgerung daraus, hat also ihre politische Generation, selbst dann, wenn sich die jeweiligen Alterskohorten nicht als solche empfanden, und auch dann, wenn von diesen „politischen Generationszusammenhängen“ wenig spezifische Wirkung ausging.

Demgegenüber werden im allgemeinen Sprachgebrauch unter Politischen Generationen in der Regel eher diejenigen Alterskohorten verstanden, die auf signifikante Weise auch als solche auftraten; die also die ausgeprägte Selbstwahrnehmung als durch altersspezifische Erfahrungen geprägte und von anderen abgegrenzte Gruppe mit politischem Engagement und nachhaltiger Wirksamkeit verbänden.

Daraus ergeben sich zwei unterschiedliche Verwendungsweisen des Begriffs. Zum einen bezieht er sich auf solche Gruppen, die durch jeweils spezifische Erfahrungen in der Heranwachsendenphase geprägt wurden und auf diese Weise ein mehr oder minder großes Set an gemeinsamen Einstellungen oder Verhaltensdispositionen erworben haben. In der Regel allerdings werden diese Prägungen bald von anderen Erfahrungen überlagert oder gar aufgehoben, so daß der weitere Lebensweg von dieser generationellen Kennzeichnung nicht oder nur durch nachgeordnete Erscheinungsformen – kulturelle Vorlieben, Mode, Sprachformen etc. – bestimmt wird.

In einigen Fällen allerdings erweisen sich die generationellen Erfahrungen als wichtige, wenn nicht gar als zentrale politische Prägung, die sich auf das ganze Leben auswirkt. Das tritt aber offenbar nur dann auf, wenn besonders bedeutsame und langfristig folgenreiche Ereignisse und Entwicklungen die Erlebnisse einer zu

³ Helmut Fogt, Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell (Opladen 1982) 20f.

dieser Zeit heranwachsenden Altersgruppe geprägt und dadurch scharf von denen anderer Altersgruppen unterschieden haben.

Betrachtet man das 20. Jahrhundert unter diesem Gesichtspunkt, so fallen drei generationelle Gruppen ins Auge, für die das Etikett „politische Generation“ im engeren Sinne zutrifft: erstens die in dem Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende Geborenen, zweitens die 20er Jahrgänge und drittens die 40er Jahrgänge – oder in der Sprache der Protagonisten: die Kriegsjugendgeneration, die skeptische Generation und die 68er Generation.

I.

Wenn eine politische Generation dadurch definiert wird, daß bedeutsame und langfristig folgenreiche Ereignisse und Entwicklungen die Erlebnisse einer zu dieser Zeit heranwachsenden Altersgruppe geprägt und dadurch scharf von denen anderer Altersgruppen unterschieden haben, dann traf dies auf den alle bisherigen Erfahrungsdimensionen sprengenden Ersten Weltkrieg und die durch Bürgerkrieg und Inflation gekennzeichneten Nachkriegsjahre in besonderer Weise zu. Das wurde auch bereits zeitgenössisch so formuliert, so daß der jeweils individuelle Lebensweg und die dabei gemachten Erfahrungen vor allem der männlichen bürgerlichen Jugend nach dem Kriege auf ein stringentes Angebot der Sinndeutung stießen, welches die Erlebnisse des Einzelnen einband in die Kategorien und Wertemuster seiner „politischen Generation“.

In bezug auf den Ersten Weltkrieg wurde dabei zeitgenössisch in Deutschland zwischen drei Gruppen unterschieden: der „jungen Frontgeneration“, der „Kriegsjugendgeneration“ und der „Nachkriegsgeneration“ – in Begriffen des für die politische Generationenlehre der 30er Jahre besonders einflußreichen Günther Gründel, einem Mitglied des „Tat“-Kreises, der in seiner 1932 erschienenen „Sendung der Jungen Generation“ den „Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise“ unternommen hatte⁴.

Als wichtigste, von der Geburtenzahl auch quantitativ größte Gruppe hob Gründel die mittlere, die *Kriegsjugendgeneration* der zwischen 1900 und 1910 Geborenen heraus. Ihnen fehle zwar „das Fronterlebnis, durch das viele ihrer älteren Brüder tiefer, härter und radikaler geworden“ seien – „was jene selbst erleben, können diese sich nur erlesen“ –, dennoch sei ihnen der Krieg „zu einem ganz ungewöhnlich starken und einzigartigen Jugenderlebnis“ geworden. Statt von sorglosen Freuden sei die Kindheit dieser Generation, der Gründel selber auch angehörte, ganz von den Auswirkungen des Krieges geprägt worden. Durch die

⁴ Günther E. Gründel, *Die Sendung der Jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise* (München 1932) 23; vgl. dazu allg. Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen* (Frankfurt a. M. 1994); zu diesem Phänomen ausführlicher Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989* (Bonn 1996) 42–87 („Generation der Sachlichkeit“).

Verarmung und den Verlust der privilegierten Berufsaussichten seien jedoch für die bürgerliche Jugend die Kontakte zur Arbeiterjugend eröffnet und damit die sozialen Barrieren der Generation überwunden worden. Entsprechend kennzeichnete Gründel die hervorstechenden Eigenschaften dieser Generation: „Wahrheitsliebe und Schlichtheit“, „Ernst, wortkarge Verschlossenheit und Zurückhaltung, ja manchmal schroffe Kälte“. Das wichtigste aber sei die „Sachlichkeit“: die Sache über das Persönliche zu stellen, die Ablehnung des „Zurschautragens von Gefühlen“ und des „Verbalaltruismus, Verbalmoralismus, Verbalpatriotismus“, denn „wo wir ehrliches Mitleid empfinden, scheuen wir uns, es nach altem Stil kitschig zu äußern und wollen lieber in den Verdacht der ‚Gefühllosigkeit‘ kommen“; zudem „ein ausgesprochener Sinn für rationelle Methoden und für das Ökonomieprinzip überhaupt“⁵.

Eine solche Charakterisierung der „Kriegsjugendgeneration“, wie sie sich mit geringen Abweichungen in zahlreichen Beiträgen zur „Generationenfrage“ seit Mitte der 20er Jahre fand⁶, beruhte trotz aller Stilisierungen gewiß in vielen Punkten auf zutreffenden Beobachtungen des Empfindens und Verhaltens dieser Gruppe der bürgerlichen Jugend in Deutschland. Vor allem aber handelte es sich hierbei um die Beschreibung und Herleitung eines generationellen Lebensstils, dessen vorherrschende Kennzeichen Kühle, Härte und „Sachlichkeit“ waren – als Abgrenzungsmerkmale zu der Gruppe der Älteren, die als gefühlig und zu sehr auf Personen statt auf „die Sache“ bezogen kritisiert wurde⁷. Den Vorsprung, den die Älteren durch ihre Kriegsteilnahme und „Fronterfahrung“ hatten, versuchten die Jüngeren durch die Übernahme des Frontkämpferideals für den Kampf im Innern, durch die Stilisierung des kalten, entschlossenen Kämpfers und durch das Trachten nach „reinem“, von Kompromissen freiem und radikalem, dabei aber organisiertem, unspontanem, langfristig angelegtem Handeln zu kompensieren. Durch diese Interpretation der Generationserfahrung und die Propagierung des daraus entwickelten Lebensstils wurde es zudem möglich, die ja sehr diffusen, widersprüchlichen und gar nicht in allgemeinerer Form formulierbaren Erfahrungen der einzelnen in eine einzige Perspektive einzubinden, die auch Leid, Verlust und Zukunftsangst als positive und geradezu avantgardistische Prädispositionen interpretiert und den – tatsächlichen oder befürchteten – sozialen Abstieg der bürgerlichen Jugendlichen als Ausdruck der Überwindung der Klassengegensätze he-

⁵ Gründel, Die Sendung der Jungen Generation 31–35, 81–83.

⁶ Vgl. etwa Frank Matzke, Jugend bekennt: So sind wir! (Leipzig 1930); Leopold Dingräve, Wo steht die junge Generation? (Jena 1931); Friedrich Franz Unruh, Nationalistische Jugend, in: Neue Rundschau 43 (1932) 577–592; Eduard Wechsler, Die Generation der Jugendgemeinschaft, in: Geist und Gesellschaft I (Festschrift Kurt Breysig) (Breslau 1927); Ernst Glaeser, Jahrgang 1902. Roman (Berlin 1928); Wilhelm E. Süskind, Jugend. Roman (Stuttgart 1930); Hans Thomas (i.e. Hans Zehrer), Absage an den Jahrgang 1902, in: Die Tat 21 (1929/30, H. 10, Januar 1930) 740–748.

⁷ Als Stichworte des Kults der „Sachlichkeit“ zählt Lethen auf: das „Verbot des Rituals der Klage, die Disziplinierung der Affekte, die Kunstgriffe der Manipulation, die List der Anpassung, die Verfahren des physiognomischen Urteils und die Reflexion in einem Parallelogramm der Kräfte.“ Lethen, Verhaltenslehren der Kälte 57.

roisierte. Zudem wurde dieses Selbstbild weniger über politische Analyse als über die Akzentuierung eines Lebensgefühls wirksam, das zuverlässiger die Konturen der eigenen Generation markierte und zudem einfacher adaptierbar und damit wirksamer war als ein weltanschauliches Gebäude oder ein politisches Programm.

Die langfristige Bedeutung der sich vor allem in dieser Generation ausbreitenden völkisch-radikalen Jugendbewegung der frühen Weimarer Jahre lag insbesondere darin, daß sie die politische Wahrnehmung der Entwicklung im Deutschland der Nachkriegsjahre in ein ideologisch fixiertes Weltbild einband und zugleich zum exklusiven Erlebnis einer Generation stilisierte. Der völkische Radikalismus, die Absage an Republik und Demokratie sowie vor allem der rassebiologisch motivierte Antisemitismus erschienen auf diese Weise nicht als eine politische Meinung unter anderen, sondern wurden zugleich als Elemente eines Lebensgefühls, eines generationellen Stils empfunden, der den Einzelnen die Gewißheit vermittelte, sich von der liberalen oder demokratischen Umwelt durch die „Weltanschauung“, von den älteren, „national“ oder konservativ Denkenden aber durch Radikalität, Härte, Sachlichkeit, Kühle – und vor allem Handlungsbereitschaft zu unterscheiden.

Wie sich dieses Konglomerat aus historischer Legitimation und generationellem „Stil“ in der Attitüde dieser Generation in den 20er Jahren niederschlug, wurde oft beschrieben. Ernst Niekisch kennzeichnete die Haltung der Nachkriegsjugend als „Voraussetzungslosigkeit und Bindungslosigkeit“: „Insgeheim verachtet sie bereits die Sache der Zivilisation, des Fortschritts, der Humanität; sie zweifelt an der Vertrauenswürdigkeit der Vernunft und erschauert nicht vor einer Barbarisierung des Lebens.“⁸

Die fröstelnde Bewunderung, die in solchen Worten zum Ausdruck kam, finden wir auch in Peter Suhrkamps Essay „Söhne ohne Väter und Lehrer“ von 1932, in dem er die zu dieser Zeit knapp Dreißigjährigen als die „Unruhigsten, die Unklarsten und die Abenteuerlichsten“ in der bürgerlichen Welt dieser Jahre kennzeichnete: „Das Bezeichnendste an ihnen ist ihr Mangel an Humanität, ihre Achtlosigkeit gegen das Menschliche. Sie haben zwischen zwanzig und dreißig viel hinter sich gebracht, so viel wie die meisten Menschen sonst in ihrem ganzen Leben nicht erwischen; die Nachkriegszeit bot alle Möglichkeiten dazu ... Im übrigen waren die Väter zum größten Teil im Kriege. Die Kinder dieser Eltern gerieten, da sie sich selber überlassen oder auch davongelaufen waren, nach dem Krieg in alle Krisenhysterien und Krisenlaster, ohne dabei großen Schaden zu nehmen. Sie reagierten auf die Zeit, gaben ihr nach, nutzten sie aus; jederzeit gerissen, fix und tüchtig. Die Dreißigjährigen sind sicher die begabteste Generation unter den Jungen ... Und mit ihrer bekannten Fixigkeit und Tüchtigkeit und mit einer überraschenden Selbstdisziplin stabilisieren sie heute in allen Lagern und Positionen für sich eine fixe Lebensform und fixe Lebensgewohnheiten. Sie sind die schärfsten Gegner des Liberalismus ... Ihre Intellektualität ist skeptisch und nicht selten

⁸ Ernst Niekisch, Die Tragödie deutscher Jugend, in: *ders.*, Politische Schriften (Köln 1965) 41–46.

sogar destruktiv ... Der Höhepunkt des intellektuellen Daseins ist eine Philosophie der Destruktion, welche die endgültige Vernichtung der bürgerlichen Welt herbei führen soll.“⁹

Diese Generation ist als vornehmliche Trägergruppe der NS-Diktatur identifizierbar, und zwar vor allem auf der Ebene des Führungspersonals. Zwei Drittel der Angehörigen der Führungsgruppen von Gestapo, Einsatzgruppen und SD entstammen den Jahrgängen zwischen 1900 und 1915. Ein gleiches Bild ergibt sich bei der Analyse des Verwaltungsapparats in den besetzten Ländern Osteuropas¹⁰. Jedoch geht die Wirkungsmächtigkeit des generationellen Zusammenhalts weit über die Kerngruppe des Genozids hinaus. In dieser Altersgruppe hatte sich bereits früh ein Denken in nationalistischen und darüber hinaus in völkischen Kategorien durchgesetzt, wie sich vor allem an den Universitäten zeigte. Und selbst bei jenen, die den Nationalsozialisten aus bestimmten politischen Gründen fernstanden, ja sie verabscheuten, finden wir häufig oder sogar in der Regel Elemente dieser hegemonialen Überzeugungen: daß Deutschland während des Krieges und vor allem danach vom Westen betrogen worden sei, daß es eine Verbindung zwischen inneren und äußeren Feinden im Geiste des Universalismus gebe, daß die Demokratie etwas den Deutschen Fremdes und Unangemessenes sei, daß Völker eigenständige historische Einheiten oder gar Subjekte seien, daß ein erheblicher Teil der kulturellen und sozialen Krisenerscheinungen – von der Kriminalität bis zur Asozialität – biologisch erklärbar sei; daß die Juden in Deutschland einen schädlichen Fremdkörper darstellten: Der radikale Nationalismus, wie er sich nach 1918 in Deutschland entwickelte, speiste sich auch und in zunehmendem Maße aus der Verbindung mit einem generationellen Lebensgefühl, aus der Mentalität einer politischen Generation. Dabei fungierte die stilisierte Erfahrung der Kriegsjugendgeneration als Bestätigung und Legitimation dieser Überzeugungen.

Die Angehörigen dieser Generation waren am Ende des Zweiten Weltkrieges etwa zwischen 30 und 45 Jahren alt. Sie vor allem waren Gegenstand der politischen Säuberungsaktionen der Alliierten, wobei wir uns hierbei auf Westdeutschland beschränken. Ein erheblicher Teil von ihnen durchlief außer der Kriegsgefangenschaft auch Automatical Arrest, Internierungen, Verhöre, Entnazifizierung, Berufsverbote. Zwar ging für die meisten NS-Anhänger und Funktionäre das Ganze vom Ende her gesehen eher glimpflich aus. Aber die politische Orientierung war weitgehend gebrochen. Verbitterung, Enttäuschung und Trotz, die anfangs vorgeherrscht hatten, wichen einem von den Verhältnissen erzwungenen und bald internalisierten Anpassungsdruck, der den einzelnen eine Rückkehr in ein bürgerliches Leben (sofern sie ein solches zuvor jemals gelebt hatten) ermöglichte, allerdings mit dem Verlust der politischen Identität und auch der persönli-

⁹ Peter Subrkamp, Söhne ohne Väter und Lehrer. Die Situation der bürgerlichen Jugend, in: Neue Rundschau 43 (1932) 681–696.

¹⁰ Vgl. Herbert, Best 180ff.; jetzt ausführlich Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamts (Hamburg 2002); Jens Banach, Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945 (Paderborn 1998).

chen Geschichte verbunden war. Dabei verlor sich auch der Nimbus der einheitsstiftenden politischen Generationsidentität; denn dieser war zu offenkundig mit dem untergegangenen NS-Regime verbunden.

Die Bedeutung der prägenden Erfahrungen der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges in Deutschland hingegen verlor sich keineswegs, wenngleich sie ihrer zugespitzten politischen Schlußfolgerungen entkleidet wurden. Der Begriff dessen, was unter „Nationalsozialismus“ zu verstehen war, wurde auf einen Restbestand des Verbrecherisch-Abnormen reduziert, so daß wesentliche Teile der politischen Überzeugungsgehalte des nationalen Lagers der Weimarer Jahre und der Politik des NS-Regimes als weiterhin tradierbar galten. Dies schlug sich in den frühen 50er Jahren in jenen politischen Roll-back-Versuchen nieder, die in dem Wiedererstarken der nationalistischen Rechten etwa in der FDP einige Bedeutung gewannen. Erst in den späten 50er und frühen 60er Jahren wurden diese Neuorientierungen allmählich überwunden¹¹.

Da aber die politische Stabilität und die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung in Westdeutschland den einzelnen auch persönlich die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg respektive Wiederaufstieg zu bieten schienen, wurde das Interesse an erneuter politischer Betätigung, insbesondere in rechtsradikalem Sinne, vor allem bei der Kriegsjugendgeneration, die um 1960 in die Führungspositionen der westdeutschen Gesellschaft einrückte, zunehmend geringer, zumal die juristische Verfolgung von NS-Verbrechen seit 1953 praktisch zum Stillstand gekommen war. Je länger aber diese Entwicklung dauerte und je besser die eigene soziale Lage war, desto stärker verlor die politische Primärorientierung an Bedeutung. Bei vielen wurde die politisch-generationelle Prägung nun überformt von kulturellen und politischen Neuorientierungen, deren zunächst opportunistischer Charakter nicht selten in politische Konversion überging, wie besonders eindringlich die Beispiele Schneider-Schwerte, Schieder oder Conze zeigen¹². Bei anderen verlagerte sie sich in den vorpolitischen Raum und regredierte zur gewöhnlichen Jugenderinnerung, wobei die trotzig beharrung auf ihrer Normalität noch etwas von ihrer politischen Prägekraft ahnen ließ.

Von allgemeinerer Bedeutung ist dabei das Verhältnis von generationeller Zuschreibung und common sense. Der Eindruck, daß Deutschland den Krieg 1914/18 auf unerklärliche, jedenfalls nicht hinnehmbare Weise verloren habe, begann sich seit Ende des Krieges ebenso sehr zu verbreiten wie nach dem Versailler Vertrag die Überzeugung, daß noch nie ein Land in der Geschichte so schrecklich

¹¹ Vgl. *Herbert*, Best 477 ff.; *Wildt*, Generation 731 ff.; *Norbert Frei*, Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945 (Frankfurt a.M. 2001).

¹² Vgl. *Ludwig Jäger*, Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik (München 1998); *Claus Leggewie*, Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte (München 1998); *Wilfried Loth*, *Bernd A. Rusinek* (Hrsg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft (Frankfurt a.M. 1998); *Götz Aly*, Macht, Geist, Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens (Berlin 1997); *Thomas Etzemüller*, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 (München 2001).

bestraft und betrogen worden sei wie Deutschland. Die Generation der Kriegsjugend des Ersten Weltkrieges wurde von dieser allgemeinen Erfahrung des Untergangs der tradierten Welt und der Orientierung auf Rache geprägt. Diese Prägung der am Ende des Krieges Heranwachsenden war so eindrücklich und stark, daß sie diese sich herausbildende allgemeine Überzeugung als generationell spezifische Erfahrung ansahen und radikalisierten. Die Wahrnehmung der Heranwachsenden, so die allgemeine Vermutung, spürt werdende kulturelle Hegemonien, besetzt sie, spitzt sie zu und verhilft ihnen zum Durchbruch – zumal in Krisenzeiten, denn nur dann gewinnen solche generationellen Distinktionen politische Brisanz, weil die Zeitzeugenschaft des herausragenden Ereignisses, der Zeitenwende mehr als soziale und politische Traditionen zum handlungsleitenden Merkmal zu werden scheint.

II.

Die zweite Alterskohorte, die hier näher vorzustellen ist, hat im Laufe der Zeit viele Titel erhalten, die allesamt bestimmte Interessen ausdrückten: die Generation der Hitler-Jugend, die Flakhelfer-Generation, die skeptische, die betrogene Generation. So wie die Kriegsjugendgeneration die Krise des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit als Heranwachsende erlebte, war diese Generation am Ende des Zweiten Weltkrieges zwischen 10 und 20 Jahre alt und umfaßte mithin grob die Jahrgänge zwischen 1925 und 1935. Joachim Kaiser und Dirk Moses folgend sollen sie im folgenden als „45er“ bezeichnet werden, weil sie ihre entscheidende Prägung durch den Zusammenbruch und die Jahre der Neuorientierung nach 1945 erhielten¹³. Von den später Geborenen unterschieden sie sich, weil sie die NS-Zeit bereits als Heranwachsende erlebt hatten. Von den Älteren unterschieden sie sich, weil sie aufgrund ihres Alters noch zu grundlegenden Neuorientierungen in der Lage waren, während sich die meisten der Älteren von den während der NS-Zeit empfangenen Prägungen und insbesondere von der Denkwelt des völkischen Nationalismus nur mehr schwer lösen konnten. Christian Graf

¹³ Vgl. A. Dirk Moses, *Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie*, in: *Die Neue Sammlung* 40 (2000) 211–232; Joachim Kaiser, „Phasenverschiebungen und Einschnitte in der Kulturellen Entwicklung“, in: Martin Broszat (Hrsg.), *Zäsuren nach 1945: Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte* (München 1990) 69–74; Heinz Bude, *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation* (Frankfurt a.M. 1987); Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation: eine Soziologie der deutschen Jugend* (Düsseldorf, Köln 1957); Rolf Schörken, *Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins* (Stuttgart 1984); ders., *Jugend 1945. Politisches Denken und Lebensgeschichte* (Frankfurt a.M. 1990); Arno Klönne, *Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner* (München 1995); Sibylle Hübnner-Funk, *Loyalität und Verblendung. Hitlers Garanten der Zukunft als Träger der zweiten deutschen Demokratie* (Potsdam 1998); Jörg Lau, *Auf der Suche nach der verlorenen Normalität. Helmut Kohl und Hans Magnus Enzensberger als Generationsgenossen*, in: Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland* (Hamburg 2001) 521–551.

von Krockow hat das auf die prägnante Formel gebracht: „Ich gehöre – Jahrgang 1927 – zur sogenannten Flakhelfergeneration. Sie war alt genug, um den Krieg, die Macht und den Fall des Dritten Reiches bewußt mitzuerleben; sie war jung genug, um neu anzufangen.“¹⁴ Nun ist dies offenkundig ebenfalls ein Element der generationellen Selbststilisierung – aber eben diese und nicht die empirischen Erlebnisse der einzelnen kennzeichnen den Typus der Politischen Generation.

Wenn das an dem vorher Untersuchten festgestellte Zwischenergebnis zutrifft, so müßten wir auch hier danach suchen, auf welche als grundstürzend empfundene Entwicklung diese Generation sich als Heranwachsende konstituierend stützte, auf welche Art der „werdenden kulturellen Hegemonie“ sie reagierte und in welcher Weise sie diese aufnahm und durchsetzte.

Die Jugendzeit der 45er war zunächst vom Aufwachsen in der Diktatur gekennzeichnet, insbesondere in der Hitlerjugend und im BDM, am Ende des Krieges auch in der Wehrmacht. Betrachtet man die hierzu reich vorhandene Erinnerungsliteratur und – damit zum Teil verknüpft, wie bei Klönne oder Schörken – historischen Untersuchungen, so sind vier Aspekte hervorzuheben:

Erstens: die Betonung der anfänglich positiven Erfahrungen in der Hitlerjugend. Der idealistische Impetus der HJ, die Zusammenführung der verschiedenen Richtungen der Jugendbewegung, der egalitäre, volksgemeinschaftliche Charakter in der HJ haben einen offenbar tiefen Eindruck hinterlassen; nicht als einzige, aber doch als Hauptrichtung der kollektiven Erinnerung.

Zweitens: die Heraushebung der deprimierenden Erfahrung des zunehmenden Drills, der Militarisierung und Indoktrination während der Kriegsjahre, die bereits eine gewisse Distanz zu den idealistischen Anfangsjahren und zum NS insgesamt andeutete – aber verbunden war mit der starken Betonung der frühen Selbständigkeit durch allerlei Dienste und Pflichtjahre. Dies trifft offenbar vor allem bei Frauen zu, die besonders eindrucksvoll von ihrer Überschreitung der tradierten Grenzen des Elternhauses und des sozialkulturellen Milieus durch BDM, Landjahr, Dienstverpflichtung und das Chaos der letzten Kriegsjahre während ihrer Heranwachsendenzeit berichten. Bei den Männern, vor allem bei jenen, die den Krieg noch als Soldaten erlebt hatten, sind die Erinnerungen hingegen von der totalen Katastrophe bestimmt; insbesondere während der letzten Kriegsphase, in der ein erheblicher Teil der männlichen Angehörigen dieser Generation ums Leben kam.

Drittens: die fast einhellige Betonung des tiefen Sturzes, der vollständigen Überraschung, der Umwertung aller Werte am Ende des Krieges. Besonders auffällig tritt dabei hervor, daß insbesondere jene, die sich bis zum Ende als „hitler-treu“ verstanden, zur radikalen Umkehr neigten und damit auch zur rhetorischen Figur der „mißbrauchten Generation“. Ein Beispiel hierfür ist der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki, der über sich berichtete: „Als mir nach dem 9. Mai

¹⁴ *Christian Graf von Krockow*, Das Mißverhältnis der Erfahrungen – Versuch zu einem Dialog, in: *Claus Richter* (Hrsg.), Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Aggression (Königstein/Ts. 1979) 205.

1945 in kurzer Frist Informationen und glaubwürdige Belege über die wahren Ziele des Nationalsozialismus und Hitlers als seines führenden Repräsentanten zugänglich wurden, und als ich von dem grausigen Ausmaß der verübten Verbrechen erfuhr, brach der ‚Überbau‘ des idealistischen Hitlerbildes zusammen.“¹⁵

Viertens: Die daraus gezogenen Schlußfolgerungen bestanden zunächst in einer deutlich hervortretenden Politikferne, einer mißtrauischen Distanz gegenüber idealistischen Angeboten aller Art, die ihre positive Kennzeichnung in Schelskys Diktum von der „skeptischen Generation“ fand. Schelsky verteidigte darin die Nachkriegsjugend gegen die Kritik älterer Erziehungswissenschaftler wie Eduard Spranger, die ihr einen Mangel an Idealismus, missionarischem Eifer und Pioniergeist vorwarfen, aber auch gegenüber jenen, welche die deutsche Jugend als demokratiern und der neuen westdeutschen Republik gegenüber als indifferent erachteten. Die Nachkriegsjugend, so Schelsky, verweigere die utopischen Ideale der Jugendbewegung wie Gemeinschaft und Ganzheit, welche die Akzeptanz der modernen Industriegesellschaft verhindert hätten. Sie sei vielmehr nüchtern, pragmatisch, ideologiefren orientiert¹⁶.

Daß dies von einem Wissenschaftler formuliert wurde, der schon in den 30er Jahren als glühender Nationalsozialist an den Universitäten gegen Republikaner und Juden Sturm gelaufen war und der nun seine Perspektive im Pathos der Nüchternheit erblickte, in der postideologischen Bundesrepublik, in deren Dienst er sich nun stellte, gibt Hinweise darauf, auf welchen latenten Konsens das so apostrophierte Verhalten der Nachkriegsjugend offenbar reagierte: Die Rede vom mißbrauchten Idealismus der Jugend war in Wahrheit eines der kennzeichnenden Elemente der Alltagsphilosophie der deutschen Nachkriegsgesellschaft insgesamt. Die skeptische Grundhaltung entsprang einer melancholischen Neuorientierung im Posthistoire des nachideologischen Zeitalters. Besonders ausgeprägt finden wir diese Figur bei intellektuellen Protagonisten der NS-Diktatur, wie etwa bei Carl Schmitt¹⁷ oder – noch zugespitzter – bei Werner Best: Der verfaßte in den frühen 50er Jahren Betrachtungen über die „Philosophie des Dennoch“, in welchen er ausführte, daß nur diejenigen, die tatsächlich versucht hätten, ihr Leben und ihre Weltanschauung an absoluten Wertbindungen zu orientieren, wie die Christen, die Bolschewisten, die westlichen Demokraten oder eben Nationalsozialisten wie er selbst, an sich selbst hätten erfahren können, daß solche teleologischen Philosophien die Welt in den Untergang gestürzt hätten. Sie seien daher gegenüber allen

¹⁵ *Wolfgang Klafki*, Politische Identitätsbildung und frühe pädagogische Berufsorientierung in Kindheit und Jugend unter dem Nationalsozialismus – autobiographische Rekonstruktion, in: *ders.* (Hrsg.), *Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Autobiographisches aus erziehungswissenschaftlicher Sicht* (Weinheim 1988) 118 f.

¹⁶ *Schelsky*, Die skeptische Generation; vgl. dazu *Franz Werner Kersting*, Helmut Schelskys „Skeptische Generation“ von 1957. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerks, in: *VfZ* 50 (2002) 465–495.

¹⁷ Vgl. *Carl Schmitt*, *Ex Captivitate Salus. Erfahrungen der Zeit 1945/47* (Köln 1950); dazu *Dirk van Laak*, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der Bundesrepublik* (Berlin 1993) 86 ff.

Heilslehren, auch den neuen des Westens, skeptisch und versuchten vielmehr, „Unduldsamkeit und Fanatismus auszurotten, Sachlichkeit der Auseinandersetzungen über die jeweiligen Bedürfnisse („Interessen“) durchzusetzen und jede Möglichkeit von Glaubenskämpfen und Weltanschauungskriegen zu verhindern“¹⁸.

Trat die Skepsis hier als Legitimationsstrategie der vormaligen NS-Täter auf, die so die moralische Gleichwertigkeit aller utopischen Konzepte aus durchsichtigen Motiven propagierten, so waren die Elemente von Ideologiefierne, Pragmatismus, Nüchternheit und kritischer Grundhaltung als generationelle Leitbilder der Nachkriegsjugend funktional offen und polyvalent, wie vor allem im Vergleich zu den Perspektiven der Rache und des sich verengenden Radikalnationalismus der Kriegsjugendgeneration des Ersten Weltkrieges zutage tritt.

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg sind vielfach mit dem Begriff der Orientierungskrise bezeichnet worden, und auf die Jugend der Nachkriegszeit trifft er offenbar in besonderem Maße zu. Von einer einheitlichen politischen Anschauung der Nachkriegsjugend kann ganz offenkundig keine Rede sein, sieht man von dem offenbar früh durchgesetzten und auf die beschriebenen Erfahrungen gründenden Anti-Nationalsozialismus ab. Unter den jungen Intellektuellen finden sich konservativ-abendländische Richtungen ebenso wie sozialistische, christliche und am französischen Existentialismus orientierte. Vier Tendenzen aber begannen sich offenbar früh durchzusetzen – auch diese in Spiegelung und Verstärkung kräftiger Entwicklungen in der Gesamtbevölkerung; zum einen die strikte Orientierung am eigenen Fortkommen, an beruflichem Aufstieg und sozialer Konsolidierung. Zum zweiten eine frühe Faszination durch die angelsächsische Welt. Darin war einerseits eine Nähe vor allem zur amerikanischen Kultur sichtbar, die in der Konsumfaszination der deutschen Gesellschaft insgesamt ihren nur zu begreifbaren Ausdruck fand; andererseits – drittens – der Hang zum Praktischen, Reformersischen, Nichtideologischen. Viertens schließlich finden wir bei zahlreichen Vertretern der jungen Nachkriegsgeneration der „45er“ auch eine ausgesprochen positive Haltung gegenüber dem Projekt eines sich vereinigenden Europa; und hier treten auch Ansätze eines gewissen politischen Idealismus zutage, wenngleich dieses Vorhaben sozusagen generationstypisch in die Flure der Brüsseler Eurokratie mündete¹⁹.

Von einer Konfrontation mit den Älteren hingegen, mit den Trägergenerationen des Nationalsozialismus, finden wir fast nichts. Zwar spielte die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des NS-Regimes in den unmittelbaren Nachkriegsjahren durchaus eine Rolle; in den 50er Jahren aber ist davon nur wenig zu verspüren. Direkte personelle Konfrontationen wird man gar vollständig vermissen. Hier spielten offenbar verschiedene Aspekte eine Rolle. Zum einen war diese

¹⁸ Werner Best, Die „Philosophie des Dennoch“. Grundzüge einer zeitgemäßen Philosophie, unveröff. MS., o. D. (ca. 1953).

¹⁹ Dazu Moses, Die 45er; Bude, Deutsche Karrieren; Schörken, Luftwaffenhelfer; Klönne, Jugend; Klafki, Verführung.

Generation autoritär und auf das Gehorsamsprinzip verpflichtet erzogen worden. Die fordernde, beschuldigende Auseinandersetzung mit älteren Respektpersonen war ihre Sache nicht; und wenn man bedenkt, welcher Aufschrei der Enttäuschung und des Entzückens die harmlosen antiautoritären Späße eines Fritz Teufel zu Ende der 60er Jahre begleitete, so wird man die Entfernungen ermessen können, die hier von den 45ern zurückzulegen waren.

Zum anderen blieb der ödipale Konflikt zwischen den 45ern und der Generation ihrer Väter aus, weil die Diskreditierung der „Väter“ durch die von ihnen getragene NS-Diktatur zu offensichtlich schien. Karl Markus Michel, Jahrgang 1929, bemerkte dazu: „Nach 1945... fanden die jungen Männer in Deutschland nur Trümmer vor. Was die Väter geschafft hatten, war so ungeheuerlich, daß es jeder Anprangerung spottete.“²⁰ Daß es allzu billig sei, auf die ohnehin am Boden Liegenden auch noch einzuschlagen, war hier oft zu hören; und in eine ähnliche Richtung zeigte das von Günter Gaus geprägte und später vielfach von anderen verwendete Wort von der „Gnade der späten Geburt“, das insofern für die 45er eine besondere Bedeutung gehabt haben mochte, als viele von ihnen die fanatische Zustimmung zur Diktatur und deren Taten ja noch an sich selbst erlebt hatten. Inwieweit das im einzelnen glaubhaft war oder ist, spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle; wichtig ist hier nur, daß es als Element einer verbreiteten generationellen Haltung angesehen und so auch tradiert wurde.

In dem Maße aber, wie sich die westdeutsche Gesellschaft während der 50er Jahre zu verändern begann, fand auch die Generation der 45er ihre Rolle. Nach dem Kriege hatte die außerordentliche Veränderungsdynamik in allen Lebensbereichen – zu markieren durch Stichworte wie Bombenkrieg, Zwangsmigrationen, Besatzung und Währungsreform – das Bedürfnis nach sozialem Wiederaufstieg und kompensierender Stabilität in den Lebensgewohnheiten über mehr als anderthalb Jahrzehnte geradezu übermächtig werden lassen. Nach einer mehr als dreißigjährigen Erfahrung der äußeren Erschütterungen, die nur von wenigen kurzen Phasen der Beruhigung unterbrochen worden war, bildeten die Integration und innere Pazifizierung der westdeutschen Gesellschaft, ihre Entpolitisierung im Sinne der Errichtung eines passiven antitotalitären Grundkonsensus und die Rekonsolidierung des Privaten die Grundlagen für die politische Aufwertung von Familie, Religion und kleinem Glück. Solange die Verhältnisse in der neuen politischen Umgebung des provisorischen Weststaats noch nicht eindeutig stabil waren und eine gesicherte und langfristige Perspektive auch für das eigene Leben eröffneten, bot die Orientierung an den tradierten Normen und Lebensweisen zugleich auch einen Schutzraum vor den zwar begrüßten, aber doch auch verunsichernden und beängstigenden Veränderungen der Lebensbedingungen infolge von „Wirtschaftswunder“ und „Wohlstandsexplosion“. Auf diese Weise hatte sich inmitten einer Phase außerordentlich dynamischer wirtschaftlicher Entwicklung ein Gesellschaftstypus erhalten – oder wurde restabliert –, der sich in vielem an den Wertmaßstäben und Leitbildern der Wilhelminischen Gesellschaft orien-

²⁰ Karl Markus Michel, *Die sprachlose Intelligenz* (Frankfurt a.M. 1968) 71.

tierte²¹. Erst als die politische Stabilität und der wirtschaftliche Wiederaufstieg in Westdeutschland abgeschlossen schienen, bedurfte es der Stützung der westdeutschen Gesellschaft durch dieses Korsett der Orientierung an den Leitbildern der Jahrhundertwende nicht mehr, und die Suche nach neuen, zeitgemäßen Perspektiven und Rollenmustern begann.

In dieser Situation trat die Generation der „45er“ ins Rampenlicht – Helmut Kohl und Hans-Jochen Vogel, Günther Grass und Hans Magnus Enzensberger, Ralf Dahrendorf und Jürgen Habermas, Joachim Fest und Rudolf Augstein, Hans-Ulrich Wehler und die Brüder Hans und Wolfgang J. Mommsen – um nur einige Namen als Beispiele zu erwähnen. Gegen die als „verkrustet“ und unmodern empfundenen politischen und auch kulturellen Verhältnisse in der Bundesrepublik entwickelten sie ein eher an Erfolg und Modernität ausgerichtetes Amerika zu ihrem Leitbild. Unter den Universitätsabsolventen unter ihnen war nicht mehr der deutsche Akademiker, sondern der westlich geprägte Intellektuelle das Leitbild; und nicht wenige von ihnen hatten einen Teil ihres Studiums in den USA oder Großbritannien verbracht. Der von ihnen favorisierte Politikertypus war nicht mehr ein Mann wie Konrad Adenauer, sondern John F. Kennedy oder der diesen in vielem imitierende Willy Brandt. Das Modell der westlichen Demokratie setzte sich in dieser Generation erstmals als Leitbild durch. Das bedeutet nicht, daß tatsächlich eine große Mehrheit nun als Demokraten zu apostrophieren waren; aber der prägende Stil der 1960 gut 30jährigen war eher westlich, prodemokratisch und modern als nationalkonservativ, kulturkritisch oder gar nationalistisch. Die nun immer stärker sichtbar werdenden obrigkeitsstaatlichen Strukturen, die Modernitätsdefizite in Kultur und Gesellschaft sollten durch Reformen verändert werden. Dies geschah weiterhin auf allmähliche und zivile Weise; die bürgerlichen Umgangsformen wurden nicht verletzt.

Als Vertreter dieser Generation kann besonders ausgeprägt und für den nun stattfindenden Wandlungsprozeß außerordentlich einflußreich Ralf Dahrendorf gelten, dessen Buch „Gesellschaft und Demokratie“ die jüngere deutsche Geschichte als Geschichte eines strukturellen Demokratie- und Modernitätsdefizits aufwies. Die deutsche Politik müsse daher auf die Beseitigung dieser Defizite, auf Reform und Demokratisierung setzen, um das Ende des Sonderwegs und die Einpassung in den Entwicklungspfad des Westens nicht nur institutionell und außenpolitisch, sondern auch kulturell und gesellschaftlich ins Werk zu setzen²². Hier wurde ein kühl gezeichnetes Bild der jüngsten deutschen Geschichte entworfen, ohne die apologetischen Tendenzen der nationalstaatlichen Geschichtsschreibung. Nach der institutionellen Demokratisierung und der außenpolitischen Westorientierung nun in einem zweiten Gründungsakt die innere Liberali-

²¹ Zum folgenden s. *Ulrich Herbert*, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: *ders.* (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980 (Göttingen 2002).

²² *Ralf Dahrendorf*, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland (München 1965); vgl. dazu jetzt Dahrendorfs autobiographische Aufzeichnungen: Über Grenzen. Lebenserinnerungen (München 2002).

sierung und Demokratisierung der Gesellschaft nachzuholen, war das hier vertretene Postulat.

Dahrendorfs Buch über Gesellschaft und Demokratie in Deutschland wird im Abstand erkennbar als das Grundbuch des westdeutschen Identitätswandels, der nun, schwerfällig genug und mit mannigfaltigen Abweichungen, in dem Moment begann, als die Kluft zwischen einer entfalteten Industriegesellschaft und den damit immer weniger zu vereinbarenden traditionellen gesellschaftlichen Normen und Lebensweisen, welche die Bundesrepublik in der Ära Adenauer prägten, seit dem Ende der 50er Jahre in den Vordergrund der Wahrnehmung trat und eine an Bedeutung rasch zunehmende öffentliche Diskussion über die Notwendigkeit von Veränderungen und Reformen evozierte. Das galt zum einen für die illusorisch gewordene Wiedervereinigungsoption, die nun allmählich einer Diskussion über Möglichkeiten einer friedlichen Koexistenz mit den osteuropäischen Staaten zu weichen begann. Die Jaspers-Debatte und Fischer-Kontroverse sowie dann vor allem die Spiegel-Affäre markieren weitere wichtige Etappen bei der nun anhebenden öffentlichen Auseinandersetzung um die Grundlagen und das Selbstverständnis der Gesellschaft der Bundesrepublik, in der nun die 45er den Ton angaben. Sie konzentrierten sich zunächst auf den offenkundigen Rückstand Westdeutschlands im Bildungs- und Ausbildungsbereich, auf die Defizite in der Infrastruktur, der Verwaltung und im Rechtswesen. Die daraus resultierende Forderung nach einem Ausgleich dieser Differenzen zog Debatten insbesondere über die gesellschaftlichen, schließlich auch die zivil- und strafrechtlichen Normen der westdeutschen Gesellschaft nach sich – hier standen Bereiche wie die Bedeutung von Religion und Kirchlichkeit im Vordergrund, aber auch und zunehmend Themen wie die Ziele und Formen der Erziehung in den Kindergärten, Schulen und Hochschulen; schließlich die Liberalitätsdefizite in der Gesellschaft generell.

Neben Reformen, westlicher Demokratie und Modernität gewann hierbei die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit zunehmend an Bedeutung. Dazu trugen nicht zuletzt die seit Beginn der 60er Jahre einsetzenden Strafverfahren gegen NS-Täter bei. Dennoch blieben etwa die Historiker dieser Generation bei ihrer Scheu, ja Ablehnung einer auch personell geführten Auseinandersetzung um die Schuld an den Verbrechen der NS-Vergangenheit. Vielmehr wurden die strukturellen, im politischen System liegenden Faktoren herausgestellt, was der an gesellschaftlichen Strukturen und ihrer Reformierung interessierten Generation auch viel mehr entsprach als eine Suche nach individueller Verantwortung und zudem eine direkte Konfrontation mit der Vätergeneration mit sich gebracht hätte²³.

Insgesamt ist die Generation der 45er die, sieht man von den Nazis ab, vermutlich einflußreichste politische Generation des 20. Jahrhunderts, denn sie legte den Grund für die innere Reform und Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft, welche dadurch wiederum so viel Anziehungskraft zu entfalten imstande war, daß

²³ Vgl. *Winfried Schulze* (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus* (Frankfurt a.M. 2000); *Aly, Macht, Geist, Wahn; Etzemüller, Sozialgeschichte.*

das östliche Modell dadurch an Attraktivität bald entscheidend verlor. Innerhalb der Eliten kamen die Angehörigen dieser Generation früh zu Einfluß und Macht und behielten sie dort über viele Jahrzehnte hinweg. Die von ihnen angestoßene Reformpolitik schuf die Positionen, auf die sie schon in ihren Dreißigern einrückten und dort bis zum Ende des Jahrhunderts auch blieben.

Insgesamt ist das Selbstbewußtsein der 45er als politische Generation nicht ganz so ausgeprägt wie das der Kriegsjugendgeneration von 1918. Gleichwohl wird deutlich, daß die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre schon früh zur Erfahrungsinterpretation und zur generationellen Stilisierung führten. Das von hier ausgehende Leitbild der in ihrem Idealismus betrogenen und deshalb gegenüber idealistischer Verausgabung skeptischen, pragmatischen Generation drückte in zugespitzter Weise das Wunschbild der westdeutschen Gesellschaft insgesamt aus und verschob sich mit der wirtschaftlichen und politischen Stabilisierung der Bundesrepublik in eine an Modernität, Westlichkeit und Reform orientierte Richtung, die seit den 50er Jahren dazu beitrug, die Bundesrepublik aus ihrer postwilhelminischen Verkrustung zu befreien.

III.

Die 68er unterscheiden sich von den beiden anderen genannten Gruppen schon dadurch, daß sie keine Kriegsjugend waren. Ihr zentrales Erlebnisfeld während der Heranwachsendenzeit ist auch nicht so leicht zu bestimmen wie das der beiden anderen. Wenn wir als „68er“ die in der Hochphase der Neuen Linken aktive Studentengeneration der mittleren 60er bis zu den mittleren 70er Jahren verstehen, also ziemlich genau die 40er Jahrgänge, dann fällt deren Zeit als Heranwachsende, die von bedeutsamen und langfristig folgenreichen Ereignissen und Entwicklungen geprägt war, in die späten 50er und frühen 60er Jahre. Wenn aber hier die prägenden und die spezifische Generationserfahrung konstituierenden Phasen zu verorten sind – was macht deren eigentümliche Bedeutung aus, daß sie ein derart zugespitztes Generationsgefühl produzierte²⁴?

Wir haben im Zusammenhang mit dem zuvor Behandelten die späten 50er und frühen 60er Jahre als Phase des beginnenden Umbruchs und Wandels beschrieben, in der die Widersprüche zwischen politischer Westorientierung und antiwestlicher Kulturkritik, zwischen institutioneller Demokratisierung und gesellschaftlichem Demokratiepostulat, zwischen wirtschaftlich-technischer Moderne und kulturellem time-lag aufzubrechen begannen, in der auch die NS-Vergangenheit thematisiert und ein umfangreiches Reformprogramm in Gang gebracht wurde.

²⁴ Zu den 68ern vgl. einführend *Heinz Bude*, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948 (Frankfurt a.M. 1995); *Rainer Bieling*, Die Tränen der Revolution. Die 68er zwanzig Jahre danach (Berlin 1988); *Gerd Koenen*, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967- 1977 (Köln 2001); *Ingrid Gilcher-Holtey*, Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA (München 2001); *dies.* (Hrsg.), 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft (Göttingen 1998).

Dies wurde im wesentlichen von den jungen Eliten aus der Generation der 45er und in ausgesprochen modernisierungsbegeisterter, pragmatischer und antiidealistischer, zugleich aber konsequent systemtreuer Manier ins Werk gesetzt. Betrachtet man nun die autobiographischen Schriften der 68er und ihre zeitgenössischen Schriften, so wird schnell deutlich, daß in dieser Phase mehr zu Ende ging als nur eine postdiktatoriale Anpassungsperiode²⁵.

Denn neben den Konfrontationspunkten mit Politik und Kultur der Adenauer-Ära, welche die Generation der in den 40er Jahren Geborenen späteren 68er mit den 10 bis 15 Jahre Älteren zunächst teilten, erwiesen sich die tradierten Formen der in Westdeutschland gepflegten Lebensweisen als zunehmend inkompatibel mit der sich rapide verändernden Welt. Das betraf vor allem Bereiche wie Sexualität und Sittlichkeitsvorstellungen, familiäre und geschlechtliche Leitbilder, Erziehungs- und Gesittungsformen und der gesamte an solchen Elementen verbundene Überbau aus Normen, Gesetzen und Vorschriften.

Dabei handelte es sich allerdings nicht um ein deutsches, sondern um ein internationales Phänomen, wenngleich mit charakteristischen Zeitverschiebungen. Tatsächlich waren die verschiedenen sich herausbildenden Oppositionsbewegungen in den einzelnen Ländern des Westens überaus heterogen, wurden aber zeitgenössisch durchweg als Ausdruck einer gemeinsamen Grundkonstellation wahrgenommen, die sich gegen Obrigkeitsstaat und autoritäre, illiberale Strukturen wendete. So erweisen sich die 60er Jahre jenseits der national spezifischen Faktoren als Dezennium des Umbruchs, in welchem in den am meisten entwickelten westlichen Ländern der Widerspruch zwischen den enormen wirtschaftlichen, technischen und sozialen Wandlungsprozessen einerseits und den – durch den Zweiten Weltkrieg und die Rekonstruktionsphasen womöglich verzögerten – Prozessen der Anpassung der Normen und Lebensweisen an diese Veränderungen andererseits sichtbar wurde. Je schärfer diese Widersprüche auftraten, desto schärfer waren auch die Auseinandersetzungen im Zuge der sich herausbildenden Konfrontation zwischen „Establishment“ und neuen Oppositionsbewegungen. Zugleich aber wurden die Formen und Themen dieser Konfrontation durch die jeweiligen nationalen Spezifika der historischen Entwicklung bestimmt, durch das

²⁵ Nicht repräsentative Auswahl: *Tariq Ali*, *Street Fighting Years – Autobiographie eines 68ers* (Köln 1998); *Horst Baier* (Hrsg.), *Studenten in Opposition* (München 1968); *Michael Baumann*, *Wie alles anfang* (Frankfurt a. M., München 1975); *Gerhard Bauß*, *Die Studentenbewegung der sechziger Jahre in der Bundesrepublik und Westberlin* (Köln 1977); *Klaus-Uwe Benneter* (Hrsg.), *Februar 1968. Tage, die Berlin erschütterten* (Frankfurt a. M. 1968); *Uwe Bergmann* u. a., *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition* (Reinbek 1968); *Peter Brückner*, *Staatsfeinde. Innerstaatliche Feinderklärung in der BRD* (Berlin 1972); *Daniel Cohn-Bendit*, *Wir haben sie so geliebt, die Revolution* (Frankfurt a. M. 1987); *Rudi Dutschke*, *Mein langer Marsch* (Reinbek 1980); *ders.*, *Geschichte ist machbar. Texte über das herrschende Falsche und die Radikalität des Friedens*, hrsg. von *Jürgen Miermeister* (Berlin 1980); *Dieter Kunzelmann*, *Leisten Sie keinen Widerstand! Bilder aus meinem Leben* (Berlin 1998); *Jürgen Miermeister, Jochen Staadt* (Hrsg.), *Provokationen, Die Studenten- und Jugendrevolte in ihren Flugblättern 1965–1971* (Darmstadt 1980); *Christian Zöllner* (Hrsg.), *68 in Erinnerungen* (Kiel 1998).

jeweilige Erbe der Väter – vom Stalinismus über den Gaullismus bis hin zum Amerika der Rassendiskriminierung – als dessen Ausdruck die erstarrten gesellschaftlichen und politischen Ordnungen angesehen wurden²⁶.

Dabei spielte der Faktor „Jugend“ eine zunehmende Rolle. Die oppositionelle Haltung von Jugendlichen gegen überkommene Leitbilder hatte sich schon seit der Jahrhundertwende in spezifischen Formen der Jugendkultur geäußert. Der in den 60er Jahren stattfindende gesellschaftliche und kulturelle Paradigmenwechsel in den westlichen Ländern fand in dem durchgängigen Bezug auf die populäre Jugend- und Protestkultur ein gemeinsames Signet, das ein generationelles Zusammengehörigkeitsgefühl zumindest suggerierte, und in dieser Verbindung von politisch-kultureller Oppositionsbewegung und Jugendkultur liegt vermutlich eines der stärksten Momente der hier zu untersuchenden Entwicklung²⁷. Kennzeichnend ist hierbei, wie die sich herausbildende Jugendkultur die politisch-kulturellen Überzeugungen und Implikationen der Emanzipationsbewegungen der 60er Jahre ausdrückte und zu einer Haltung, einer Mentalität verdichtete, die es den Einzelnen erlaubte, sich den Zielen und Werthaltungen der politischen Reform- und Liberalisierungsbewegung anzuschließen, ohne sich damit je näher beschäftigt zu haben. Die dadurch vermittelte Überzeugung, einen einzigartigen Moment der Geschichte zu erleben und selbst Ausdruck dieses stattfindenden Wandels zu sein, dürfte als eines der stärksten Antriebsmomente der sich daraus entwickelnden generationellen Dynamik verstanden werden.

Zugleich erlebte die sich konstituierende 68er Generation die zunehmend aufbrechenden Widersprüche in der Gesellschaft, das begrenzte Tempo der Reformen und die in den tradierten zivilen Verkehrsformen befangenen 45er als Agenten der Veränderung. Der Unterschied zwischen den oft ja nur durch wenige Jahre unterschiedenen Angehörigen der einen und der anderen politischen Generation bestand daher zunächst auch nicht so sehr in der Analyse der politischen und sozialen Probleme der Gegenwart oder den daraus abgeleiteten Zielsetzungen, sondern in der idealistischen Attitüde der 68er, die sich von dem antiidealistischen und antitotalitären Erfahrungspotential der 45er nicht mehr beeindruckten

²⁶ Vgl. *Carole Fink* u. a. (Hrsg.), 1968: *The World Transformed* (New York 1998); *Etienne Francois* u. a. (Hrsg.), 1968 – ein europäisches Jahr? (Leipzig 1997); *Ronald Fraser*, 1968. *A Student Generation in Revolt. An international Oral History* (London 1988); *Gilcher-Holtey*, 68er Bewegung; *Arthur Marwick*, *The sixties. Cultural revolution in Britain, France, Italy, and the United States, 1958–1974* (Oxford 1998).

²⁷ *Detlef Siegfried*, *Vom Teenager zur Pop-Revolution. Politisierungstendenzen in der westdeutschen Jugendkultur 1959 bis 1968*, in: *Axel Schildt* u. a. (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften* (Hamburg 2000) 582–623; *Thomas Grotum*, *Die Halbstarke. Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre* (Frankfurt a. M. 1994); *Kaspar Maase*, *Bravo Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren* (Hamburg 1992); *Uta G. Poiger*, *Jazz, rock, and rebels. Cold war politics and American culture in a divided Germany* (Berkeley, Calif. 2000); *Jacob Tanner*, „The Times They Are A-Changing“. Zur subkulturellen Dynamik der 68er Bewegungen, in: *Gilcher-Holtey* 1968, 207–223; *James J. Farrell*, *The Spirit of the Sixties. The Making of Post-war Radicalism* (New York 1997).

ließen, sowie in dem Bezug auf die sich ausbreitende Jugendkultur und in dem Bruch der traditionellen Kommunikations- und Verkehrsformen. Das berühmte Gespräch zwischen Günter Gaus und Rudi Dutschke bietet hierzu vielfache Anschauungsbeispiele. Politisch waren die Unterschiede zwischen dem pointiert formulierenden Gaus und dem in seminar-marxistischem Stil wortreich argumentierenden Dutschke gar nicht genau feststellbar. Aber Gaus war schon äußerlich der typische Vertreter der 45er: mit Anzug und Krawatte, ostentativ kühl und rational – demgegenüber Dutschke im Anzug, mit wilder Mähne und noch wilderem Blick in der Tradition des antibürgerlichen Aufrührers. Die pragmatische Konsequenz der gemachten Erfahrungen der 45er mit Idealismus und revolutionärem Gehabe jedoch teilte sich dem Jüngeren nicht mehr mit. Am Ende des Gesprächs stellte Gaus denn auch treffend fest: „Der Unterschied zwischen Ihrer Generation und der Generation der Vierzig- bis Fünfzigjährigen scheint mir darin zu bestehen, daß Sie, die Jüngeren, die aus den vergangenen Jahrzehnten gewonnene Einsicht in die Verbrauchbarkeit der Ideologien nicht besitzen.“²⁸

Die Koalition von Reformern und oppositioneller Jugendbewegung, zwischen 45ern und 68ern, begann dann auch in dem Moment zu zerfallen, als die Jüngeren seit Mitte der 60er Jahre die tradierten Grenzen der Opposition – Rationalität, Systemtreue, Gewaltmonopol des Staates – zu überwinden begannen. Der nun beginnende Radikalisierungsprozeß setzte zunächst die politischen Bestrebungen der 45er fort, wenngleich nun in neuen Formen: nicht mehr als geistreicher Artikel oder als Gesetzentwurf, sondern in Form von Demonstrationen und aus den USA übernommenen neuen Protestformen.

Das aber traf bald auf einen davon überraschten und überforderten Staat und eine Gesellschaft, die weniger den Zielen als den Formen des Protests mit schroffer Ablehnung und Unverständnis gegenübertrat, was sich in nachgerade panischen Abwehrgesten gegenüber dem – zunächst ja ausgesprochen braven – Protest etwa der *West-Berliner Studenten* manifestierte. Diese Reaktionen wiederum schienen nicht nur die Berechtigung der Kritik zu bestätigen, sondern auch bis dahin gar nicht recht wahrgenommene, viel weiter reichende autoritäre und anti-demokratische Traditionen und Strukturen offenzulegen und zugleich die Legitimation für die Radikalisierung des Protestes zu liefern.

Seit der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg durch einen Polizisten im Juni 1967 und dem Anschlag auf Rudi Dutschke ein Jahr später begann sich diese Entwicklung erheblich zu beschleunigen und eine Eigendynamik zu gewinnen, die innerhalb weniger Jahre dazu führte, daß sich Teile der Protestbewegung von ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt entfernten und schließlich am Gegenpol der emanzipatorischen Zielsetzungen ihrer Vorläufer und Anfänge anlangten.

Die dabei zutage tretenden, heute bisweilen absurd anmutenden Radikalisierungen sind gesellschaftlich wohl zutreffend als überschießende Reaktionen auf die tatsächlich bestehenden Liberalitäts- und Modernitätsdefizite zu begreifen, als

²⁸ Zu Protokoll: Günter Gaus im Gespräch mit Rudi Dutschke. Interview (Baden-Baden 1967).

Überdehnungen ins gegenteilige Extrem. Allerdings spielte die Auseinandersetzung mit dem historischen Nationalsozialismus, die bei den meisten 68ern in den 50er und frühen 60er Jahren eine zum Teil enorme, teils in innerfamiliäre Konfrontationen mündende Bedeutung gehabt hatte, nun kaum noch eine Rolle oder nur noch als Legitimations- und Radikalisierungsinstrument zur Infragestellung der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt.

Inwieweit aber befanden sich die 68er bei dieser Entwicklung im Einklang mit einem „latenten Konsens“, der sich in der Gesellschaft herauszubilden begann und den wir als konstitutiv für politische Generationen vermutet hatten? In dem bald eskalierenden Radikalisierungsprozeß eines Teils der 68er waren Elemente eines latenten Konsensus bald nicht mehr zu finden. Insofern sie das vorwiegend technokratische Reformprogramm der 45er aber auf die lebensweltliche Umorientierung ausweiteten, befanden sie sich doch im Einklang mit einer Grundwelle der westdeutschen Gesellschaft. Das erwies sich vor allem in den 70er und 80er Jahren, als sich viele Initiativen der 60er Jahre in Bereichen von Familie, Sexualität und lebensweltlicher Liberalisierung auf breiter Front durchzusetzen begannen.

Kehren wir am Ende zur Ausgangsfrage nach der Reichweite und Aussagekraft der Kategorie der Politischen Generation zurück. Wenn man bedenkt, daß etwa die 68er-Bewegung in Westdeutschland in einem weiten Sinne nicht mehr als 5000 Aktivisten und etwa 30 000 Enthusiasmierte umfaßte, und selbst wenn man davon ausgeht, daß diese von einer vielleicht zehnmal so großen Gruppe von Sympathisanten umgeben waren, so sind damit nicht mehr als 5 bis 10% der demographischen Altersgruppe benannt. Auch unter den Studenten wurden zu den politisch Aktiven im Jahre 1970 nur etwa 15 bis 20% gerechnet. Und doch drückte diese relativ kleine Gruppe der Zeit ihren Stempel auf. Darin kam zum Ausdruck, daß sie einen von einer großen Gruppe der Gesellschaft erspürten gesellschaftlichen Trend explizit machte, zuspitzte und radikalisierte – ein Trend, den wir als latenten, werdenden Konsens bezeichnet haben. Für die Kriegsjugendgeneration war dies die Erfahrung von Krieg und Niederlage, aus der sich ein Trend zur Revanche, zu nationalistischer Emphase, zur Ablehnung von westlicher Demokratie, zu einem Denken in sozialbiologischen Kategorien herausbildete, der von der jungen Generation ins Extreme zugespitzt wurde. Im Falle der 45er war es die Erfahrung des Untergangs einer barbarischen Diktatur, aus der sich eine skeptische Distanz gegenüber idealistischer Emphase und ein Trend zu Pragmatismus, antitotalitärer Ideologieferte und pro-westlicher Orientierung herausbildete, der von dieser jungen Generation seit den späten 50er Jahren zum Durchbruch gebracht wurde.

Für die 68er war es die Erfahrung eben dieses Bruchs der späten 50er und frühen 60er Jahre, der ihre Erfahrung als Jugendliche prägte, ein Verlangen nach einer Erweiterung der institutionellen Demokratie, nach Liberalisierung von gesellschaftlichen Normen und Lebensweisen, aber auch das Bedürfnis nach strikter Distanzierung von der durch Krieg und NS-Diktatur geprägten Generation der Väter, zu denen sie auch persönlich auf Konfrontationskurs gingen. Gesellschaftliche Demokratisierung, Liberalisierung der das Alltagsleben und die Sozialbeziehungen regelnden Normen, kulturelle Verwestlichung und scharfe Ablehnung

von Nationalismus und Nationalsozialismus markieren dabei jenen in den 60er Jahren noch latenten Trend, der sich in den 70er Jahren dann auf breiter Front durchzusetzen begann.

Politische Generationen erweisen sich so als idealtypische Konstruktionen. Die Verbindung zwischen frühem Erlebnis und späterer Entwicklung des Individuums wird nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Generationskohorte als quasi-materialistischem Bestimmungsfaktor bestimmt, sondern durch die Verwandlung des individuellen Erlebnisses in kollektive Erfahrung – durch politische Interpretation und biographische Sinnstiftung. In der Wahrnehmung der Heranwachsenden werden werdende kulturelle Hegemonien aufgespürt, zugespitzt und gesellschaftlich durchgesetzt.

Als Prädestinationskategorie, vergleichbar ethnischer Herkunft, sozialer Schicht oder Geschlecht, ist die Kategorie der Politischen Generation nicht hilfreich. Politische Generationen werden vielmehr als Sinnbild, als Ausdruck werdenden politischen und kulturellen Hegemoniewandels erkennbar. Als solche sind sie geschichtsmächtig und analysierbar.

Hans Mommsen

Generationenkonflikt und politische Entwicklung in der Weimarer Republik

Die Forschung der letzten zwanzig Jahre beweist, daß die Anwendung des Generationsbegriffs zur Erklärung politischer Prozesse und wechselnder ideologischer Gesamtlagen inzwischen zum gewohnten Instrumentarium des Zeithistorikers gehört, wenngleich die begriffliche Präzisierung nicht immer zufrieden stellt, und die analytische Tiefenschärfe dieses Ansatzes begrenzt ist. Versuche, Fragestellungen ähnlicher Art auf frühere Geschichtsepochen zu übertragen, scheitern in der Regel daran, daß serielles biographisches Material nicht zur Verfügung steht, doch ist dies im Hinblick auf die linksliberale Bewegung seit der Revolution von 1848/49 wiederholt versucht worden¹. Daß sich eine starre Einteilung des historischen Prozesses in aufeinander abfolgende Generationen als bloßer Schematismus verbietet, liegt auf der Hand. Hingegen sind kollektive Verhaltensdispositionen innerhalb einzelner Alterskohorten und die Ausbildung eines „eigenen Generationsgedächtnisses“ und einer gleichartigen Mentalität, worauf Jürgen Reulecke unlängst wieder hingewiesen hat², festzumachen. Sie tragen dazu bei, die Entstehung und den Verlauf bestimmter Konfliktlagen zu erklären; sie sind den politischen Akteuren präsent und werden zugleich politisch instrumentalisiert.

Es besteht Klarheit darüber, daß sich der Begriff der Generation einer schematischen Anwendung entzieht und statistisch in der Regel nicht faßbar ist. Intergenerative Spannungen sind beides: Indikator für vollzogene geschichtliche Brüche sowohl in politisch-sozialer wie kultureller Hinsicht. Ausgangspunkt ist die Annahme, daß sich einzelne Alterskohorten nicht zuletzt durch unterschiedliche Sozialisation unterscheiden, die wiederum abweichende Werthorizonte und verändertes Sozialverhalten begründen. Um die Auswirkungen intergenerativer Spannungen auf den politischen Prozeß zu beschreiben, bietet sich eine nähere Betrachtung der inneren Entwicklung der Weimarer Republik an.

¹ S. *Mark Roseman* (Hrsg.), *Generations in Conflict. Youth Revolt and Generation Formation in Germany 1770–1968* (Cambridge 1995).

² S. *Jürgen Reulecke* in diesem Bande sowie *ders.*, *Zornige junge Männer. Jugendprotest als Kennzeichen des 20. Jahrhunderts*, in: *ders.* „Ich möchte einer werden so wie die.“ Männerbünde im 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M. 2001) 22 ff.

Für die Weimarer Republik gilt die Grundannahme, daß sich die politische Einstellung von Angehörigen der Generation, die noch in der Vorkriegszeit aufgewachsen sind und von deren politischen und sozialen Verhaltensmustern geprägt wurden, sich von denjenigen der Alterskohorten unterscheiden, die während des Ersten Weltkrieges und danach heranreiften. So spricht man in der Regel von einer Frontkämpfer- und einer Nachkriegsgeneration. Diese Unterscheidung wäre wenig relevant, würde sie nicht zeitgenössisch eingehend reflektiert und zur Selbstbezeichnung der betreffenden Altersgruppen verwandt worden sein. Insofern haben wir es nicht mit einem willkürlichen historischen Konstrukt zu tun. Detlev Peukert hat darüber hinaus die sogenannte HJ-Generation von der Kriegs- und frühen Nachkriegsgeneration unterschieden³.

In der Nachfolge Karl Mannheims hat insbesondere Ronald Inglehard den Einfluß des Generationswechsels auf politische Partizipations- und Oppositionseinstellungen untersucht⁴: Robert Wohls klassische Untersuchung über „The Generation of 1914“⁵ wandte diese Kategorien vergleichend auf Deutschland, England, Frankreich und Italien an und stellte in allen diesen Ländern deutliche Spannungen zwischen den jüngeren Altersgruppen und den etablierten Eliten fest. Dieses Phänomen war allerdings auf Angehörige der gebildeten Schichten beschränkt.

In Deutschland bestand bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein spürbarer Gegensatz zwischen der älteren und der nachwachsenden Generation, und er beschränkte sich keineswegs auf die bürgerliche Jugendbewegung. Die Erfahrung des Weltkrieges verstärkte ein neues Lebensgefühl, das sich in der Formel des „Aufbruchs“ der jungen Generation in eine neue Gesellschaft niederschlug.

Was zunächst auf die bürgerlichen Bildungsschichten begrenzt war, teilte sich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges den unterschiedlichsten Gruppierungen der Jugend mit und führte allenthalben zu Bestrebungen zu radikalem gesellschaftlichem Umbau, der sich in der Siedlungsbewegung und den Landkommunen niederschlug und Jugendgruppen aller politischen Richtungen erfaßte. Max Hildebert Boehm brachte dieses neue Lebensgefühl in seiner 1919 erschienenen Schrift „Der Ruf der Jungen“ berecht zum Ausdruck⁶.

Die verschiedenen Richtungen der Weimarer Jugendbewegung stimmten in der grundsätzlichen Ablehnung des bürgerlichen 19. Jahrhunderts und dessen als materialistisch denunzierten Lebensformen überein. So formulierte Theodor Geiger, der sich mit als erster mit den Problemen des Generationenkonflikts auseinandergesetzt hat: „Die Jugend aller Bevölkerungsteile hat Gefühl und Begriff der Bür-

³ Vgl. Detlev J. K. Peukert, Alltagsleben und Generationserfahrungen von Jugendlichen in der Zwischenkriegszeit, in: Dieter Dowe (Hrsg.), Jugendprotest und Generationskonflikt in Europa im 20. Jahrhundert (Bonn 1986) 140 ff.

⁴ Ronald Inglehart, The Silent Revolution: Changing Values and Changing Political Styles Among Western Publics (Princeton); ders., The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies, in: The American Political Science Review, vol. 65 (1971) 991 ff.; Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahresshefte für Soziologie 7 (1928) 157–180, 309–350.

⁵ Robert Wohl, The Generation of 1914 (Cambridge Mass. 1979).

⁶ Max Hildebert Boehm, Der Ruf der Jungen (Leipzig 1920).

gerlichkeit schlechthin verloren. Für uns ältere Generation war Bürgerlichkeit noch eine Lebensform, von der wir die Anschauung hatten, auf wenn wir sie für uns ablehnten. . . Für die jüngste Generation liegt die Bürgerlichkeit außer aller Erörterungsbedürfnisse, jenseits jedes Oppositionsinteresses, ja außerhalb der bloßen Kenntnisnahme.“ Während die Jugend des Jahrhundertbeginns noch gegen die Generation ihrer Eltern und deren Lebensform revoltiert habe, scheine „sich die Jugend des zweiten Jahrhundertviertels darauf zu beschränken, daß sie das Absterben des vorangehenden Geschlechts unbeteiligt abwartet“⁷.

Die Wendung gegen die bürgerliche Welt verband sich mit einem verbreiteten Irrationalismus und der Ablehnung liberaler Traditionen. Die Masse der jüngeren Generation wanderte nach rechts aus der Republik. Obwohl sie republikanischen Zielsetzungen folgte, lehnte sie gleichwohl das bestehende Parteiensystem ab und forderte neue Formen politischer Organisation nach dem Vorbild des bündischen Prinzips⁸. Dahinter verbarg sich ein neues Lebensgefühl, das die liberale Vereinsdemokratie als erstarrt empfand. Diese Einstellung fand sich auch bei Jugendlichen, die der politischen Linken zuneigten. Selbst die KPD hatte beträchtliche Mühe, den Kommunistischen Jugendverband, der sich im Revolutionsjahr gegründet hatte, auf die Linie der Partei zu bringen.

Generell wandte sich der politisch engagierte Teil der jüngeren Generation gegen jede Form der Interessenpolitik und verwarf den Parlamentarismus als System eines „politischen Kuhhandels“. Doch wandte sich nur eine Minderheit den Jugendorganisationen der Parteien zu, denen es schwer fiel zu begreifen, daß die Phase bloßer Jugendpflege vorbei war und daß die jüngeren beanspruchten, verantwortlich an der Parteilarbeit beteiligt zu werden. Die in viele Einzelverbände zersplitterte bündische Bewegung lehnte hingegen ein parteipolitisches Engagement ausdrücklich ab und suchte neue Organisationsformen, die an die Stelle des bürgerlichen Vereins traten und vielfach das Führerprinzip propagierten⁹.

Es fehlte nicht an Anstrengungen, die junge Generation für die Weimarer Demokratie zu gewinnen. Namentlich im Lager der DDP gab es bemerkenswerte Anfangserfolge bei der politischen Aktivierung der jüngeren Generation. Aber auch hier zeigte sich die Distanz der jüngeren Generation gegenüber dem parlamentarischen Betrieb. So löste sich ein Teil der Jungdemokraten unter dem Einfluß des freideutschen Flügels von der engen Bindung der Partei, was nach 1923 zu einer Spaltung und schließlich zunehmenden Schwächung der Bewegung führte¹⁰.

⁷ Theodor Geiger, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (Stuttgart 19672) 131.

⁸ S. Ludger Grevelhörster, Organisatorische Entwicklung und Flügelkämpfe in der Demokratischen Jugend von 1919 bis zu ihrem Auseinanderbrechen 1930, in: Wolfgang K. Krabbe (Hrsg.), Politische Jugend in der Weimarer Republik (Bochum 1993) 93 ff., 99.

⁹ Vgl. Larry E. Jones, *Generational Conflict and the Problem of Political Mobilization in the Weimar Republic*, in: Larry E. Jones, James Retallack (Hrsg.), *Elections. Mass Politics and Social Change in Modern Germany. New Perspectives* (Cambridge Mass. 1992) 355 f.

¹⁰ S. Larry E. Jones, *German Liberalism and the Alienation of the Younger Generation in the Weimar Republic*, in: Konrad H. Jarausch, Larry E. Jones (Hrsg.), *In Search for a Liberal*

Nicht weniger schwer tat sich die DVP bei dem Versuch, eine eigene Jugendorganisation aufzubauen. Die Jugendorganisation der DVP blieb in den Händen volksparteilicher Honoratioren und war auch nach der Umbenennung in Hindenburgjugend politisch wenig eigenständig und inaktiv. Es war bezeichnend, daß der stellvertretende Vorsitzende des Reichsjugendausschusses der DVP, Frank Glatzel, der zugleich eine prominente Position im DHV einnahm, in ihm keine Plattform erblickte, um seine Reformvorstellungen in die Praxis umzusetzen. So gründete er im Mai 1929 die Reichsgemeinschaft junger Volksparteiler, von der wichtige Impulse zu einer Neugruppierung der liberalen Mittelparteien ausgingen¹¹.

Auch die deutschnationale Jugendorganisation, die sich seit 1919 Bismarck-Jugend nannte, beeinflusste trotz der von ihr eingenommenen Funktion eines Wächters über die Einhaltung der ideologischen Prinzipien der DNVP deren praktische Politik nur ausnahmsweise und entwickelte sich in Richtung auf einen paramilitärischen Verband. Immerhin verfügte die Bismarck-Jugend 1928 nach eigenen Angaben über 42 000 Mitglieder, doch führte die Spaltung der DNVP 1930 zu einem fühlbaren Rückgang¹².

Für das bürgerliche Lager galt generell, daß die Jugendverbände, bei unterschiedlichem Maß der Gängelung durch die Parteiapparate, in gewisser Spannung zu den älteren Führungsgruppen standen. Initiativen gingen jedoch in der Regel von Zusammenschlüssen jugendlicher Anhänger außerhalb der offiziellen Jugendorganisationen aus, was auch bei der Sozialdemokratie zu beobachten war, die mit der Kritik der Jungsozialisten konfrontiert war, während die Sozialistische Arbeiterjugend sich der Bevormundung der Partei nicht widersetzte.

Die große Mehrheit der bürgerlichen Jugend war nachhaltig von der bündischen Bewegung beeinflusst, die ein parteipolitisches Engagement ablehnte und überwiegend zur rechten Mitte tendierte. Das galt für die Jungdeutsche Jugend, die von der DNVP ins Leben gerufen worden war, und noch ausgeprägter für den Jungstahlhelm und die Jugendorganisation des Jungdeutschen Ordens, die paramilitärische Züge annahmen¹³. Für sie wie für die anderen Repräsentanten der Jugendverbände der bürgerlichen Parteien war der Mythos von der Erneuerung der Nation aus der Niederlage heraus, somit die Illusion eines umfassenden nationalen Aufbruchs, prägende politische Erwartungshaltung. Sie tendierten daher überwiegend zu neokonservativen Ideengängen, die durch die Abwendung vom Prinzip der liberalen Öffentlichkeit und den ihr entsprechenden Formen politischer Organisation gekennzeichnet waren¹⁴.

Germany. Studies in the History of German Liberalism from 1789 to the Present (New York 1990) 291 ff.

¹¹ S. *Wolfgang Krabbe*, Die gescheiterte Zukunft der Ersten Republik. Jugendorganisationen bürgerlicher Parteien im Weimarer Staat (1918–1933) (Opladen 1995) 156 ff.

¹² Ebd. 184, 189 f.

¹³ Ebd. 177 ff.

¹⁴ Vgl. *Joachim Petzold*, Wegbereiter des deutschen Faschismus. Die Jungkonservativen in der Weimarer Republik (Köln 1978) 96 f.; *Stefan Breuer*, Anatomie der konservativen Revolution (Darmstadt 1993) 33.

Es gehörte zu den Grundschwächen des Weimarer politischen Systems, daß es ihm nicht gelang, die Vertreter der jüngeren Generation zu integrieren. Dies schlug sich auch in der Ossifikationstendenz bei den politischen Eliten nieder, die Josef Goebbels zu dem verächtlichen Epitheton der „Republik der Greise“ inspirierte¹⁵. Für die ja nach der Revolution nur wenig gewandelten Parteien der Kaiserzeit war es charakteristisch, daß sie sich entschieden für die Organisation der Parteijugend einsetzten, ihr aber alle politische Mündigkeit absprachen und eine aktive Beteiligung an der innerparteilichen Willensbildung verwehrten¹⁶. Diese aus der wilhelminischen Zeit nachwirkende altväterliche Mentalität stand in unüberbrückbarem Widerspruch zu dem Anspruch der jungen Generation, die in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges gefochten hatte, angemessenes Gehör zu finden.

Die bittere Kritik Theodor Haubachs, daß in der Republik „eine Absperrungskette zwischen den politischen Körperschaften und der Jugend“ gezogen sei¹⁷, schloß die Sozialdemokratie ein, die sich schwer tat, die Jungsozialisten als ernsthaften Partner anzusehen, und sie mit größtem Mißtrauen betrachtete. Der Versuch, die Jungsozialisten wegen ihrer Oppositionshaltung zu entpolitisieren, um schließlich den Verband der Jungsozialisten förmlich aufzulösen, führte dazu, daß sich der größte Teil von ihnen nach dem Leipziger Parteitag von 1931, der doch der Gewinnung der Jugend hatte dienen sollen, der SAPD anschloß¹⁸. Auch der eher zum rechten Flügel tendierende Hofgeismarkreis, der starke Impulse von der Jugendbewegung aufgenommen hatte, blieb in der SPD weitgehend isoliert. Die schwachen Versuche von 1932, die Jugend für die Partei zurückzugewinnen, für die nicht zuletzt Carlo Mierendorff und Theodor Haubach standen, konnten die langfristige Vernachlässigung der jungen Generation nicht wettmachen¹⁹.

Das galt auch für die bürgerlichen Mittelparteien, denen es kaum gelang, die sich formierenden Zusammenschlüsse von Jüngeren in die politische Arbeit einzubinden. So sprach der Führer des Jungnationalen Bundes Heinz Dähnhardt, der später zu den Volkskonservativen ging, vom „Gefühl des Zurückgesetztseins auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens“ und kritisierte mit gutem Grund die Chancenlosigkeit, in die repräsentativen Körperschaften gewählt zu werden; eine ganze Generation werde dadurch „von ihren Vätern politisch enterbt“. 1928

¹⁵ *Joseph Goebbels*, Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen (Zwickau 1926) 5 ff.

¹⁶ Charakteristisch war die Haltung der SPD zur Parteijugend; vgl. *Hans Mommsen*, Die Sozialdemokratie in der Defensive: Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: *ders.*, Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei (Frankfurt a. M. 1974) 125 ff.

¹⁷ *Theodor Haubach*, in: Neue Blätter für den Sozialismus I (1930) 301; vgl. *ders.*, Die Generationenfrage und der Sozialismus. Soziologische Studien zur Politik, Wirtschaft und Kultur der Gegenwart, Alfred Weber gewidmet (Berlin 1930).

¹⁸ Vgl. *Mommsen*, Sozialdemokratie in der Defensive 126 ff.

¹⁹ *Martin Martiny*, Sozialdemokratie und Junge Generation am Ende der Weimarer Republik, in: *Wolfgang Luthardt* (Hrsg.), Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung, Bd. 2 (Frankfurt a. M. 1974) 123 ff.

schrieb er in der für die Freideutsche Jugend repräsentativen Zeitschrift „Der Zwiespruch“, daß „nicht nur die Jugendbewegung, sondern die junge Generation überhaupt im politischen Leben unseres Volkes heute so gut wie einflußlos“ sei²⁰.

Daß das weithin zutraf, spiegelte sich nicht zuletzt in der geringen Zahl parlamentarischer Mandate, die den Vertretern der Parteijugend eingeräumt wurden. Erst als die Krise des Weimarer Parteiensystems unabweisbar war, gab es allenthalben Bestrebungen, jüngere Funktionäre in die Parteiführungsgremien zu delegieren und in die parlamentarischen Vertretungskörperschaften aufzunehmen²¹. Das vermochte den verhängnisvollen Trend zugunsten der NSDAP in den Septemberwahlen von 1930 nicht aufzuhalten, der nicht zuletzt dem hohen Anteil von Jungwählern zuzuschreiben war, die für die extremen Parteien stimmten²².

In den gleichen Zusammenhang muß die Spannung zwischen der jüngeren Anhängererschaft und den angestammten Kadern der Zentrumspartei eingeordnet werden. 1926 entstand eine erste innerparteiliche Krise, als sich herausstellte, daß die Windhorstbünde trotz der Vermittlungsbemühungen Heinrich Krones nicht bereit waren, auf die offizielle Parole der Partei einzuschwenken, die den von der SPD und KPD initiierten Volksentscheid für die Fürstenenteignung von 1926 als das Werk gottloser Bolschewisten hinstellte und nichts dagegen unternahm, die antisemitischen Schlagworte, die namentlich seitens des bayerischen Episkopats in die Debatte geworfen wurden, zu unterbinden (wenn man von der isolierten Haltung Konrad Adenauers einmal absieht)²³. Der in Berlin spontan gebildete „Reichsausschuß der katholischen Jugend zum Schutze des 7. Gebotes gegen die Fürsten“, der sich für den Volksentscheid aussprach und gegen dessen Ablehnung durch die katholische Bischofskonferenz wandte, fand breite Resonanz unter der Zentrumsjugend²⁴. Der in den Reichstagswahlen seit 1928 hervortretende Wahlboykott durch die Jungwähler bzw. deren Abwanderung zur Vitus Heller-Bewegung (Christlich-Soziale Reichspartei) konnte durch die Verstärkung der konfessionellen Ausrichtung der Zentrumspartei unter Prälat Kaas in gewissem Umfang überwunden werden, aber es war nach allem nicht verwunderlich, daß viele der jüngeren Zentrumsanhänger das Alternativangebot der radikalen Vitus Heller-Bewegung, das sich gegen den politischen Katholizismus richtete, positiv aufnahmen²⁵. Indessen kam der jüngere Zentrumsflügel, der sich zugleich für die Interessen der Arbeiterschaft einsetzte, angesichts der Wahl von Prälat Ludwig Kaas nicht zum Zuge.

²⁰ Der Zwiespruch 10 (1928) 193; zit. nach *Krabbe*, Parteijugend in der Weimarer Republik 60.

²¹ *Krabbe*, Gescheiterte Zukunft 308 ff.

²² Vgl. *Jürgen Falter*, Hitlers Wähler (München 1991) 69 f.

²³ S. *Krabbe*, Parteijugend in der Weimarer Republik 51 f.

²⁴ Ebd. 52; ausführlich *Krabbe*, Die gescheiterte Zukunft der Ersten Republik 261 f., 265 f.; vgl. *Ulrich Schüren*, Der Volksentscheid zur Fürstenenteignung 1926 (Düsseldorf 1978) 210, 220.

²⁵ S. auch *Franz Focke*, Sozialismus aus christlicher Verantwortung: Die Idee eines christlichen Sozialismus in der katholischen Bewegung (Wuppertal 1978) 133.

Von besonderem Interesse sind die Bestrebungen jüngerer Partei- und Verbandsfunktionäre im bürgerlichen Lager, den ausgeprägten reaktionären, pro-wilhelminischen Kurs der DNVP unter Alfred Hugenberg zu beenden. In der Tat war der größere Teil der Wähler schwerlich mit Lobeshymnen auf die wilhelminische Zeit politisch zu gewinnen, und es mutet grotesk an, daß die DNVP bei den Reichstagswahlen vom Mai 1928 den greisen Großadmiral Alfred von Tirpitz als Wahlkampfbzugpferd aufstellte, obwohl sich nur ein geringer Teil der deutschen Bevölkerung an dessen Rolle bei der Flottenpolitik des Kaiserreiches erinnern konnte.

Der Versuch Walter Lambachs und einer Gruppe jüngerer Deutschnationaler, eine Modernisierung der DNVP-Programmatik durchzusetzen und dem autoritären Führungsstil Alfred Hugenbergs, der selbst ein Repräsentant der Kaiserzeit war, entgegenzutreten, löste die Abspaltung des gemäßigten Flügels aus und bewirkte die Gründung der Volkskonservativen Vereinigung unter Graf Westarp²⁶. Der Hintergrund der sogenannten Lambach-Revolte bestand in der Einsicht, daß mit der bloß rückwärts gerichteten Politik Hugenbergs die Entfremdung der nachwachsenden Generationen schwerlich überwunden werden konnte. Lambach machte dies ausdrücklich an der Frage des Monarchismus fest, gerade weil sie keine unmittelbare Aktualität besaß, um an dieser das Einschwenken auf eine Anerkennung der Republik zu dokumentieren. In seinem berühmten gewordenen Monarchismus-Artikel²⁷ begründete er seinen Standpunkt mit dem Argument, die Jugend wolle handeln und lasse sich nicht mit derartigen Utopien verträsten.

Von kaum geringerem Interesse sind die von den jüngeren Kadern getragenen Bestrebungen im Lager von DVP und DDP, zu einer Erneuerung der liberalen Bewegung zu gelangen und die jüngere Generation politisch zu integrieren. Bemühungen in diese Richtung gingen zunächst von dem Stresemann-Flügel der DVP aus und besaßen die ausdrückliche Billigung des Reichsaußenministers, dessen jähher Tod dann auch einen empfindlichen Rückschlag für die Reformbemühungen bedeutete²⁸.

Stellvertretend sei der von Theodor Eschenburg ins Leben gerufene Bund der „Quiriten“ genannt, der sich, wie er an Hermann Dietrich schrieb, zum Ziel setzte, „eine Fühlungnahme zwischen der gegenwärtig führenden Generation und der jungen“ ins Leben zu rufen, „um die bestehende Kluft zu überbrücken und so zu einem bescheidenen Teil an der Schaffung einer politischen Gesellschaft Deutschlands“, damit einer republikanischen politischen Kultur beizutragen²⁹. Ähnliche Tendenzen verfochten der Bund der Jungakademiker unter der Führung

²⁶ S. *Heidrun Holzbach*, Das „System Hugenberg“. Die Organisation bürgerlicher Sammelpolitik vor dem Aufstieg der NSDAP (Stuttgart 1981) 220 ff.

²⁷ S. *Walter Lambach*, Monarchismus, in: *Politische Wochenschrift* 4 (1928) 495 ff.

²⁸ S. *Larry E. Jones*, Liberalism and the Challenge of the Younger Generation. The Young Liberal Struggle for a Reform of the Weimar Party System, in: *Krabbe*, *Politische Jugend* 110.

²⁹ Ebd. 111.

Alfred Webers, die von Rochus von Rheinbaben gegründete „Front 1929“ in Berlin oder der „Bund zur Erneuerung des politischen Lebens“³⁰.

Von der Seite des liberalen DVP-Flügels suchte Frank Glatzel mit der Schaffung der „Reichsgemeinschaft junger Volksparteiler“ den Bestrebungen zur Schaffung einer breiten Partei der nationalen Erneuerung, deren Nukleus in der „Volksnationalen Reichsvereinigung“ bestehen sollte, zu Hilfe zu kommen³¹. Die Initiative Frank Gatzels, des Führers der Reichsgemeinschaft, eine neue Mittelpartei, die Teile der DNVP einschloß, ins Leben zu rufen, scheiterte schon vor den Septemberwahlen 1930 auf der ganzen Linie und führte schließlich nur zur Zession der Volkskonservativen von der DNVP unter Alfred Hugenberg. Angesichts der Rückwärtsgewandtheit der DNVP-Politik zielte die Aktion des Treviranus-Flügels nicht zuletzt darauf ab, die jüngere Generation für die neue Partei zu gewinnen. Die Deutsche Staatspartei hatte sich dem gleichen Ziel verschrieben³². Auch das „Jungdeutsche Manifest“ Artur Mahrauns zielte auf einen „Zusammenschluß der jungnationalen Kräfte zur Rettung der Republik“³³.

Doch scheiterten diese Bemühungen nicht zuletzt am Widerstand der nach Stresemanns Tod unter dem Einfluß von Ernst Scholz stehenden DVP, die ein Zusammengehen mit der DDP ablehnte. Die Zersplitterung der linksbürgerlichen Parteien und die fortschreitende Erosion des Liberalismus schwächten notwendig auch die politischen Jugendverbände, die zahlenmäßig immer mehr zusammenschumpften, während sie mit Sorge den Zulauf betrachteten, den vor allem die NSDAP, in geringerem Maße die KPD, von Angehörigen der jungen Generation verzeichnen konnten³⁴.

Bekanntlich sind diese von der jungen Generation vorangetragenen Ansätze zur Bildung einer breiten nationalen Mittelpartei, die mit der Gründung der Deutschen Staatspartei intendiert war, auf der ganzen Linie gescheitert. Gewiß spielten dabei innere Gegensätze im liberalen Lager und dessen notorische Schwäche infolge der eskalierenden interessenpolitischen Zersplitterung eine wesentliche Rolle. Die Bestrebungen, mit einer Verjüngung des politischen Personals zugleich zu einer Modernisierung des politischen Systems zu gelangen, hätten, wären sie erfolgreich gewesen, das Absinken der Weimarer Republik in die Herrschaft eines hemmungslosen politischen Irrationalismus verhindern und zu einer Stabilisierung des politischen Systems führen können, wenngleich unter konservativem Vorzeichen. Es liegt vielleicht ein Moment der Tragik darin, daß die Chance zur Verjüngung der politischen Klasse trotz mancher Initiativen letztlich ungenützt blieb. Die Verschärfung der innenpolitischen Lage unter dem Druck

³⁰ S. *Krabbe*, Partei Jugend in der Weimarer Republik, ebd. 56 und 64 ff.

³¹ Ebd. 59 f. sowie *Larry E. Jones*, German Liberalism and the Alienation of the Younger Generation in the Weimar Republic, in: *Konrad H. Jarausch, ders.* (Hrsg.), In Search of a Liberal Germany (New York 1990) 287–321.

³² S. *Jones*, Generational Conflict 362 ff.

³³ *Artur Mahraun*, Das Jungdeutsche Manifest (Berlin 1927) 87.

³⁴ S. *Michael Kater*, Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985) 217 ff.

der sich ankündigenden ökonomischen Krise blockierte einen konstruktiven und im Rahmen der Verfassung bleibenden Systemumbau. Dazu trug der Sachverhalt bei, daß der Zeitraum für einen Generationswechsel in der politischen Klasse zu kurz bemessen war, um das innenpolitische Revirement, das sich 1927/28 innerhalb des bürgerlichen Parteienspektrums ankündigte, erfolgreich durchzuführen.

Statt dessen kam es zum Abdriften der jüngeren aktiven Kräfte entweder zur KPD und ihren abgesplitterten Organisationen oder zur NSDAP, die von der Erosion des bürgerlich-liberalen Lagers, die sich in diesen Jahren vollzog, entscheidend profitierte. Die NSDAP instrumentalisierte den seit den frühen 20er Jahren politisierten Jugendbegriff und attackierte die politische Klasse der Republik als überholt. Gregor Strasser betonte, „dass diese Köpfe die alten sind, die sie waren, vor Krieg und Revolution, vor Erschütterung und neuem Aufbruch“³⁵; die Propaganda der Partei mobilisierte unter der maßgeblichen Mitwirkung von Josef Goebbels den Mythos der nationalen Erneuerung für die NS-Bewegung. Die NSDAP konnte dabei insofern eine gewisse Glaubwürdigkeit beanspruchen, als sie, im Unterschied zur SPD und den Parteien der bürgerlichen Mitte, sowohl was die Wähler wie die Mitgliedschaft anging, eine ungewöhnlich junge Partei darstellte, in welcher die Altersgruppe zwischen 22 und 24 Jahren den bei weitem stärksten Anteil an der Mitgliedschaft besaß³⁶. Ähnliches galt im übrigen auch für die KPD, der es in den letzten Jahren der Republik gelang, eine große Zahl der arbeitslosen Jugendlichen und Jungarbeiter für sich zu mobilisieren. Andererseits blieb die HJ unter der Führung Baldur von Schirachs, verglichen mit der Stärke der freien Jugendverbände, zahlenmäßig zunächst unbedeutend, was erst durch den Übergang zur Staatsjugend verdeckt werden konnte³⁷.

Die Jungdeutschen ebenso wie die Jugendbewegung hatte dieser Abwendung vom parlamentarischen System vorgearbeitet und den Mythos genährt, daß an die Stelle des bestehenden Staates eine von der jungen Generation getragene politisch-bündische Struktur treten würde, mittels derer die verhaßte Parteienherrschaft, aber auch das Absinken in materialistische Interessenpolitik unterbunden werden sollten³⁸. Das 1921 von dem Freideutschen Harald Schultz-Hencke ausgegebene Stichwort von der „Überwindung der Parteien durch die Jugend“ war Gemeingut der politisch sensibilisierten jüngeren Generation im bürgerlichen Lager. „Die Partei der Zukunft“, hieß es in Schultz-Henckes Pamphlet, werde „alle diejenigen

³⁵ Gregor Strasser, Macht Platz, ihr Alten!, in: *ders.*, Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Nationalsozialisten (München 1932) 171.

³⁶ Michael H. Kater, The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919–1945 (Oxford 1983) 141 ff.

³⁷ Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner (München 1990).

³⁸ Vgl. Jones, Generational Conflict 369.

verbinden, die schon heute eines Fühlens sind, die das Ganze, nicht sich selbst“ wollen³⁹.

Die Idee einer Regenerierung der Nation durch den Zusammenschluß der jungen Generation wurde seit 1928 insbesondere von Hans Zehrer, dem Herausgeber der einflußreichen Monatsschrift „Die Tat“, nachdrücklich vertreten. Unter der Parole „Achtung junge Front! Draußen bleiben!“ wollte er 1929 den Zusammenbruch des Parteiensystems – die Erosion der bürgerlichen Mittelparteien schien eine solche Perspektive zu erlauben – abwarten, um dann unter der Führung der Nachkriegsgeneration eine „Dritte Front“ zu bilden⁴⁰.

Eine Zeitlang konnten Intellektuelle wie Zehrer oder Ernst Günter Gründel⁴¹ der Illusion erliegen, die NSDAP sei der Vorbote dieser Umstrukturierung. Auch der Ideologe Franz von Papens, Walter Schotte, propagierte Vorstellungen dieser Art und prognostizierte in seiner einflußreichen Broschüre „Der neue Staat“, die NSDAP werde sich, wenn der Kampf gegen die Linksparteien geschlagen sei, zu einem der Führerauslese dienenden Orden zurückentwickeln⁴², und die Erwartung einer allgemeinen „Parteiendämmerung“ war für das Personal der späten Präsidialkabinette charakteristisch⁴³. Zehrer erblickte in der NSDAP nur eine Übergangsstufe bis zur Zerschlagung der Linksparteien und erwartete die Heraufkunft einer „Dritten Front“ der jungen Generation für die 40er Jahre⁴⁴. Auch Edgar Jung verschrieb sich diesen Illusionen, bis es zu spät war und er den Versuch, das Ruder herumzuwerfen, mit seinem Tode am 30. Juni 1934 bezahlte⁴⁵.

Trotz klarer Unterschiede zum Nationalsozialismus haben die neokonservativen Intellektuellen, aber auch Teile der freideutschen Bewegung, dem Nationalsozialismus vorgearbeitet, indem sie den Sinn für rationale Politik, die stets mit Interessenwahrnehmung verknüpft ist, verdunkelten und dem Mythos des nationalen Aufbruchs Nachdruck verschafften, den dann Goebbels so erfolgreich für die propagandistische Überhöhung der nationalsozialistischen Machtergreifung ausnützen konnte. Die Kulturrevolution, die etwa das von der „Deutschen Jungenschaft vom 1.11.1929“ herkommende „Graue Korps“ propagierte⁴⁶, und die

³⁹ *Harald Schultz-Hencke*, Die Überwindung der Parteien durch die Jugend, in: *Werner Kindt* (Hrsg.), Grundschriften der deutschen Jugendbewegung (Düsseldorf 1963) 354.

⁴⁰ *Die Tat*, Bd. 21 (1929) 925 ff. Vgl. *Klaus Fritzsche*, Politische Romantik und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des „Tat“-Kreises (Frankfurt a. M. 1976).

⁴¹ *S. Ernst Günter Gründel*, Die Sendung der jungen Generation (München 1932) 70 ff.

⁴² *Walter Schotte*, Der Neue Staat (Berlin 1928) 146 f.

⁴³ Symptomatisch war die von *Cuno Graf Westarp* verfaßte Broschüre: Am Grabe der Parteiherrschaft. Bilanz des deutschen Parlamentarismus von 1918–1932 (Berlin o.J. (1932)) vor allem 127 ff.

⁴⁴ Vgl. *Hans Mommsen*, Regierung ohne Parteien. Konservative Pläne zum Verfassungsumbau am Ende der Weimarer Republik, in: *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen (München 1992) 6 ff.

⁴⁵ Vgl. *Bernhard Jenschke*, Zur Kritik der konservativ-revolutionären Ideologie in der Weimarer Republik. Weltanschauung und Politik bei Edgar Julius Jung (München 1971) 167.

⁴⁶ *Alfred Schmidt*, Erfüllte Zeit. Schriften zur Jugendbewegung (Altdorf, Uri 1978); vgl.

Vision der Überwindung des Gegensatzes von Geist und Macht sind extreme, aber auch wieder typische Beispiele für die sich hier abzeichnende „Zerstörung der Vernunft“⁴⁷.

Man kann einwenden, daß die Zuordnung dieser Vorgänge im Parteienfeld der Weimarer Republik zum Generationenkonflikt nicht frei von arbiträren Elementen ist, und es wäre sicher verfehlt, in jedem einzelnen Fall unmittelbare Korrelationen zwischen Lebensalter und politischer Einstellung annehmen zu wollen. Aber es ist unverkennbar, daß die nicht mehr in den wilhelminischen Traditionen wurzelnden Alterskohorten zu grundlegenden konzeptionellen Neuerungen neigten und daß die 1918 aufbrechende antibürgerliche und antimaterialistische Werthaltung der Jüngeren in nahezu allen politischen Lagern anzutreffen war.

Die Übernahme der Begriffe „jung“ und „Jugend“ in die politische Terminologie der Weimarer Jahre ist ein Indikator dafür, daß dieser „Generationslagerung“ (Karl Mannheim) ein Bewußtsein entsprach, sich aus den überkommenen Wert- und Handlungskriterien zu lösen und die Zeit vor 1914 nicht länger zum generellen Wertmaßstab zu machen, wie dies für die traditionelle politische Führungsschicht galt. Dies fand ebenfalls Anwendung auf wirtschafts- und sozialpolitische Fragen, indem die Tarifparteien sich jeweils an den Daten der Vorkriegszeit orientierten, ob es sich um die Exportziffern oder die Lohnhöhe handelte.

Zugleich bedarf die generell festzustellende Ossifikationstendenz in der Weimarer Republik einer Erklärung. Im kulturellen und künstlerischen Bereich galt das nicht, vielmehr stellten die „goldenen 20er Jahre“ eine extreme Innovationsphase dar, die von Angehörigen der jungen Generation getragen war. Die ausgeprägte Versäulung von Parteien, Interessengruppen und öffentlicher Verwaltung hatte unter dem Burgfrieden eingesetzt und verstärkte die Abschließung der Funktionselite von der jüngeren Generation. Auch die relative wirtschaftliche Stagnation, die dadurch verschärft wurde, daß sich die neuen Industrien gegen die mit der Großlandwirtschaft verbundene Schwerindustrie nicht durchsetzen konnten und die überfällige Umorientierung von den herkömmlichen Grundstoffindustrien zur Verbrauchsgüterindustrie unterblieb, hatte damit zu tun.

Die ökonomische Stagnation und die mit ihr verbundene strukturelle Arbeitslosigkeit verhinderten einen harmonischen Übergang zwischen den Alterskohorten, zumal die demographische Entwicklung seit der Jahrhundertwende den Anteil der jüngeren Jahrgänge deutlich anschwellen ließ⁴⁸. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die erst 1921 erreichte relative Stabilität der Republik schon am Anfang der 30er Jahre einer neuerlichen Dauerkrise Platz machte. Erst nach 1933 setzte sich der vom NS-Regime eingeleitete Elitenwechsel eindeutig zugunsten

Armin Mohler, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932* (Darmstadt 1972) 155 ff.

⁴⁷ Ungewöhnlich visionär war *Georgs Lukács*, *Die Zerstörung der Vernunft*. Neuauflage, 3 Bde. (Neuwied 1974).

⁴⁸ S. Kater, *The Nazi Party* 141 f.

der jungen Generation durch, was die Zustimmung wachsender Anteile der Bevölkerung zum NS-Regime erklären hilft.

Sicherlich gab es auch pro-republikanische Impulse, die von der jüngeren Generation vorangetragen waren und, wie die Kinderrepubliken zeigen, in der kurzen prosperierenden Phase der Republik seit dem Dawes-Plan Popularität erlangten. Bekanntlich gelang es der NSDAP nur sehr schwer, die Vertreter der Jugendbewegung in die HJ zu integrieren. Einzelne HJ-Gauorganisationen wurden schließlich aufgelöst, da sie von ehemaligen Wandervögeln unterwandert waren⁴⁹. Desgleichen bestanden Verbindungslinien zum Widerstand, wie die Aktion der „Weißen Rose“ eindrücklich zeigt⁵⁰. Auch bei der sozialistischen Linken waren es nachgerade die jugendlichen Kader, die nach 1933 den Weg zum aktiven Widerstand fanden. Gleichwohl ist der Tatbestand, daß die junge Generation aus der Weimarer Republik ausgewandert war, der NSDAP direkt und indirekt zugute gekommen⁵¹.

⁴⁹ Vgl. *Reulecke*, Männerbünde 141 ff.

⁵⁰ Vgl. *Hans Mommsen*, Der deutsche Widerstand gegen Hitler und die Wiederherstellung der Grundlagen der Politik, in: *Die Weiße Rose und das Erbe des deutschen Widerstandes* (München 1993) 189 215.

⁵¹ *Jürgen Reulecke*, Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?, in: *ders.*, Männerbünde 161 ff.

Bernd A. Rusinek

Krieg als Sehnsucht* Militärischer Stil und „junge Generation“ in der Weimarer Republik

Auf dem Leipziger SPD-Parteitag 1931, dem letzten vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, wurde intensiv über die Jugend und ihre politische Einstellung debattiert. Ein Redner rief voller Resignation: „*Nie wieder Krieg!* Das macht auf die Jugend nur einen geringen Eindruck.“¹ Die SPD hatte vor dem Kriegskult und der Kriegssehnsucht der Jugend kapituliert. Das Eingeständnis, daß die ‚Jugend‘ Krieg *wolle* und der SPD in Scharen davonlief, war für die Sozialdemokratie um so deprimierender, als die Partei ja im Kampf gegen den Militärdienst in der Wilhelminischen Ära politisch gewachsen war. August Bebel's antimilitaristischer Impuls, auch lebensgeschichtlich bedingt, war stets ebenso stark gewesen wie sein antikapitalistischer.

Darin, daß die männliche junge Generation in der Weimarer Republik zumindest seit 1928 von einem rückwärts- und vorwärtsgewandten, der Republik aber nie zugewandten Bellizismus geprägt war, stimmten fast alle zeitgenössischen Jugendbeobachter im Sinne eines unbezweifelten generationellen Gesamtdatums überein. Gegen Ende der Republik marschierte nach diesen Zeugnissen männliche Jugend aller politischen, weltanschaulichen und religiösen Richtungen, uniformierte sich, richtete Lager ein und empfand das „Stehen und Marschieren in Reih und Glied als Ausdruck ihres stärksten Lebensgefühls“, wie ein Beobachter 1932 festhielt². In der Tat stellte der rechtsradikale Teil der marschierenden Jugend dem Nationalsozialismus der „Kampfzeit“ die stärksten Bataillone und trug als kriegsgerische Jugendgeneration unter dem Etikett des Generationskonflikts zur „Machtergreifung“ bei. Solches rechtsradikales Agieren war vom Dauerbezug auf den Ersten Weltkrieg geprägt.

Dieses kriegsfixierte Jugendgeschehen wird im folgenden in drei Schritten untersucht: *Erstens* werden grundsätzliche Überlegungen zu „Generation“ und

* Es wurde versucht, den Vortragscharakter der Ausführungen beizubehalten. Das gilt auch für die bei dieser Präsentationsform vertretbaren Pointierungen.

¹ Aus der Aussprache nach *Erich Ollenhauers* Referat „Partei und Jugend“ auf dem SPD-Parteitag 1931 in Leipzig (Protokoll, Berlin 1931) 216.

² Zit. nach *Michael Mitterauer*, Sozialgeschichte der Jugend (Frankfurt a.M. 1986) 226.

„Generationskonflikt“ als heuristischen Kategorien der Geschichtswissenschaft angestellt; *zweitens* wird für die Betrachtungszeit die Phänomen-Ebene in den Blick genommen; *drittens* folgen einige an den ersten Teil anknüpfende analytische Bemerkungen.

I.

Die Kategorie „Generation“ gehörte weder zum Instrumentarium der politikorientierten noch zu dem der sie ablösenden sozialwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft; für jene kam „Generation“ und speziell „junge Generation“ als Kategorie nicht in Frage, weil zu sehr auf politische Akteure geblickt wurde, für diese nicht, weil sie zu weich und mit ökonomie-fixierten Untersuchungen schwer greifbar scheint oder sozioökonomische Grundannahmen im Hinblick auf deren mentale Auswirkungen sogar widerlegen kann. Wer sich mit Generationen als Akteurskollektiven befaßt, fragt nicht in erster Linie nach Knappheit und der Ausdifferenzierung der Gewerkschaftsorganisation, sondern nach Einstellungen und Mentalitäten sowie – bei Untersuchungen über das 20. Jahrhundert – nach medialen Einflußgrößen, die auf Generationen und damit auf den Geschichtsprozeß eingewirkt haben.

Aber da die in einem Zeitalter vorwaltenden „Ideen“ ein Hauptthema des Historismus gewesen sind, war bereits diesen Historikern das Phänomen der Generationen selbstverständlich bewußt. So antwortete Leopold von Ranke 1873 auf die Frage, ob es möglich sei, „politische Stimmungen generationenweise zur Anschauung zu bringen“, dieses sei eines der wichtigsten Probleme; allemal herrsche „in einer Generation eine Idee vor“; es sei aber nicht immer zu bestimmen, ob solche „Ideen“ mehr von einzelnen Individuen *ausgegangen* seien oder dieselben *von außen* kamen³. Hiermit ist ein wichtiges, noch heute nicht befriedigend gelöstes Problem bezeichnet. ‚Generation‘, so können wir schließen, lag als Kategorie bereit, wurde aber in der Geschichtswissenschaft kaum verwendet. Dabei wurde das Jugend-Generationsthema bereits im 18. Jahrhundert von Herder aufgebracht, der von „Vergreisung“ sprach, wenn er herrschende Strömungen geißelte⁴; es erhielt durch den „Sturm und Drang“ ebensolchen Auftrieb wie – eine Generation später – durch die Freiheitskriege und anschließend durch die 1848er Revolutionen. In der Geistesgeschichte war es Auguste Comte, der 1849 im vierten Teil des „Cours de Philosophie Positive“ erstmals systematisch die Generationen-Abfolge als Motor des Fortschritts betrachtete – ohne sich der *Gefahren* bewußt zu sein, die Generationenkonflikte für Gesellschaften bedeuten können. Diese *Gefahren*

³ Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert, zweiter Teil: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht (Berlin 1891). Darin, S. 137, Fn. 1, gibt der Autor Passagen eines Gespräches mit Ranke im Jahre 1873 wieder.

⁴ Theodor Litt, Das Verhältnis der Generationen ehemals und heute (Wiesbaden 1947) 23.

schiene im 20. Jahrhundert durch die Erfahrung des „Dritten Reiches“ allzu deutlich geworden. „Niemals“, so schrieb Joseph Roth 1930, „war das Schlagwort von den ‚Generationen‘ so häufig“ gewesen⁵. In den ersten Jahren der NS-Herrschaft, so Theodor Litt 1947, „konnte es stellenweise so aussehen, als müsse das Verhältnis der Generationen in der Tat die Form eines permanenten Kriegszustandes annehmen“⁶.

Durch drei deutsche Schlüssel-Ereignisse seit den 1890er Jahren wurde die öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit unabweisbar auf Jugend-Generationen als gesellschaftliche Triebkraft gelenkt: durch die deutsche Jugendbewegung, die es mit sich brachte, daß „Generation“ bald nur mehr mit „Jugendgeneration“ assoziiert wurde, durch die Krisenjahre der Weimarer Republik und durch die NS-Bewegung.

Wenn Roth für die 1920er Jahre vom „Schlagwort“ der Generationen sprach, so kommt darin eine weitere Dimension des Generationsbegriffs in den Blick als nur die Etikettierung aufgrund gemeinsamer Kohortenzugehörigkeit und Einstellungsmuster, nämlich die Dimension des politisch instrumentalisierten und öffentlichkeitswirksamen Parolen-Charakters von „Generation“. Das bedeutet für die Untersuchung von Generationen, zwischen dem konkreten Objekt der jeweiligen Altersgruppe und dem *Reden über sie* durch verschiedene, oft selbsternannte Sprecher zu unterscheiden. Dieses Reden über Generation, das auch ein Herbeireden von Generation sein kann, hat verschiedene Ursachen, darunter journalistische Mode, sprachliche Leichtfertigkeit oder medial vermittelte politische Interessen. Wenn „Generation“ in einem Untersuchungszeitraum öffentlichkeitswirksames „Schlagwort“ geworden ist, in dem die Massenpresse zur politischen Einflußgröße geworden war, dann muß die mögliche Medienvermittlung des Phänomens Teil der Untersuchung sein.

Die inflationäre Verwendung von „Generation“ als sozialer und politischer Kategorie in der Weimarer Republik legt im übrigen nahe, daß es sich um einen Konkurrenzbegriff handelte. In der Tat war „Generation“ ein entökonomisierter Konterbegriff zu „Klasse“. Im Gegensatz zu dieser ist der Generationsbegriff nicht ökonomisch, sondern im Kern biologisch; die Zugehörigkeit zu einer Generation erscheint als Schicksal, die ökonomische Situation einer gesellschaftlichen Klasse dagegen kausal ableitbar. So ist es nicht erstaunlich, wenn Herbert Marcuse in seinem Aufsatz über die totalitäre Staatsauffassung die Rede von der „Generation“⁷ gleich jener vom „Raum“⁸ dem vernebelnden rechten Denken zuordnete.

⁵ Joseph Roth, Schluss mit der „Neuen Sachlichkeit“, in: *ders.*, Werke, hrsg. v. Hermann Kesten, Bd. 4 (Amsterdam 1976, zuerst 1930) 246–258, 246 f.

⁶ Litt, Das Verhältnis der Generationen 52.

⁷ Über die im Gefolge der europäischen Faschismen auftretende, sich gegen den „Liberalismus“ des 18. und 19. Jahrhunderts wendende ‚existentialistische‘ Philosophie schrieb Marcuse, sie habe es „aus guten Gründen vermieden, sich die geschichtliche Situation des von ihm angesprochenen Subjekts auf ihre materielle Faktizität hin näher anzusehen. Hier hörte die Konkrektion auf, hier begnügte sie sich mit der Rede von der ‚Schicksalsverbundenheit‘“

Diese als Ideologie markierte Rede von „Generation“ ist etwas anderes als die Verwendung des Generationenbegriffs in der historischen Forschung, aber wie es scheint, spielt bei der Ablehnung der Generationen-Kategorie durch linke Historiker derselbe Generalverdacht eine Rolle, der auch Herbert Marcuse bewegt hatte.

Auch die Verfechter des Paradigmas *Sozialgeschichte* haben das heuristische Konzept der Generation lange abgelehnt. „Generation“ sei fluidal, so hieß es Mitte der 1970er Jahre, sie entziehe sich der Definition, und was herauskomme, sei nicht selten tautologisch und banal, kurz: das Konzept „Generation“ würde maßlos überschätzt⁹. Demgegenüber wurde Mitte der 1980er Jahre und wohl auch unter dem Eindruck einer neuerlichen Generationenprotestwelle festgehalten, die Gegenüberstellung von Generationsprotest und sozialer Konfliktlage sei eine falsche Alternative; man müsse von einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis von Generationsprotest/Generationskonflikt und sozialer Konfliktlage ausgehen¹⁰. Bevor diese Synthese durchgeführt worden war, mußte die Integration des Generationen-Ansatzes in das Arsenal geschichtswissenschaftlicher Methoden auf eine linke Instinktabwehr stoßen; denn mit Generationskonflikten, Auto- und Heterostereotypen von Generation zu operieren, läuft stets darauf hinaus, Kollektiv-Imaginäres als historisches *movens* ernst zu nehmen.

Der zeithistorische Rückblick auf die „1968er“-Bewegung hat aufs neue gezeigt, daß der Generationenkonflikt ein bestimmender Faktor gesellschaftlicher Veränderungen sein kann. Gerd Koenens halbautobiographische Untersuchung „Das rote Jahrzehnt“ ist ganz auf Generationenlagerung und Generationenkonflikt abgestellt¹¹. Solchen Analysen über 1968 und die Folgejahre ist für das Untersuchungsfeld „Generationalität und Lebensgeschichte“ eine wichtige Einsicht abzugewinnen: Objektiv bestimmbare Krisenlagen wie Arbeitslosigkeit und Mangelmilieu allein erzeugen nicht gesellschaftliche Konflikte. Es müssen Initialzündler hinzutreten, die selbst nicht ausschließlich über Knappheitsstatistiken zu erklären sind. Dazu zählen konfligierende Generationseinheiten, die für den

des Volkes, vom „Erbe“, das jeder einzelne zu übernehmen hat, von der Gemeinschaft der „Generation“ (...)“ Herbert Marcuse, *Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung*, in: *Schriften*, Bd. 3 (Frankfurt a.M. 1979) 7–44, 34f.

Georg Lukács rechnete Karl Mannheim, allerdings ohne dessen Generationen-Aufsatz zu erwähnen, den „Agnostizisten und Relativisten der imperialistischen Periode“ zu und warf ihm „eine radikale Entökonomisierung der Soziologie“ vor (Georg Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft*, Bd. III, *Irrationalismus und Soziologie* [Darmstadt und Neuwied 1974, zuerst 1954] 82, 84).

⁸ S. Herbert Marcuse, *Der Kampf gegen den Liberalismus* 27, Fn. 36.

⁹ Hans Jäger, *Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einem umstrittenen Konzept*, in: *GuG* 3 (1977) 429–452, 431.

¹⁰ Hans Mommsen, *Generationskonflikt und Jugendrevolte in der Weimarer Republik*, in: *Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler* (Hrsg.), *Mit uns zieht die neue Zeit‘. Der Mythos Jugend* (Frankfurt a.M. 1985) 50–67, 62f.

¹¹ S. Gerd Koenen, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977* (Köln 2001).

kritischen Umschlagpunkt sorgen und solche Krisen politisch ausmünzen. Das bedeutet aber, gesellschaftliche Konfliktaustragungen sind nicht allein durch soziale und ökonomische Fakten, sondern auch durch Kollektiv-Imaginäres zu erklären. Dieses ist nicht nur Bedingung ihres Ausbruchs, es kann, etwa im identitätsstiftenden Erlebnis-Zusammenhang einer Generation, einen weit größeren Anteil am Konfliktausbruch besitzen als die mit Statistiken meßbare soziale und ökonomische Lage.

Die Probe liefert ein Vergleich zwischen den Jahren 1968 bis 1973 und heute – 2003. Gegenüber heutigen rechtsradikalen Subkulturen und Übergriffen auf Ausländer bis hin zum Mord erscheint die NPD zur Zeit der Großen Koalition als betulich; würde es heute einem Wirtschaftspolitiker gelingen, die Arbeitslosenzahlen der ersten Rezessionskrise 1967/68 zu erreichen, er wäre der ewigen Wiederwahl sicher; heute haben wir im Bereich der kapitalistischen Biotechnologie vermutlich größere Gefahrenpotentiale als Mitte der 1970er Jahre auf dem Feld der friedlichen Nutzung der Kern-Energie; heute befinden sich die deutschen Universitäten zweifellos in einer kritischeren Situation als Mitte der 1960er Jahre, als alles von Auf- und Ausbau sprach – es gibt aber keine nennenswerte Protestbewegung. Offenbar fehlt der generationenspezifische Erlebniszusammenhang, der zu Massenprotesten führt. Dagegen erscheint die reale Lage zwischen 1968 und 1973 – mit Ranke zu reden – als halkyonisch.

Das Kollektiv-Imaginäre und teils Konstruierte der Generationen als Akteure bedeutet, daß es solche Generationen naturwüchsig nicht gibt. Der Konstruktionsprozeß von *Generation* als Akteurskollektiv verweist auf die medienhistorische Seite des Phänomens. Hinter der gleichsam medien-induzierten Generation als Akteurskollektiv kann – wie in den 1920er Jahren – politisches Interesse stehen. Totalitären Bewegungen bieten Zuspitzungen gesellschaftlicher Konflikte im Medium des Generationenkonflikts eine Reihe von Vorteilen. Daher haben die Führer solcher Bewegungen mit unterschiedlichem Recht versucht, ihre Aktivitäten als die einer „Generation“ auszugeben und kämpferische Generationen zu sich hinüberzuziehen¹², was an vier Punkten deutlich wird:

1) In- und Exklusionskräfte sind größer als etwa bei Vereinen, Parteien oder religiösen Gemeinschaften, da die *einen* schicksalhaft zu einer Generation gehören, die *anderen* aber ihr nicht beitreten können.

2) Die Kohärenz der Gruppe muß nicht argumentativ abgestützt werden, sondern scheint als natürlich gegeben.

3) Der Argumentationsaufwand im Rahmen eines Konflikts ist geringer, da auf ein spezifisches generationelles *Erleben* abgestellt werden kann, das den Exkludierten, etwa der älteren Generation, nicht zugänglich sei. Die Behauptung einer spezifisch generationellen Erlebnis- und Auffassungsweise bildet somit einen Schutzwall gegen Argumente von außen.

¹² Auf die Jugend stützte sich Stalin in der UdSSR mit der Gruppe der „Generationalisten“ ebenso wie Mussolini in Italien auf die Jungfaschisten, und auch der Nationalsozialismus besaß Züge eines Generationenprojekts.

4) Da Generationen im Konflikt überwiegend mit männlichen Vordergrund-Akteuren in Erscheinung treten, hat der Generationenkonflikt oft die Beimischung jugendlich-viriler Gewalt. Daher ist es für extremistische Bewegungen von Vorteil, Generationseinheiten zu kreieren oder für sich einzuspannen; es gelingt dadurch, Konflikten die gewünschte Schärfe zu verleihen.

Hier zeigt sich die heuristische Relevanz der Frage nach Generationen, vor allem nach Generationen im Kampf wie in der Weimarer Zeit.

II.

Als der berühmte Mediziner Walter Stoeckel (1871–1961) im Jahre 1926 erstmals seit 22 Jahren Berlin wiedersah, notierte er: „Ein Generationswechsel hatte sich vollzogen. Die Menschen sahen anders aus, dachten anders, handelten anders.“¹³ Generationen entstehen ständig, aber nicht jede Generation markiert ein eigenes Terrain und kann sich durch eine adversativ gestimmte Identität aus der Kette herausheben. Gelingt das, so erfolgt die Kristallisierung von generationeller Identität über Ereignis-*impacts*. Bei diesen kann es sich gleichermaßen um in der Gegenwart Erlebtes und dabei Interpretiertes oder im nachhinein Konstruiertes handeln. Die identitätsbildenden Ereignisse sind Gegenstand repetitiver generationeller *Meister-Erzählungen* und werden dabei häufig verwandelt. Meister-Erzählungen waren für die militärfixierte Jugendgeneration der Weimarer Zeit *Langemarck* oder *der junge Stoßtruppführer*. Dabei gewesen zu sein, bildete keine Voraussetzung für die mythenbildende Kraft solcher Erzählungen; es genügte, Teil des kollektiv inszenierten Erzählens zu sein. Niemand hat das besser auf den Begriff gebracht als Ernst von Salomon, geboren 1902, der zum Kern der rechtsextremen kämpfenden Jugendgeneration der Weimarer Republik gehörte und am Rathenau-Mord beteiligt war: „Die Studenten, mit denen ich mich in jener Kompanie zusammenfand, waren alle bei Langemarck dabei gewesen, wenn nicht tatsächlich, so doch sicherlich sozusagen symbolisch.“¹⁴

Es ist nun das Feld zu markieren, auf dem sich mentaler Bellizismus in der jungen Generation der Weimarer Republik entfaltete. Die allbekannte Strasser'sche Parole „Macht Platz, Ihr Alten!“ und Goebbels' Wort von der „vergreisten“ Republik markieren die Stoßrichtung. Wer nach Impressionen mentaler Gewalt-Bereitschaft sucht, wird in Verlautbarungen der Weimarer Zeit schnell fündig. Thomas Mann bezeichnete George Sorels Reflexionen „Über die Gewalt“, in Deutschland erschienen 1928, als „Buch der Epoche“¹⁵. Darin *legitimierte* der Syndikalist, Kritiker der Sozialdemokratie und Anreger Mussolinis, die Gewalt

¹³ Walter Stoeckel, *Erinnerungen eines Frauenarztes*, hrsg. v. Hans Borgelt (München 1966) 294.

¹⁴ Ernst von Salomon, *Der Fragebogen* (Hamburg 1951) 187. (Es handelte sich um eine Freikorpskompanie/B.-A. R.).

¹⁵ Thomas Mann, *Doktor Faustus*. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde (Frankfurt a.M. 1980, zuerst Stockholm 1947) 490 ff.

und *delegitimierte* Parlamentarismus als Bequemlichkeit, Schlappeheit, Lüge und Betrug; er sprach abwechselnd von „humanitären Plattheiten“ und abwegigem Moralismus und nannte Antimilitarismus schließlich Defätismus. Über markige Zeitungsnamen in den 1920er Jahren wurde geschrieben, es sei kein neues Blatt herausgekommen, „das nicht energisch andeutete, es sei zu irgendeinem *Kampf* entschlossen, die Titel dröhnten und trommelten und gellten kriegerisch im deutschen Blätterwald“¹⁶. In einer neueren sportgeschichtlichen Untersuchung wird festgehalten, daß das Wort „Kampf“ in den 20er Jahren zu einem Schlüsselbegriff der Sportsprache geworden sei. Permanent sei von „Kampfspielen“, „Kampfbahnen“ und „Kampfgemeinschaften“ die Rede gewesen¹⁷. Die Militarisierung des Sports bildete eine gewollte, von Sportfunktionären bewußt herbeigeführte Kompensation der durch den Versailler Vertrag fortgefallenen Wehrpflicht. In einem Erinnerungsroman über seinen Vater präsentiert Ludwig Harig mit einem Nerother einen typischen „Bündischen“ der 1920er Jahre, der stets in einem langen Militärmantel des Ersten Weltkrieges herumlief, den PX-Wimpel über die Schulter¹⁸. Die Attraktivität des militärischen Stils offenbart ein Blick in die Verkaufsanzeigen von bündischen Zeitschriften.

Aus prominenten zeitgenössischen Äußerungen, deren Merkmal allerdings die Wechselwirkung mit dem beschriebenen Phänomen ist, so daß sie nicht nur wiedergaben, sondern auch einwirkten, wird der Protestcharakter des militärischen Stils der Jugend deutlich. In Ernst Jüngers 1932 erstmals erschienenem „Arbeiter“ schrieb der damalige Jugendheros, Muster des jungen Stoßtruppführers, über das neue kommende Leben und die Rolle der Jugend bei dessen Herbeiführung: „Eines der Mittel zur Vorbereitung eines neuen und kühneren Lebens besteht in der Vernichtung der Wertungen des losgelösten und selbstherrlich gewordenen Geistes, in der Zerstörung der Erziehungsarbeit, die das bürgerliche Zeitalter am Menschen geleistet hat“; viele Anzeichen ließen erkennen, „dass wir vor den Pforten eines Zeitalters stehen, in dem wieder von wirklicher Herrschaft, von Ordnung und Unterordnung, von Befehl und Gehorsam die Rede sein kann. Keines dieser Anzeichen spricht deutlicher als die freiwillige Zucht, der die Jugend sich zu unterwerfen beginnt, ihre Verachtung der Genüsse, ihr kriegerischer Sinn, ihr erwachendes Gefühl für männliche und unbedingte Wertungen“; die entscheidenden Mobilmachungsbefehle erfolgten dabei nicht von oben nach unten, sondern, „weit wirksamer, als revolutionäres Ziel“¹⁹. Der Protest marschierender Jugend gegen die bürgerliche Bildungswelt der Väter und Großväter – gegen das 19. Jahrhundert – wurde von Thomas Mann verschiedentlich hervorgehoben. Hatte der eingangs zitierte sozialdemokratische Redner 1931 feststellen müssen: „*Nie wie-*

¹⁶ Ernst von Salomon, Der Fragebogen 268.

¹⁷ Christiane Eisenberg, English Sports und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939 (Paderborn 1999) 325.

¹⁸ Ludwig Harig, Ordnung ist das ganze Leben. Roman meines Vaters (München, Wien 1986) 113.

¹⁹ Ernst Jünger, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, in: Sämtliche Werke, Bd. VIII (Stuttgart 1981, zuerst 1932) 1–317, 46, 250.

der Krieg! Das macht auf die Jugend nur einen geringen Eindruck“, so notierte Thomas Mann über die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg: „Bildung! Das Hohngelächter einer ganzen Generation antwortet dem Wort.“ Die Bildung des 19. Jahrhunderts gelte als „abgeschmackter Plunder aus Großvaters Tagen, worüber lebensgerechte Jugend die Achseln zuckt“; was das „kollektivistische Geschlecht“ der Nachkriegsgeneration sich wünsche, gönne und bewillige, seien „immerwährende Ferien vom Ich“, was es ferner wolle, sei der *Rausch*²⁰.

„Ferien vom Ich“, „kollektivistisches Geschlecht“, „Zerstörung der Erziehungsarbeit, die das bürgerliche Zeitalter am Menschen geleistet hat“ – bei diesen zitierten Charakterisierungen werden Stilelemente und Sehnsüchte deutlich, aber nicht deutlich wird das *Warum*. Eine Antwort darauf, die ein Licht auf die Sozialgeschichte der bürgerlichen Jugend gegen Ende der Weimarer Republik wirft, gab Gottfried Benn in seiner Kampfschrift „Der neue Staat und die Intellektuellen“. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ wertete er als kraftvollen Aufbruch „einer Jugend (...) von verwandelter geschichtlicher Art“. Und er präziserte:

*Einer Jugend, die aus dem Dunkel kam wie kaum eine andere zuvor: das Land geschlagen, die Väter gefallen, der Besitz verpfändet, die Berufe überfüllt, nur Wissen verhältnismäßig billig: Damenfriseurinnen verlangten für ihre Novizen abgeschlossene Oberlyzealausbildung, Detailgeschäfte für die Volontäre das Abitur zum Abmessen der Kattunstreifen*²¹.

Diese Basis-Frustration hat auch Ernst von Salomon im Rückblick festgehalten, als er über stellenlose Akademiker und NS-Bewegung schrieb:

*Wer Glück hatte, der fand eine Unterkunft in dem schon so gewaltig übersetzten Verwaltungsapparat, in der Bürokratie oder in den Redaktionen als rechte oder linke Hände unsagbar trotteliger Chefs, – und wer kein Glück hatte, der war eben arbeitslos und wartete auf die Chance. Sie kam mit dem Mann, der da sagte: „Gebt mir vier Jahre Zeit“ (...)*²²

Solche Impressionen ergeben, daß die Marschier- und Kriegssehnsucht der männlichen Jugend ein kompensatorischer Gestus der eigenen Ohnmacht gewesen ist; mit dem Tritt gegen bürgerliche Erziehungs- und Bildungsideale wurde nur kopiert, was die Wirtschaftskrise bereits viel effektiver erreicht hatte. Das

²⁰ Zitate aus: *Thomas Mann, An die gesittete Welt. Politische Schriften und Reden im Exil* (Frankfurt a.M. 1986, Gesammelte Werke in Einzelbänden/Frankfurter Ausgabe) 128, 197, 129. Die Frage, wie sich dieser „Rausch“ zu dem erhabenen Rausch verhalte, der pöbelnde Protest gegen das 19. Jahrhundert zu dem Protest des Hohen Meißner usw., beantwortete Thomas Mann mit dem Hinweis auf „Verhunzungen“: „Ich sprach von europäischer Verhunzung: Und wirklich, unserer Zeit gelang es, so vieles zu verhunzen: Das Nationale, den Sozialismus – den Mythos, die Lebensphilosophie, das Irrationale, den Glauben, die Jugend, die Revolution und was nicht noch alles.“ (Ebd. 260).

(In diesem Zusammenhang habe ich den Begriff der „Verhunzung“ in dem genannten Band der Thomas-Mann-Werke 57-mal gezählt.)

²¹ *Gottfried Benn, Der neue Staat und die Intellektuellen*, in: *Werke*, Bd. IV. 12–20, 19.

²² *Der Fragebogen* 481 f.

graue Heer des Weltkrieges, so Friedrich Hielscher, Jahrgang 1902, glaubte nicht „an die Allmacht der Wirtschaft“; der Glaube dieses grauen Heeres sei vielmehr „Glaube eines Seelentums“ gewesen²³.

Aber es handelt sich um Impressionen. Kommen wir zu statistikfähigen Aussagen über Militarisierungsgrade der jungen Generation in der Weimarer Zeit. Zunächst: Die Weimarer Jahre waren von einer bemerkenswerten demographischen Entwicklung gekennzeichnet, die ungefähr dem Gegenteil der heutigen entsprach. Während der Massenarbeitslosigkeit zu Beginn der 1930er Jahre gab es 600 000 arbeits- und politisch kampffähige junge Männer mehr als in der Hochkonjunktur der letzten Jahre im Kaiserreich. Detlev Peukert schloß, „die krisengeschüttelte Weimarer Republik besaß einfach zu viel Jugend“; deren Schicksal sei die „Überflüssigkeit“ gewesen²⁴. Rechte oder linke Hand eines unsagbar trotteligen, selbstverständlich der älteren Generation angehörigen Chefs zu sein, stand vielen Zehntausenden bevor.

Einer der wichtigsten Bereiche, in denen sich kriegerischer Jugendgeist äußerte und geformt wurde, war der Sport. Die Sportorganisationen der Weimarer Zeit hatten rd. 8.17 Millionen Mitglieder erfaßt, darunter 1.18 Millionen in reinen Jugendverbänden. Zöge man von der Gesamtzahl die „Arbeitersportverbände“ ab wie Arbeiter-Turn- und Sportbund, Arbeiter-Athletenbund, Arbeiter-Radfahrerbund „Freiheit“, blieben 7.38 Millionen zumeist junge Menschen übrig²⁵, aber es ist in sportideologischer Hinsicht nicht nötig, diese Subtraktion vorzunehmen. Vaterländischer Sport war eine besondere Erziehungsaufgabe in der Weimarer Zeit. „Die neue Verfassung ist angenommen“, hieß es 1919 in der „Monatsschrift für das Turnwesen“, das „für uns Wichtigste ist, dass sie die allgemeine Wehrpflicht aufhebt“. Das sei ein fürchterlicher Schlag für das Volkswohl²⁶. Um diese Entwicklung zu steuern, führten zivile Vereinsmannschaften wehrsportliches Training auf stillgelegten Truppenübungsplätzen durch; „umgekehrt fanden sich Truppenverbände im Trikot eines Sportvereins auf den zivilen ‚Kampfbahnen‘ ein“²⁷. Diese Entwicklung kulminierte in der Berliner Olympiade 1936, zu deren Eröffnung ein von Carl Diem verfaßtes Festspiel „Olympische Jugend“ aufgeführt wurde. Im „vierten Bild“, „Heldenkampf und Totenklage“, hieß es: „Allen Spiel's heil'ger Sinn: / Vaterlandes Hochgewinn. / Vaterlandes höchst Gebot / in der Not: / Opfertod!“ Es folgte ein mit dem Schwerttod endender „Waffentanz“²⁸.

²³ Friedrich Hielscher, *Das Reich* (Berlin 1931) 51, 53.

²⁴ Detlev J. K. Peukert, *Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik* (Köln 1987) 38.

²⁵ Gerundet nach: Statistisches Reichsamt (Hrsg.), *Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1930* (Berlin 1930) 437–439 (XIV. Gesundheitspflege, F. Leibesübungen).

²⁶ Zit. n.: Hajo Bernett, *Wehrsport – ein Pseudosport. Stellungnahme zu Hermann Bach*, in: *Sportwissenschaft*, 11. Jg. (1981) 295–308.

²⁷ Eisenberg, *English Sports* 333.

²⁸ Peter Dohms, *Gutachten zur NS-Vergangenheit von Carl Diem*, Ms. (39 S.), Stand September 1996. (Ich danke Staatsarchivdirektor Dr. Dohms für die Genehmigung, seine Recherche-Ergebnisse nutzen zu dürfen.)

Wenn wir die Herkünfte dieser militanten Sportideologie zurückverfolgen, stoßen wir auf Erziehungsbemühungen im späten Kaiserreich, die schließlich zur Gründung des „Jungdeutschlandbundes“ unter dem Motto „Wehrkraft durch Erziehung“ führten. Das Preußische Kriegsministerium hatte den „Jungdeutschlandbund“ gründen lassen, „um die zahlreichen, mehr oder weniger paramilitärischen Jugendorganisationen zusammenzufassen, die sich in den vergangenen Jahren gebildet hatten“²⁹, sowie um eine Antwort auf den britischen Scoutismus zu finden. Anfang 1913 gehörten dem Jungdeutschlandbund rd. 500000, ein Jahr später 745000 Mitglieder an³⁰. „Führer“ waren Offiziere. Hinzu traten die paramilitärischen Bemühungen der Wandervogelbewegung, die unter dem „Ur-Wandervogel“ Karl Fischer bereits vor 1914 massenhafte Kriegsspiele inszenierten.

Die Militarisierung der Jugend in der Weimarer Zeit erfolgte nicht parallel zum Sport, sondern *im* Sport. Vor diesem Hintergrund ist die Tatsache, daß die SA 1920 als „Turn- und Sportabteilung“ gegründet wurde³¹, ebensowenig ein Zufall wie die turnerische Vergangenheit der Rathenau-Mörder³².

Der Massensport mit Millionen Teilnehmern war kein rechtsintellektuelles Angebot. Er setzte keine Bildung voraus, sondern war auf junge Menschen berechnet, die schwerlich wußten, daß es sich bei dem Schlüsseladjektiv „jungdeutsch“ in „Jungdeutschlandbund“ um eine Fichte'sche Prägung handelte. Ging der Vektor im Sport von Funktionären und Politikern aus, die um die Wehrkraft besorgt waren, so ist davon der kriegs- und gewaltfixierte Jugenddiskurs der Gymnasiasten und Studenten in zweifacher Hinsicht zu unterscheiden: *Erstens* haben wir Selbstverlautbarungen vor uns; *zweitens* handelt es sich um eine intellektuelle Variante des Krieges als Sehnsucht und des militärischen Stils der Jugend. Vor allem die Studenten waren in der Weimarer Zeit die radikalste Partei des um Tod, Opfer und Krieg arrangierten Jugendkultes. Die nationalsozialistische Hochschulbewegung wuchs schneller als alle anderen Organisationen der „Partei“³³. Haupttherd dieser Strömungen war die Deutsche Studentenschaft³⁴.

Sozialhistorische Gründe ließen sich leicht herzhählen: Seit Ende des Ersten Weltkrieges lebten die Studenten in einem „chronischen Zustand ökonomischer und sozialer Existenzgefährdung“, der im Vergleich mit anderen deutschen Berufs- und Sozialgruppen „beispiellos“ war und selbst in den besten Jahren der Republik ein Fünftel, oft die Hälfte aller Studenten nicht an das Existenzminimum

²⁹ Eisenberg, English Sports 268.

³⁰ Ebd. 270; Hermann Bach, Struktur und Funktion der Leibesübungen in den Jugendorganisationen vor 1914 (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung 54, Schorndorf 1974) 128.

³¹ Eisenberg, English Sports 329.

³² Hajo Bernett, Völkische Turner als politische Terroristen, in: Sportwissenschaft, 22. Jg. (1992) 418–439, 421 ff.

³³ Michael H. Kater, Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918–1933. Eine sozialgeschichtliche Studie zur Bildungskrise in der Weimarer Republik (Hamburg 1975) 11.

³⁴ Kuno Waltemath, Die Republik im Geschichtsunterricht, in: Hochland 7 (1929/30) 88–91, 88.

heranreichen ließ³⁵. Die innere Parlamentarisierung der Universitäten schlug nicht demokratisch aus. Bereits in der ersten Nachkriegszeit nahmen die meisten Studenten den vaterländischen oder völkischen Standpunkt ein und bildeten die aktivsten Elemente in den Freikorps. In den Weimarer Krisenjahren wurden die Studenten zu Opfern einer Politik des ungenierten Haushaltsstandpunktes. Friedrich Hielscher, geboren 1902, schrieb 1931 über das Elend der Studenten, heute bemerke „die Öffentlichkeit noch wenig mehr als diesen oder jenen Selbstmord – und wem fällt das in unserer Zeit auf? –, diesen oder jenen kindlichen Ausbruch der Wut“³⁶. An Drohungen und Warnungen hat es nicht gefehlt: Die Zehntausende von arbeitslosen „Geistesmenschen“ könnten „eine noch schwerere Gefahr für den Weltfrieden werden als die Aufwendungen für militärische Rüstungen“³⁷. Prälat Georg Schreiber, Zentrumsmann und katholischer Volkskundler, stellte 1931 ein „geistiges Proletariat“ fest, das von neuen radikalen Gesinnungen erfüllt werde. Es verteile sich „auf Nationalismus und Faschismus, weil man darin den Aufbau einer neuen Welt zu verspüren glaubt, in der auch der Geistesarbeiter wieder zu einer Existenz und seinem Recht kommt“³⁸. Konservative Hochschullehrer heizten die Stimmung an. So predigte der Breslauer Landwirtschaftsprofessor Paul Ehrenberg in seiner am Verfassungstag 1930 gehaltenen Rektoratsrede an die Studenten das kriegerische Ethos: „Man spricht zwar viel von Freiheit und glaubt wohl, dass man ihr näher wäre als einst. Dazu gibt man den Wahlspruch ‚Nie wieder Krieg!‘ – Kommt man damit wirklich der Freiheit näher? – Gefährlich ist es, wenn man sich daran gewöhnt, für Großes nicht mehr auch große Opfer bringen zu wollen.“³⁹

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Thema *Krieg als Sehnsucht. Militärischer Stil und junge Generation in der Weimarer Republik* sind nun zwei Umstände:

1) Die mehrheitlich rechts stehenden Studenten der Weimarer Republik haben sich selbst als *die junge Generation* angesehen, so daß sich das Problem der radikalen Generation auf die akademische Jugend zu verschieben scheint.

2) Diese hat ihre vernagelte Zukunft als Ergebnis des Ersten Weltkrieges gedeutet und die Akademikernot in Weimar in die Kriegskonstellation 1914–18 und in die Krisen der Republik hineingespiegelt.

Die riesenhaften Reparationszahlungen Deutschlands, so hieß es wie zum Beleg, seien eine Ursache für die Einengung des „Lebensraumes“ der jungen Gene-

³⁵ *Kater*, Studentenschaft und Rechtsradikalismus 11, 44.

³⁶ *Hielscher*, *Das Reich* 322.

³⁷ *Hans Sikorski*, Schafft Lebensraum für geistige Arbeiter in der Welt, in: *Vox Studentum* Vol. VII (1930) 118–120, 120; siehe auch: *Reinhold Schairer*, Die akademische Berufsnot. Tatsachen und Auswege (Jena 1932) 11.

³⁸ *Georg Schreiber*, Einleitung, in: *Ludwig Niessen*, Der Lebensraum für den geistigen Arbeiter. Ein Beitrag zur akademischen Berufsnot und zur studentischen Weltsolidarität (Deutschum im Ausland, hrsg. v. *Georg Schreiber*, H. 45, Münster 1931) XI.

³⁹ *Paul Ehrenberg*, Freiheit. Rede zum Gedenktag der Verfassung des Deutschen Reiches (Breslauer Universitätsreden 5, Breslau 1930) 7.

ration⁴⁰. Diese gängige Auffassung wurde radikalisiert und demagogisiert, indem ein 29-jähriger Autor die Republik als Staat ohne Ethos hinstellte, der seinen Betrieb „für die westlichen Siegerstaaten zu verwalten“ hätte. Zu den Aufgaben dieser Staatskreatur der Siegermächte zählten Abbau der Gehaltsempfänger sowie – „Verringerungen der Bevölkerungszahl um mindestens ein Drittel“. Dieses Drittel aber seien „jene zwanzig Millionen, von denen schon Clemenceau behauptet hat, dass Deutschland sie zu viel habe“⁴¹. Die Not der jungen Generation schien somit Sieger-Interesse, Ausdruck französischer Volksvernichtungsabsichten, zu deren Vollstreckung die Weimarer Regierungen sich hergaben.

Wenn das preußische Staatsministerium eine studentische Trauerkundgebung am 28. Juni 1929 verbot, dem Tag der zehnjährigen Wiederkehr der Versailler Vertragsunterzeichnung, und zweitausend Studenten mit Gummiknüppeln auseinander treiben ließ, wurde das von den Studenten nicht als Angriff gegen Studenten, sondern gegen die *junge Generation* insgesamt aufgefaßt⁴². Der Kampf wurde zum nachgeholten Kriegserlebnis, wenn es in einer studentischen Broschüre hieß, diese Nachkriegsgeneration kenne „das Fronterlebnis, das Kameradschaftserlebnis (...), *als wäre sie im Kriege gewesen*“⁴³. Eine der Forderungen der Studenten in der Weimarer Zeit war die Einführung eines einjährigen Arbeitsdienstes. Arbeitsdienstpflicht für die Mehrheit der akademischen Jugend stellte „das natürliche Korrelat zum aktiven Wehrsport“ dar⁴⁴. Die klassenübergreifende Konzeption der Arbeitsdienst-Idee sollte die ebenso klassenübergreifenden Ideen des August 1914 und der Schützengraben-Gemeinschaft als gesellschaftliches Modell fortführen, wobei sich die Schützengraben-Erinnerung zugleich auf den Kampf auf Leben und Tod bezog.

Von welchen Rezipientenzahlen für derartige Ideen müssen wir ausgehen? Bei den Studierenden handelte es sich um ein Kollektiv von 138 000 jungen Menschen, von denen, wie es auf dem eingangs genannten SPD-Parteitag 1931 hieß, rund die Hälfte „nationalsozialistisch beeinflusst oder organisiert“ waren⁴⁵. Hinzu kam der akademische Nachwuchs bis hinauf zu den Privatdozenten. Die Gruppen der *Bündischen Jugend* – nach einer Erhebung des Jahres 1926 mit einer Stärke von 51 000 Mitgliedern in 30 Verbänden⁴⁶ – können nicht einfach dazugerechnet werden, da die Schnittmenge zwischen Jungakademikern und Bündischen als sehr groß anzunehmen ist.

⁴⁰ *Sikorski*, Schafft Lebensraum 120.

⁴¹ *Hielscher*, Das Reich 321.

⁴² Die verbotene Kundgebung. Ein seltsames Bündnis gegen die studentische Selbstverwaltung, in: *Der Zwiespruch. Unabhängige Zeitung der Jugendbewegung* (17. Heuerts (Juli 1929) 314 f. Dort auch die folgenden Einzelheiten und Zitate.

⁴³ *Andreas Feickert*, Studenten greifen an. Nationalsozialistische Hochschulrevolution (Hamburg 1934) 19 (Hervorhebung von mir/B.-A. R.).

⁴⁴ *Kater*, Studentenschaft und Rechtsradikalismus 170.

⁴⁵ Aussprache nach Ollenhauers Referat „Partei und Jugend“, in: Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931 210.

⁴⁶ *Jürgen Reulecke*, Jugend und junge Generation in der Zwischenkriegszeit, in: *Dieter Lange-wiesche, Heinz-Elmar Tenorth* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. V.: Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur (München 1989) 87–110, 100.

Aber war die Hoffnung auf eine Stelle im akademischen Betrieb der Weimarer Republik oder als Beamter nicht zutiefst bürgerlich und – im Jargon der Zeit – wenig ‚kriegsmäßig‘? Waren der Sehnsucht nach dem Krieg nicht noch zu viele Bestandteile des wilhelminischen Spießbürgertums und des Honoratioren-Nationalismus beigemischt? Der Haß eines Friedrich Hielscher galt nicht nur der Republik, sondern auch den „vaterländischen“ Pöbelgefühle(n) der wilhelminischen Zeit“⁴⁷. Wenn man nicht den ‚wilhelminischen Krieg‘ verherrlichen wollte, mußte der Krieg 1914–1918 zu einer Meister-Erzählung und damit einem Ereignis-*impact* verwandelt werden, an das sich die generationelle Identität der jungen Intelligenz ankrystallisieren konnte. Eben dies geschah auf breiter Front etwa ab 1928⁴⁸. In dieser Zeit formierte sich die nationalistische Literatur in Deutschland neu, trat „quantitativ und qualitativ in neuer Gestalt auf“⁴⁹. Die Autoren des „soldatischen Nationalismus“, deren Werke so stark rezipiert wurden, daß auch von nichtliteraturwissenschaftlicher Seite ein Einfluß ihrer Werke auf die Gesellschaft anzunehmen ist, hatten sämtlich Ernst Jünger und dessen „In Stahlgewittern“ zum Vorbild. Jünger wird als „Martin Luther der Kriegsliteratur“ bezeichnet; durch ihn sei der Hurrah-Patriotismus wilhelminischer Prägung gründlicher in die Krise geraten als durch den Pazifismus⁵⁰.

Beides, Jüngers Radikalität und sein Medien-Echo als Sprachrohr der jungen Generation des „Neuen Nationalismus“, wurde im Jahre 1929 zum Ereignis, nachdem der Autor von Leo Schwarzschild aufgefordert worden war, seine Positionen im linksintellektuellen „Tagebuch“ darzulegen. Jünger schrieb den programmatischen Aufsatz „Nationalismus‘ und Nationalismus“⁵¹. Als Nationalismus bestimmte er den „reinen und unbedingten Willen zum Einsatz für die als einen zentralen Wert gefühlte und erkannte Nation“; als *politische* Erscheinung strebe der Nationalismus „den nationalen, sozialen, wehrhaften und autoritativ gegliederten Staat“ an. Zur Kennzeichnung der von ihm vertretenen Generation wählte er die Worte:

Weil wir die echten, wahren und unerbittlichen Feinde des Bürgers sind, macht uns seine Verwesung Spaß. Wir aber sind keine Bürger, wir sind Söhne von Kriegen und Bürgerkriegen.

⁴⁷ *Hielscher*, Das Reich 59.

⁴⁸ Zum Folgenden: *Werner Mittenzwei*, Der Untergang einer Akademie oder Die Mentalität des ewigen Deutschen. Der Einfluss nationalkonservativer Dichter an der Preußischen Akademie der Künste 1918 bis 1947 (Berlin, Weimar 1992) 185 f.; 201 ff. (dort auch die Zitate).

⁴⁹ Zu nennen wären: *Paul Alverdes*, Die Pfeiferstube (1929); *Werner Beumelburg*, Sperrfeuer um Deutschland (1929) u. Gruppe Bosemüller (1930); *Edwin Erich Dwinger*, Die Armee hinter Stacheldraht (1929) u. Zwischen Weiß und Rot (1930) u. Wir rufen Deutschland (1932); *Ernst von Salomon*, Die Geächteten (1930) u. Die Stadt (1932); *Franz Schauwecker*, Aufbruch der Nation (1930) u. Deutsche allein. Schnitt durch die Zeit (1931); *Heinz Stegusweit*, Der Jüngling im Feuerofen (1932); *Josef Magnus Wehner*, Sieben vor Verdun (1930).

⁵⁰ *Mittenzwei*, Untergang der Akademie 203.

⁵¹ In: Das Tagebuch 39 (1929) 1552–1558. Dort die folgenden Zitate.

Jünger schwebte die Wucht des „Elementaren“ vor. Dieses sei „im Höllenrauschen des Krieges seit langen Zeiten zum ersten Male wieder sichtbar“ geworden. Es abermals zu mobilisieren, bedürfe der Stuchflamme und des Flammenwerfers für die „große Säuberung durch das Nichts“. Damit war auf der Basis der „elementaren“ Kriegserfahrung im Namen der Jugend von einem Idol der rechten „jungen Generation“ der radikalsten Aktion das Wort geredet, und wir haben die äußerste Spitze des auf den Weltkrieg bezogenen Radikalismus der „jungen Generation“ vor uns. Ziel war die Vernichtung des Bürgers und der bürgerlichen Ordnung. Jüngers proklamierter Nihilismus der Flammenwerfer-Vernichtung sollte die „krustige, schmutzige Decke wegsprengen“, unter der „eine stolzere, kühnere und noblere Jugend steckt, eine Aristokratie von morgen und übermorgen“. Jüngers Artikel erzielte ein enormes Presse-Echo und wurde reichsweit kontrovers diskutiert⁵². Seine Äußerungen wurden dabei als die der „jungen Generation“ genommen.

III.

Ausgangspunkt dieses Beitrags war die Feststellung eines sozialdemokratischen Delegierten auf dem Leipziger Parteitag 1931, die Parole „Nie wieder Krieg!“ mache auf die Jugend nur einen geringen Eindruck. Auf die Größe der Jugendkollektive in der Weimarer Zeit, für die diese Feststellung galt, wurde mit einigen Fingerzeigen hingewiesen. Die Jugend lief der Sozialdemokratie und der Republik davon und ließ sie buchstäblich *alt* aussehen. Damit war ein Prozeß verstärkt worden, der bereits 1917 mit der Abspaltung der USPD von der SPD eingesetzt hatte; vor allem Jüngere verließen damals die Mehrheits-Sozialdemokratie, um sich den radikaleren Kräften zuzuwenden⁵³. Thomas Manns Versuch, in „Von deutscher Republik“ unter dem Eindruck des Rathenau-Mordes das Steuer herumzureißen und die Jugend für die republikanische Staatsform zu gewinnen, indem er auch *dieser* – mit Bezug auf den in der Bündischen Jugend sehr geschätzten Walt Whit-

⁵² Eine ganze Reihe von Blättern nahm zu Jüngers Beitrag Stellung: Schwarzschild versuchte in der folgenden Ausgabe des „Tagebuch“ eine Replik; eine geistreiche Auseinandersetzung schrieb Erik Nölting in der „C.V.-Zeitung“ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens; Goebbels' „Angriff“ reagierte ebenso wie die „Nationalsozialistischen Briefe“ (diese zustimmend, jener schroff ablehnend) und weite Teile der Tagespresse, darunter die „Frankfurter“ sowie die „Vossische“ Zeitung; Jünger nahm zu der Diskussion schließlich in Ernst Niekischs „Widerstand“ Stellung. Die gesamte Diskussion verdiente es, rekonstruiert zu werden. Teile davon sind abgedruckt in: „Die Kommenden. Großdeutsche Wochenschrift aus dem Geiste volksbewusster Jugend“ (Nr. 41/1929 und v. a. Nr. 52/1929).

⁵³ Siehe: *Theodor Haubach*, Die Generationenfrage und der Sozialismus (1930), abgedr. in: *Wolfgang Luthardt* (Hrsg.), Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927–1933, Bd. 2 (Frankfurt a.M. 1978) 81–93.

man – „athletische Rassenfrische“ attestierte, verfiel nicht. Gegen den Kult der Gewalt und der Kriegssehnsucht kam er nicht an.

Für die *Jugendsehnsucht nach Krieg* gab es eine Reihe von Gründen:

1) ein noch aus Kriegs- und Vorkriegsjahren fortwirkender militärischer Erziehungsstil; in der Republik militärische Ausrichtung in Schulen und Sportvereinen zur Kompensation der aufgrund des Versailler Vertrages fortgefallenen Wehrpflicht;

2) das permanente Zuviel an Kriegserinnerung. Langemarck und Versailles, auch Gedenktage wie das Friedrich-Ludwig-Jahn-Jahr 1928 schufen – mit dem Ehepaar Assmann zu reden – eine eigene, anstachelnde „Mythomotorik“;

3) zu den Erziehungsbemühungen, die nicht unterschätzt werden sollen, zählen die an die Jugend gerichteten Appelle in den ab 1928 gleichfalls den Buchmarkt überschwemmenden Kriegsmemoiren. Die Jugend sollte Rächer der Alten sein. General von Kluck ließ sein Buch mit dem Ausruf enden: „Steig ein an! Carpe diem deutsche Jugend!“; General Litzmann hoffte auf die „gottlob noch begeisterungsfähige deutsche Jugend“; Hindenburg baute „fest auf Dich, Du deutsche Jugend“; General Stein wünschte, „mancher junge Kamerad“ möge seinem Buche „Lehre und Anregung entnehmen“; General Gallwitz, „dass mancher deutsche Jüngling Anregung, Hebung seines vaterländischen Empfindens und Anreiz zur mannhaften Einstellung finden möge“⁵⁴;

4) epigonales Minderwertigkeitsgefühl der zum Kriege zu spät Gekommenen. Nach Jakob Burckhard ist der Bezugsrahmen für historische Größe das eigene Knirpstum. Wir können bei der ästhetischen und mentalen Kriegsmäßigkeit großer Teile der Jugend von einer Überkompensation des schlechten Gewissens reden, im ‚großen Kriege‘ *nicht* dabei gewesen zu sein;

5) das Hervorkehren eines maskulin-bellizistischen Habitus als Abwehrhaltung einer *No-Future-Generation*. In der Kriegssehnsucht ist ebenso wie in der von Ernst Jünger so radikal formulierten Bürgertumskritik eine Kritik am Verwahrlosungskapitalismus des „nur-wirtschaftlichen Denken(s)“⁵⁵ erkennbar. Auf dem mehrfach erwähnten SPD-Parteitag von 1931 stellte Erich Ollenhauer die Zerstörungen des Weltkrieges gleichrangig neben Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und „*Rationalisierung*“⁵⁶; in der Debatte hieß es, die größte Gefahr für die Jugend sei das „Deutsche Institut für technische Arbeitsforschung“⁵⁷ zu Dortmund. Damit war die ab 1926 einsetzende Rationalisierungswelle angesprochen. Eine als Terror erlebte Ökonomie im Zeichen von Rationalisierung, Taylorismus und Fordismus, die bald junge Arbeitskräfte ausbeutete, „die außerdem leider auch Menschen waren“⁵⁸, bald sie in Armeestärke auf die Straße warf, bestärkte

⁵⁴ Siehe zu den Kriegsmemoiren ausführlicher: *Bernd-A. Rusinek*, „Das überall frech eindringende moderne Leben ...“ Hohe Offiziere des Kaiserreiches als antidemokratische Denker, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* (1992) 29–52 (dort auch die Zitate).

⁵⁵ *Niessen*, *Der Lebensraum für den geistigen Arbeiter* 17.

⁵⁶ Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931 202 f.

⁵⁷ Ebd. 223.

⁵⁸ *Hans Freyer*, *Revolution von rechts* (Jena 1931) 28.

antikapitalistische Haßgefühle von rechts. „Schade, dass wir keine Maschinenmenschen bauen können“, rief Hans Freyer 1931 zynisch aus⁵⁹. Dem *american dream* des Taylorismus und Fordismus wurde ein *german dream* der kriegerischen Kameradschaft entgegenstellt. Dieser Zusammenhang wurde früh erkannt. In der „Zeitschrift für deutsches Volkstum“ hieß es 1930: „Im Krieg entrannen die jungen Menschen der ihrer Altersstufe unerträglichen Mittelbarkeit des kapitalistischen Zweckdenkens, der bürgerlichen Vorsorge, in den primitiven Militärkommunismus.“⁶⁰

Am Beginn dieses Beitrages ist Leopold von Ranke's Ansicht zitiert worden, daß allemal in einer Generation eine Idee vorherrsche, es aber nicht immer zu bestimmen sei, ob solche Ideen mehr von einzelnen Individuen *ausgegangen* seien oder dieselben *von außen* kamen. Hier zu unterscheiden, hatte Ranke als eines der wichtigsten Probleme bezeichnet. Auf die Außenanstöße für die Kriegssehnsucht innerhalb der Weimarer Jugend wurde bereits in den Hinweisen auf bellizistische Erziehungsbemühungen eingegangen, die in der Weimarer Republik fortwirkten. Offenbar lebte in der akademischen Jugend eine Kriegssehnsucht fort, die bereits am Ende der Wilhelminischen Ära bestand und sich im Augustjubiläum der bürgerlichen Jugend entlud. Dieses ‚August-Erlebnis‘ wurde bei allen Um-Interpretationen des Ersten Weltkrieges in den mythischen Erzählungen der Weimarer Zeit konstant beschworen. Der Kriegsausbruch wurde bereits zur Ereigniszeit in ähnlicher Weise als antibürgerliche Chance erlebt wie in Ernst Jüngers 1929 niedergeschriebenen Kriegspantastien von einer neuen Aristokratie⁶¹. Im übrigen aber erfolgte die Umdeutung vom durch vaterländische Sinnggebung eindeutig zu bestimmenden in ein eher sinnloses, ameisenhaftes Geschehen, das unter Verzicht auf Sinnggebung oder Moralisierung im Sinne des 19. Jahrhunderts mit naturwissenschaftlich geschultem Blick analysiert wurde⁶². Damit koppelte sich die ‚Jugend‘ von den Vaterlandsdiskursen der Väter ab, also – im Sinne Rankes – von den von außen kommenden Ideen. Aber dieser Gesichtspunkt ist noch einer weiteren Differenzierung zugänglich: War es auch wirklich *Jugend*, die sprach, wenn Jugend sprach? Kamen die Ideen von außen?

Letzteres war häufig der Fall. Der große Generationenkampf der Weimarer Zeit, insbesondere die politischen Forderungen namens der Jugend, die an den

⁵⁹ Ebd. 21.

⁶⁰ Albrecht Erich Günther, Der Bürgerhass der jungen Generation, in: Deutsches Volkstum (2/1930) 89–95, 92.

⁶¹ In seiner Rektoratsrede „Krieg und Wirtschaft“ nannte Eberhard Gothein 1914 das Wegfegen von „Erscheinungen der Hyperkultur“ wie Verweichlichung und müßiges Ästhetentum als eine der Folgen des Kriegsausbruchs, wobei er diesen positiven Kräften aber auch negative Möglichkeiten gegenüberstellte, die durch die Erregung der Gemüts – und die Anspannung der intellektuellen Kräfte herbeigeführt werden könnten. Und Gothein rief aus: „Kriege bilden Mythen“. (Eberhard Gothein, Krieg und Wirtschaft. Akademische Rede zur Erinnerung an den zweiten Gründer der Universität, Karl Friedrich, Großherzog von Baden, am 21. November 1914 bei dem Vortrag des Jahresberichts und der Verkündung der akademischen Preisaufgaben gehalten [Heidelberg 1914] 3–109, 9, 21, 23).

⁶² Mittelzwei, Untergang der Akademie 202.

kriegssehnsüchtigen Habitus geknüpft wurden, besitzen bei genauer Betrachtung Züge eines großen Generationenschwindels. Wir betreten eine semantische Kampfzone. Entweder faßte man unter „Jugend“ die Altersgruppe zwischen 14 und 20 Jahren, jene zwischen 20 und 35 aber unter „junger Generation“⁶³, oder man zimmerte aus der soziobiologischen Kategorie „Jugend“ eine Jugendmetaphysik. Über die beanspruchte Rolle der Studenten und Jungakademiker als Gesamtsprecher der jungen Generation spotteten bereits Zeitgenossen, man rede heute von „junger Generation“, und die Öffentlichkeit verstehe darunter „sehr leicht nur die junge akademische Generation“; diese ganze junge Generation scheine sich ja auf der Universität zu befinden⁶⁴. Im Ernst sei, was sich als „junge Generation“ bezeichne, ein eng begrenzter Kreis aus der Jugend des gehobenen und (noch) besitzenden Bürgertums, deren normaler Aufstieg innerhalb der politischen und wirtschaftlichen Gebilde, denen sie durch ihre Herkunft nahe stünden, durch die verschiedensten Ursachen versperrt sei:

*Sie hoffen, indem sie sich selbst als die junge Generation bezeichnen, mit Hilfe der Jugendideologie die ältere Generation zu zwingen, ihnen Plätze frei zu geben*⁶⁵.

Jakob Baxa, Privatdozent und Mitarbeiter Othmar Spanns in Wien, gab den Begriff „Jugend“ fast der Lächerlichkeit preis, wenn er darunter die jüngere Generation „(unter 40 Jahren)“ verstand⁶⁶.

Friedrich Meinecke sah im Jahre 1932 „einen großen Teil der akademischen Jugend“ beim Nationalsozialismus⁶⁷ – über die nicht-akademische, gar die proletarische Jugend äußerte er sich nicht. Leicht ließe sich die Gegenrechnung aufmachen, und das wurde bereits in der Weimarer Zeit getan. Der nationalistische Hauptherd der Studierenden in Weimar, die „Deutsche Studentenschaft“, so schrieb das katholische „Hochland“, habe „nur 31 000 Mitglieder, davon 20 000 – Bayern und Württemberger – Zwangsmitglieder sind“⁶⁸. Bereits kurz nach Erscheinen hatte Remarques Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“ eine Auflage von 500 000 und geschätzte 1 000 000 Leser⁶⁹.

Daß die junge männliche Generation die Weimarer Republik ablehnte, daß bereits ihr militärischer Stil aus der Republik hinauswies, soll nicht bestritten werden. Es gehört zum sicheren Wissen der Zeitgeschichtsforschung. Aber wir dürfen über Jugend-Äußerungen in der Weimarer Zeit nicht reden, wenn dabei

⁶³ Sozialdemokratischer Parteitag in Leipzig 1931 194.

⁶⁴ *Leopold Dingräve*, Wo steht die junge Generation? (Schriften der „Tat“, Jena 1931) 16 u. Fn.

⁶⁵ Ebd. 9.

⁶⁶ *Jakob Baxa*, Berufsnot und Berufsaussichten der Akademiker in Österreich (Schriften der Fichte-Vereinigung für Österreich, 1. Heft, Wien 1930) 11.

⁶⁷ Zit. nach: *Martin Kröger, Roland Thimme*, Die Geschichtsbilder des Historikers Karl Dietrich Erdmann. Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik (München 1996) 17.

⁶⁸ *Kuno Waltemath*, Die Republik im Geschichtsunterricht 89.

⁶⁹ *Friedrich Fuchs*, 1 Million x Im Westen nichts Neues, in: *Hochland*, H. 8 (1928/29) 216–219, 216.

unberücksichtigt bleibt, wer unter Ausnutzung des generationen-politischen Rückenwindes seinen eigenen Acker bestellte und sich zum mediengestützten Sprecher aufwarf. Zu fragen ist auch nach der exkulpierenden Funktion der Rede von der ‚ganzen Generation‘ in den Jahren nach 1945: Wenn der Nationalsozialismus geradezu als ‚Generationenprojekt‘ erscheint, besteht die Gefahr, historisches Geschehen in Naturwüchsigkeit zu verwandeln. In diesen beiden Bereichen besteht noch Forschungs- und Reflexionsbedarf.

Heinz Bude

Die 50er Jahre im Spiegel der Flakhelfer- und der 68er-Generation

Man kann Deutschland als das Land der Generationen bezeichnen – jedenfalls im Unterschied zu Großbritannien, das bis heute ein Land der Klassen ist, oder zu Frankreich, dessen Selbstverständnis auf der Idee der Republik gründet. Dabei geht es natürlich nicht um die Tatsachenfrage, ob es nicht auch in Frankreich Klassen und in Großbritannien Generationen gibt oder ob Deutschland nicht auch eine Republik darstellt, sondern um den herrschenden Orientierungsbegriff für die politische Kultur eines Landes, auf den sich die kontroversen Vorstellungen der gesellschaftlichen Selbstthematisierung beziehen. Darin liegt der Unterschied. So werden bei uns gesamtgesellschaftliche Zäsuren ganz selbstverständlich mit Generationswechseln in Verbindung gebracht („1914“ oder „1968“ zum Beispiel)¹ – oder es werden soziokulturelle Staus mit der überlangen Dominanz einer nicht abtreten wollenden Generation erklärt (die „Wilhelminer des Kaiserreichs“ am Anfang² und die „Skeptiker der Bundesrepublik“ am Ende des 20. Jahrhunderts³).

Das Phänomen der Generationen allerdings ist international und modern. Die am Beginn des 20. Jahrhunderts stehende „Generation von 1914“⁴ gab es in Großbritannien und in Frankreich genauso wie in Spanien, Italien und Deutschland. Sicher mit anderen Ausdrucksformen – die Briten schrieben Gedichte, Briefe und Novellen, die Italiener politische Essays, die Spanier hörten auf die Vorlesungen eines Ortega, die Franzosen liebten das kollektive Portrait einer jungen intellektuellen Pariser Elite, und die Deutschen schrieben groß angelegte soziale Theorien –, aber das Thema war immer dasselbe: Abschied von einem langweiligen, friedlichen, selbstzweifelnden und glaubenslosen 19. Jahrhundert und die Hinwendung zu einer nationalistischen, futuristischen und militanten Moderne. Der Krieg war für die „Generation von 1914“ zu einer Frage des Lebens geworden.

In diesem säkularen Bruch setzte Deutschland allerdings einen spezifischen Akzent. Um die Wende vom 19. aufs 20. Jahrhundert taucht hier der Begriff der

¹ *Martin Broszat* (Hrsg.), *Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte* (München 1990).

² *Martin Doerry*, *Übergangsmenschen* (Weinheim 1989).

³ *Heinz Bude*, *Die Politik der Generationen* (Gewerkschaftliche Monatshefte 49, Opladen 1998) 689–694.

⁴ *Robert Wohl*, *The Generation of 1914* (Cambridge 1979).

„Jugendgeneration“ auf, womit zum Ausdruck gebracht wird, wie Jugend und Generation zu austauschbaren Begriffen werden. „Jugend“ bezeichnet das Recht zum absoluten Neuanfang und „Generation“ die Geworfenheit in eine ganz und gar einmalige geschichtliche Situation. Weil niemand sonst die Einwirkungen und Forderungen der Jetztzeit in dieser Frische und Entschiedenheit erleben kann, kann sich die „junge Generation“ als Vorhut einer neuen Zeit fühlen⁵.

Diese aus Deutschland kommende semantische Innovation veranschaulicht die drei Gründe für die Modernität des Phänomens der Generation:

Da ist zuerst ein ideeller Komplex, der die Botschaft der Französischen Revolution mit dem Programm der deutschen Romantik verbindet⁶. Wo das revolutionäre Prinzip besagt, daß Vergangenheit zugunsten von Zukunft negierbar ist, behauptet die aus dem Zusammenbruch der Systemphilosophien stammende Denkbewegung den Primat des Lebens und der Existenz gegenüber dem Geist und der Geschichte. Im Generationenbegriff läßt sich die äußerste Mobilisierung von Zukunft mit dem „unendlichen Mangel an Sein“ (Schelling) zusammendenken. Denn die Kraft zur Unterbrechung der Geschichte kommt aus der Rückkehr zum Wirklichen und Konkreten⁷.

Diese Ideen bedürfen allerdings bestimmter Institutionen für ihre Formierung und Verbreitung. So beruht der Auftritt von Generationen als eigenständigen Akteursfiktionen auf der institutionellen Durchsetzung von Schule und Wehrpflicht als Agenturen für die Herstellung altershomogener Gruppen mit einem eigenen Selbstverständnis⁸. Durch schulische Unterweisung und militärische Disziplin entsteht die männliche Gruppe der Gleichaltrigen, die als Jugend ihr eigenes Recht fordert. Deshalb ist für die klassische Generationentheorie diese eigene fürs Experimentieren freigegebene Phase im Lebenslauf so wichtig für die Bildung eines generationellen Selbstverständnisses.

Neben diesen Ideen und Institutionen waren bestimmte Interessen für die Durchsetzung des Generationenbegriffs verantwortlich. Dahinter stand die besonders in Deutschland um die Jahrhundertwende auftretende demographische Revolution, die den Jungen das Gefühl robuster Anspruchsberechtigung allein schon aufgrund zahlenmäßiger Stärke vermittelte⁹. Weil sich die Idee des Neuen nicht nur mit der Erfahrung gleichartiger Einwirkungen, sondern auch noch mit dem Gefühl gemeinsamer Interessen verband, konnte Generation im 20. Jahrhundert ein ebenso starker Mobilisierungsbegriff werden wie Klasse und Nation im 19. Jahrhundert.

⁵ Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler (Hrsg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend (Frankfurt a.M. 1985).

⁶ Pierre Nora, Generation, in: ders. (ed.), *Realms of Memory, Vol.1: Conflicts and Divisions* (New York 1996) 499–531.

⁷ Marvin Rintala, *The Constitution of Silence. Essays on Generational Themes* (Westport, London 1979).

⁸ Friedrich H. Tenbruck, *Jugend und Gesellschaft* (Freiburg 1965).

⁹ Detlev Peukert, *Die Weimarer Republik* (Frankfurt a. M. 1996).

Besondere Entstehungskonstellationen ändern allerdings nichts an der Globalität des Phänomens. Sobald eine Generation eine identifizierbare Gestalt annimmt, findet sie sich immer in mehreren Ländern zugleich. Das ist nicht erst seit der weltweiten Bewegung von 1968 der Fall. Schon die erste nachrevolutionäre Generation der Romantik war zumindest ein europäisches Phänomen¹⁰. Das läßt sich genauso wie für die „Generation von 1914“, für die Generation der politischen Jugend aus der Zwischenkriegszeit, für die skeptische Generation der Nachkriegszeit, selbst für die „Halbstarke“ zeigen, die zwischen 1956 und 1958 mit Bill Haley und James Dean außer Rand und Band gerieten. Die hießen in Großbritannien „Teddy-Boys“, in Dänemark „Laeder-Jakken“, in Spanien „Gaberros“, in Österreich „Plattenbrüder“, in Frankreich „Blouson Noir“ und in der Sowjetunion „Hooligans“¹¹. Es geht jedesmal um die Erfahrung überraschender Übereinstimmungen zwischen Ausdrucksformen und Problemwahrnehmungen, die sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeiten zurückführen lassen und die trotzdem die Grenzen der einzelnen Gesellschaften überschreiten. Es ist die Bezugnahme auf ein sozialisierendes Eindrucks- und Wirkungserlebnis, aus dem sich die Evidenz einer Gemeinsamkeit der geschichtlichen Lage trotz erkennbarer Unterschiede in sozialer Herkunft und nationalem Ursprung ergibt. Unbeschadet der Tatsache, daß die Einarbeitung in die jeweilige Gesellschaftsgeschichte in ganz unterschiedlicher Weise verläuft, stellen Generationen die ersten Globalisierungsvorgänge dar, die quer zu mehreren Gesellschaften und über sie hinweg verlaufen.

Es hängt sicher mit den bekannten „Verspätungen“ und „Sonderwegen“ unserer Gesellschaftsgeschichte zusammen, daß in Deutschland Fragen des kollektiven Selbstverständnisses mit Vorliebe an Generationskonflikten festgemacht werden. Der „verspäteten Nation“ fehlt ein „goldenes Zeitalter“, das einen mythischen Grund und einen traditionsstiftenden Bezugspunkt ihres Selbstverständnisses abgeben könnte¹². Wir hatten keine große Revolution und kennen keine konsolidierte Periode in unserer Geschichte. Wo keine Tradition lebendig ist, muß man sich auf die vergehende Zeit selbst beziehen. Deshalb sind die Deutschen zum Volk der Geschichte geworden, das das „historische Bewußtsein“ erfunden hat und deshalb seine Geschichte weniger nach dem Stand der Klassenkämpfe oder den Formen der Republik, sondern nach Generationen und Generationsverhältnissen periodisiert.

Dabei bilden Generationen ein eigenartig „übertriebenes Wir“¹³. Sie gründen zwar in den biographischen Erfahrungen des Ichs, zeichnen aber von seinen varia-

¹⁰ Alan B. Spitzer, *The French Generation of 1820* (Princeton 1987).

¹¹ Thomas Grotum, *Die Halbstarke. Zur Geschichte einer Subkultur in den 50er Jahren* (Frankfurt a. M., New York 1994).

¹² Darin sind sich zwei prominente Biographen der deutschen Nation einig: nämlich Helmut Plessner, *Die verspätete Nation* (Stuttgart 1959) und Norbert Elias, *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt a.M. 1989).

¹³ Julia Kristeva, *Eine Erinnerung* (Schreibheft 26, Essen 1985) 134–143.

blen Verlaufsformen nur ein schematisches Bild. Sie appellieren ans Erlebnis, doch orientieren sich an generellen Vorgaben. Darauf beruht die eigentümliche Orientierungsleistung von Generationen: daß sie die Geschichte unterlaufen und die Biographie steigern.

Das geschieht im Alltag dadurch, daß die Kontingenz der eigenen Biographie in den Vergleichshorizont der Lebensläufe von Gleichaltrigen gestellt wird, woran man sehen kann, was man erreicht hat, woran man gescheitert ist und was bloßes Glück oder Unglück war. Im Vergleichshorizont der Generation findet das Kontingenzerleben der Biographie einen Anker im allgemeinen Geschichtsverlauf. Fragen nach der Generationszugehörigkeit haben mit Gefühlen der Mitgelebtheit, des persönlichen Einsatzes und des gemeinsamen Alterns zu tun. Anders als der Gesellschaftsbegriff, der eine Abstraktion der Perspektive auf eine Sprache von Strukturen, Funktionen und Variationen verlangt, bleibt der Generationsbegriff bei den Wirklichkeiten der menschlichen Erfahrung, die direkter Kommunikation und persönlicher Intuition zugänglich sind. In alltäglichen Unterhaltungen begründen Ergänzungsreaktionen und Themenverschmelzungen plötzlich eine eigentümliche Nähe zwischen ansonsten sich fremd gegenüberstehenden Individuen. Man erkennt sich in einem Gefühl der gleichartigen Betroffenheit durch eine einzigartige gesellschaftliche und geschichtliche Situation.

Dabei macht sich eine bestimmte Pragmatik generationeller Selbstattribuierungen geltend¹⁴. Da ist einmal der Sachverhalt, daß sich Generationen über Differenzen bestimmen. Man weiß zuerst, zu welcher Generation man nicht gehört. Die Bestimmung der eigenen Generation läuft über Abgrenzungen gegenüber anderen, vorhergehenden oder nachfolgenden Generationen, denen man sich weder stimmungsmäßig, was Vorlieben für Musik, Kleidung oder Gesten betrifft, noch sozialmoralisch, was Ansichten über gesellschaftliche Probleme und kollektive Erregenschaften angeht, zurechnen mag. Bei der Namensnennung für die eigene Generation orientiert man sich an öffentlich gehandelten Vorgaben, die daraufhin geprüft werden, ob sie zur Abgrenzung taugen und das Eigene zu erkennen geben.

Sodann bilden, worauf Karl Mannheim¹⁵ eindrücklich hingewiesen hat, Generationen polare Einheiten. Es gehört zur Erfahrung von Generationen, daß ungefähr Gleichaltrige zu verschiedenen Folgerungen aus gemeinsamen Erfahrungen und Erinnerungen gelangt sind. In der Regel sind sich die Deutungssender einer Generation nicht einig, welche Schlüsse aus den gemeinsamen Erfahrungen und Erinnerungen zu ziehen sind. Das kann den Charakter eines politischen Streits über konservative und progressive Lesarten des Generationsschicksals haben, aber es kann genauso den Charakter von rein ästhetischen oder völlig stilistischen Kontroversen annehmen. Einig ist man sich freilich im Hinweis auf Momente „er-

¹⁴ Heinz Bude, Qualitative Generationsforschung, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (Reinbek bei Hamburg 2000) 187–194.

¹⁵ Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: Karl Mannheim, Wissenssoziologie (Berlin 1964) 509–565.

habener Rührung“, die einen bestimmten Enthusiasmus des Beginnens oder Auftretens markieren.

Außerdem berührt die generationenmäßige Selbstidentifikation das Verhältnis zwischen avantgardistischen und rezeptiven Gruppen innerhalb eines Generationszusammenhalts. Die Artikulation des Gemeinsamen vollzieht sich über Zeit, das heißt es gibt diejenigen, die die Stichworte liefern und die Embleme verkörpern, und die Mehrheit derjenigen, die sich im Nachhinein darin wiedererkennen und zusammenfühlen. Dies erklärt auch das eigenartige Phänomen der retrospektiven Vermehrung einer Generation. Was am Anfang das Spiel von einigen Wenigen, aber Auffälligen war, bietet im Abstand einen Bezugspunkt für das Selbstverständnis vieler anderer. Man fühlt sich als Angehöriger der Flakhelfer-Generation, obwohl man nie an einem Flak-Geschütz gestanden, oder als Angehöriger der 68er-Generation, obwohl man nie an einer Demonstration teilgenommen hat. Das Zusammengehörigkeitsgefühl bemißt sich nach der Bedeutung, die bestimmte Ereignisse und Situationen haben, und nicht daran, ob man tatsächlich dabei oder wirklich betroffen war¹⁶.

Schließlich können sogar die typischen Ausdrucksgestalten einer Generation mit der Zeit wechseln. Mannheim hat mit Julius Petersen auf den Wechsel zwischen „führenden“, „umgelenkten“ und „unterdrückten“ Generationstypen bei der Herausarbeitung einer Generationsgestalt hingewiesen. Der Typ der Stunde kann sich schnell als wirre Ausnahmefigur erweisen, der den damals im Hintergrund oder Danebenstehenden nur die Schau gestohlen hat. So durchlaufen Generationen durchaus eine historische Metamorphose, die „umgelenkte“ Ansichten und „unterdrückte“ Strebungen an den Tag bringt. Deshalb muß man sich immer darüber im klaren sein, zu welchem Zeitpunkt man eine Generation charakterisiert, welchen Umfang an Generationsgenossen man zulassen will, wie die Einheit der Gegensätze in einem Generationszusammenhang zu verstehen ist und wie sich die Abgrenzungen zu anderen Generationen mit der Zeit verschieben.

Im Blick auf seine alltägliche Verwendungsweise wird deutlich, wie der Generationsbegriff seine Stellung zwischen dem Geschichts- und dem Gesellschaftsbegriff findet: Gegenüber der „Realabstraktion“ der Gesellschaft behauptet der Generationsbegriff den Erlebnisbezug des Beteiligtseins; und gegenüber der Singularitätsunterstellung des Geschichtsbegriffs besteht der Generationsbegriff auf der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Wilhelm Pinder). So modalisieren Generationen die Obligation der Gesellschaft und vervielfältigen die Kontinuität der Geschichte. Was wir als Einheit einer gesellschaftsgeschichtlichen Periode ansehen, unterliegt der perspektivischen Variation im Generationenverhältnis. Die geläufige Querschnittsperspektive verdunkelt nur die Widersprüche und Spannungen, die sich in der Längsschnittperspektive ergeben. Was den Geist einer Zeit oder den Begriff einer Epoche ausmacht, ist nur aus dem jeweils geltenden Generationenverhältnis zu klären.

¹⁶ Heinz Bude, Die biographische Relevanz der Generation, in: Martin Kohli, Marc Szydlak (Hrsg.), Generationen in Familie und Gesellschaft (Opladen 2000) 19–35.

Das soll jetzt in bezug auf die 50er Jahre dargelegt werden, die als das Erlebnisjahrzehnt „zwischen der Abschaffung der Lebensmittelkarten und dem ersten Auftritt der Beatles“¹⁷ bestimmt werden: wie hier Kontinuitäts- und Diskontinuitätsvorstellungen, Traditions- und Modernitätsbegriffe, Restaurations- und Revolutionsaspekte gleichzeitig existieren und sich als Widersprüche zwischen ungleichzeitigen Generationen reflektieren.

Ich greife dazu auf meine eigenen beiden Untersuchungen über die Flakhelfer-Generation und die 68er Generation zurück¹⁸. Diese beiden Generationen organisieren nämlich in der Retrospektive ihre Lebensgeschichte aus zwei ganz unterschiedlichen Begriffen der 50er Jahre. Was sich für die 68er Kriegskinder als dunkle und enge Zeit von politischer Restauration und persönlichem Erfahrungshunger darstellt, ist für die Flakhelfer, die als „letzte Helden des Führers“ das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebt haben, eine helle und offene Zeit der Geschichtsunterbrechung und des Neuanfangs gewesen. In den Interviews knüpfte sich an den Topos der „50er Jahre“ eine nicht-stimulierte Unterschiedsbestimmung, die den Kern des Lebensgefühls der beiden Generationen trifft.

Ich wähle dazu Textausschnitte aus zwei von mir rekonstruierten Fällen: Der 68er Fall ist Camilla Blisse, die 1940 geboren ist und heute eine der führenden intellektuellen Feministinnen der Bundesrepublik darstellt. Dem Flakhelferfall habe ich den Namen Christoph Westmeyer gegeben, der 1928 geboren ist und zur Zeit der Interviews Professor für Politische Wissenschaften in Aachen war. Beide kann man durchaus als Stichwortgeber ihrer Generation bezeichnen, die schon von ihrem Selbstverständnis her ihrer Biographie einen exemplarischen Anspruch verleihen.

Beginnen wir mit Camilla Blisse.

Können Sie sagen, wann für Sie die 50er Jahre zu Ende waren? Ich meine dieses Gefühl der Enge und der strikten Normalität. Wann das für Sie vorbei war?

Das ist bei mir etwas schwierig zu sagen, weil ich Ende der 50er Jahre angefangen habe zu studieren, '58 habe ich Abitur gemacht und mit dem Studium begonnen, und bin dann weggegangen aus Bethel, aus dieser Anstalt, wo ich zehn Jahre war, und dann fing sowieso ein völlig neues Leben an.

Mhm.

Außerdem, ich war so was von unpolitisch, und wir waren damals alle, die ich kannte, vollkommen unpolitisch.

Ja.

Das ist unglaublich, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Überhaupt keine Ahnung, nicht das geringste Interesse, sich damit zu beschäftigen, was diese Politik eigentlich bedeutet. Ich kann mich nur an die Aufrüstungsdebatte

¹⁷ Georg Bollenbeck, Gerhard Kaiser (Hrsg.), Die janusköpfigen 50er Jahre (Wiesbaden 2000) 9.

¹⁸ Heinz Bude, Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation (Frankfurt a.M. 1987) und Heinz Bude, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948 (Frankfurt a.M. 1995).

erinnern, also Franz-Josef Strauß und Kiesinger damals, das weiß ich noch sehr genau, da habe ich am Radio gehalten, ich wollte eine Position dazu haben, was ich davon halten sollte, ob diese Bundeswehr nun bewaffnet werden soll und mit der atomaren Frage. Da habe ich angefangen, mich damit zu beschäftigen. Aber auch noch relativ unpolitisch.

Das heißt moralisch?

Ja, moralisch. Und sehr mit einem existentialistischen Lebensgefühl. So, diese Welt ist sowieso nicht mehr zu retten, und diese Menschen werden das nicht aufhalten. Ob nun die Bundesrepublik Atomwaffen hat oder nicht, ist letztlich egal, das wird sowieso hier alles zu Bruch gehen. Also diese Vorstellung hatte ich ganz stark. Wenn diese Waffe erst mal erfunden ist, dann wird die auch in Aktion treten. Das entspricht sozusagen dem menschlichen Unvermögen und der menschlichen Unfähigkeit, überhaupt ein vernünftiges Leben hinzukriegen. Die moralische Inkompetenz des Menschen war eigentlich so ein Grundgefühl.

Wir lesen, wie Camilla Blisses Versuch, einen Ansatzpunkt zur Interpretation der Lage zu finden, scheitert. An die Aufrüstungsdebatte im Radio kann sie sich noch genau erinnern: Sie hört und lauscht, aber versteht nichts. Von einem großen Mißtrauen ist die Rede: Die Welt ist rettungslos verloren und der Mensch moralisch inkompetent. Camilla Blisse reagiert mit einer schwer gezügelten Verachtung auf eine Situation, die ihr verschlossen ist.

Man kann das „existentialistische Lebensgefühl“ als Sperre gegen die Wahrnehmung der Modernitätsexplosion der 50er Jahre¹⁹ verstehen. Sambaschritte und gelöster florealer Schwung, die Ersetzung des Rechtwinkligen durch das Bewegte, Bibi, Bulli, Babs – all diese Zeichen eines ebenso dynamischen wie amüsanten Aufbruchs nach einem schrecklichen Krieg gelten für die Jungakademikerin aus Bethel nichts, weil „diese Welt sowieso nicht mehr zu retten“ ist.

Hier tritt uns mit Hayden White²⁰ gesprochen das tragische Muster von Niedergang und Zerfall als Inversion des Komischen von Verwirrung und Rettung entgegen. Was heißt hier „sowieso“? Handelt es sie hier nur um ein jugendliches oder doch um ein generationsspezifisches Grundgefühl?

Zur Beantwortung dieser Frage bietet sich der Generationenvergleich an. Bei Christoph Westmeyer stellen sich die Dinge nämlich ganz anders dar.

Und in all dieser Zeit war mein Verhältnis in den 50er Jahren zu Deutschland ein gespaltenes. Ich hatte einen akademischen Lehrer, der war ein arger Deutschen-Hasser, und das hat mich sicherlich bewegt, oft das Land zu verteidigen. Andererseits hatte ich ein ambivalentes Verhältnis zu Deutschland. Ich fand, das Beste, was Deutschland widerfahren war, war die Teilung. Dadurch war es ein westliches Land geworden und kein Land der Mitte mehr, das seine Identität im Abstand zu Frankreich und zu England suchte, sondern jetzt eben sich als Teil des

¹⁹ Die illustriert Paul Maenz, *Die 50er Jahre* (Köln 1984).

²⁰ Hayden White, *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses* (Stuttgart 1986).

Westens empfand. Wir waren eine Menge Probleme los, die sich aus dem Osten ergaben, die ganzen Krautjunker, die ja in der DDR beseitigt waren, das ganze Verständnis des Germanentums, alle Alternativen zum Westen, all dies war doch kein Thema mehr.

Mhm.

Die Grenzen waren geöffnet, und ich fand die Verwestlichung Deutschlands als etwas, wo das Land seine eigenen Talente erst konstruktiv entfalten würde. Und dann fand ich die Zeit faszinierend als eine Zeit des Neubaus. Manche meiner weltanschaulich engagierteren Kollegen redeten von Restauration und meinten damit etwas anderes. Sie meinten damit eine Haltung, die man als Antifaschismus bezeichnen könnte. Das war nicht einfach nur Antinationalsozialismus, das wäre ja einfach eine Zurückweisung gewesen, sondern auch eine positive Haltung, die von einer bestimmten Theorie für die Entstehung des Nationalsozialismus ausging und die zu schaffende Gesellschaft dann als Alternative dazu verstand.

Mhm.

Diese Leuten haben kritisiert, daß Deutschland nach der Niederlage die Ansätze sozialistischer Art, die es in allen Parteien gab, zurückwies, den Nationalsozialismus nur ausgeklammert und nicht beseitigt hat, in gewisser Weise ja einfach vergaß. Und die haben das kritisiert. Ich war da anderer Meinung. Ich fand, das Beste, was wir tun können, also wenn einer Nazi war, zu sagen, komm, alle Sündigen, die anders sein wollen, denen wird vergeben. Wenn das deutsche Volk nur aus Antinazis bestehen darf, dann reicht das auch nicht so ganz hin. Wir werden also wohl mit Menschen dieses Land bauen müssen, die weniger als unbedingt vorzeigbar sind, aber immerhin, die wirklich also, die Schmittgrenze, wo für mich die Gemeinsamkeit aufhört, lag wesentlich weiter.

Mhm.

Nämlich da eben, wo ich meine, das persönliche Engagement für das Regime bis hin zur Verfolgung anderer dazukam. Aber wenn einer einfach da mitgeschwommen ist, dachte ich, den muß man integrieren. Das war eine faszinierende Zeit des Neubaus, auch im wörtlichen Sinne. Ich sah diese Stadt entstehen.

Ja.

Vieles, was ich damals gut fand, finde ich heute schlecht. Wir haben damals die Stuckfassaden an den noch bestehenden Häusern kaputt geschlagen als Zeichen, als Geste, wie modern wir sind, und ich fand das großartig. Ich fand also, daß diese Bundesrepublik in vieler Hinsicht ein attraktives Land sei, mit Ausnahme dessen, was ich als Adenauer-Mief verstand, nämlich Tradierung einer kleinbürgerlichen Moral. Von daher war ich ein vehementer Kritiker der Adenauer-Regierungen, von denen ich meinte, die versuchen, Moralvorstellungen festzuschreiben, die die der zwanziger Jahre, ach, eigentlich beinah des Kaiserreichs sind. Und von daher war ich begeistert, als dann endlich die Regierung gezwungen war, zur Koalitionsregierung zu werden, als die Mehrheit verloren ging.

In diesem biographischen Text gibt nicht heroische Tragik, sondern ironische Ambivalenz den Ton an. Da ist zunächst der Komplex von Teilung und Neubau,

was das Deutschland nach dem Nationalsozialismus betrifft. Die Teilung ermöglichte die Entmischung der in seinen Augen gefährlichen deutschen Mischung aus westlicher Rationalität und östlicher Mystik, was zur Folge hatte, daß das Land „seine eigenen Talente“ überhaupt erst konstruktiv entfalten konnte. Teilung bedeutet für ihn nicht Strafe, sondern nimmt er als Bedingung für einen anderen Anfang nach 1945.

Man stößt hier auf das latente Strukturmuster von Entwertung und Anpassung. Entwertet wird alles, was war, damit die Anpassung an das Gelingen kann, was ist. Christoph Westmeyer will keinen Schlußstrich ziehen, um etwas zu bewahren, sondern er nimmt hin, daß der Faden gerissen ist, um etwas ganz anderes zu probieren.

Dann haben wir im Text den Komplex von Destruktion und Fortschritt. Am Beginn dieser neuen Zeit stand eine Geste der Destruktion, die den unbedingten Willen zur Modernität unter Beweis stellen sollte. Man zerschlug die Stuckfassaden an den Häusern, die als Ornamente des Vergangenen galten, und errichtete, so könnte man fortfahren, neue Häuser, deren Oberfläche blank und glatt war. Das ist nicht nur der Ausdruck einer Erfahrung erhöhter Mobilität und Verstädterung, der Herausbildung neuer Freizeitstile und Konsumerwartungen, sondern auch das Bekenntnis zu einer Ästhetik des Bungalows, der seriellen Musik (Karlheinz Stockhausen) und des „Ich ohne Gewähr“ (Ingeborg Bachmann). Christoph Westmeyer fand das „großartig“. Der Nihilist macht reinen Tisch mit der Geschichte, und der Positivist krempelt die Ärmel hoch. Die radikale Entwertung der schlechten Vergangenheit und die vollkommene Anpassung an die rasante Gegenwart gehören offenbar zusammen.

Schließlich ist da noch der Komplex aus moralischem Vergessen und funktionaler Einpassung. Alle, die mit anpacken wollen, sollen dazugehören. Zukunft ist wichtiger als Vergangenheit. Das ist ein unaufgeregter Nietzscheanismus, der ein historisches Abbruchunternehmen ohne Beispiel begleitet. Man wird dieses Land wohl mit Menschen bauen müssen, die weniger als unbedingt vorzeigbar sind. Da helfen keine Anklage und keine Abrechnung. Die „Gleichgültigen neuen Stils“ (David Riesman) können sich auch für einen „negativen Nationalismus“ nicht begeistern.

Aber wer ist „Wir“? Wer spricht? Von wo aus werden hier die 50er Jahre betrachtet? Für Camilla Blisse gibt es dieses „Wir“ überhaupt nicht. Für sie ist „diese Welt sowieso nicht mehr zu retten“.

Ein zweites Paar von Textausschnitten fragt nun nach dem Herkunftskomplex dieser unterschiedlichen Haltungen zu den „50er Jahren“. Wie verstehen sie ihr Herkommen aus dem Nationalsozialismus? Welche Vergangenheit sind sie bereit, für sich zu akzeptieren?

Beginnen wir wieder mit Camilla Blisse.

Wie stand Ihr Vater zum Faschismus?

Mein Vater war überzeugter Nationalsozialist.

Ja.

Ein ganz überzeugter Christ mit der Waffe. Er ist als Pfarrer freiwillig eingezogen, war schon bei der SA, was auch in zahlreichen Schriften und Briefen dokumentiert ist, seine Haltung zum Nationalsozialismus.

War Ihre Mutter anders?

Meine Mutter war in dieser Hinsicht halt eine typische Frau, das heißt, sie hat keine eigene Position entwickelt dazu, sie hat geglaubt, daß es so richtig sei, wie ihr Mann das gemacht hat, also sie hat gehofft und versucht, es so auch gut zu finden.

Mhm.

Nehme ich jedenfalls an. Aber sie hat darüber nicht ein einziges Mal gesprochen. Das war das absolute Tabuthema. Und in diesem geschützten Raum Bethel ist der Nationalsozialismus politisch niemals ein Thema gewesen, in meiner gesamten Schulzeit ist das nicht einmal überhaupt berührt worden. Es war nur atmosphärisch halt so, daß Bethel eine karitative Einstellung zu den ganzen Problemen hatte, so daß auch sehr viele Nazis in Bethel untergebracht waren, und die da auch rumliefen, und so eine gewisse Berührungsscheu den Menschen gegenüber bestand, aber ich nie genau wußte, warum. Ich war ja noch ziemlich klein und habe das erst hinterher eigentlich alles rausgefunden, was da los war.

Mhm.

Das war mir alles etwas unheimlich, aber ich habe als Kind viel weniger noch eine Ahnung gehabt, was nun Nationalsozialismus war, ich habe mehr so sinnliche Erfahrungen mit dem Krieg selbst gehabt. Mit Bombenangriffen und Zerstörung von Städten, das hat mich, glaube ich, sehr, sehr tief beeindruckt, überhaupt die Zerstörungsleistung eines Krieges, ohne damals zu fragen, wer eigentlich was hier zu verantworten hat. Erstmals überhaupt die Tatsache der Zerstörung, das war für mich eine solche Ungebeuerlichkeit, was ich nicht begreifen konnte, was das war, warum man das alles kaputt machen mußte.

Das hatte nichts mit einer Angezogenheit von großer Zerstörung zu tun, die ja wohl auch etwas Faszinierendes haben kann?

Nein, überhaupt nicht. Das war für mich wirklich die Hölle, wirklich die Hölle. Ich erinnere mich noch genau, als wir aus Polen kamen, das war 1944, da war gerade ein großer Angriff auf Berlin gewesen, und wir mußten da umsteigen von der Friedrichstraße zu einem anderen Bahnhof und mußten durch diese kaputte Stadt laufen, und ich fand, das waren wirklich Höllenvorstellungen, so sieht die Hölle aus.

Mhm.

Das war nachts, das vergesse ich nie. Auch andere Sachen. Zum Beispiel Bombenangriffe aus der Ferne haben wir mehrere erlebt, als wir evakuiert waren auf einem Dorf, wo man dann aus der Ferne so richtig sah, wie diese Bomben bei schönem Wetter 1945, diesem knallblauen Himmel, diese glitzernden Flugzeuge, und dann die Bomben da unten rausflogen, und da sah man von weitem richtig, wie die Kirchtürme umkippten. Das sind so Erinnerungen. Auch wenn meine Mutter weinte, wegen der Gebäude auch, also auch. Ich weiß noch, wie sie sagte, diese schönen Kirchen. Das heißt also, auch so eine Art, von meiner Mutter ausgehend, Liebe zu der Kultur, die da zerstört wurde.

Mhm.

Zu den Menschen, zu den anonymen Menschen und zu allem, was so eine Stadt an Gewordenem beinhaltet.

Glauben Sie, daß Ihre Mutter das ohne sie beide, die beiden Kinder ertragen hätte?

Nein, das glaube ich nicht. Das war eine emotional sehr enge Beziehung, das ist kaum vergleichbar, ich denke, daß diese Konstellation, diese Dreierkonstellation gar nicht denkbar wäre unter anderen Bedingungen, unter Nicht-Kriegsbedingungen. Zumal in meiner Familie fast alle Männer gefallen waren, es sind keine übrig geblieben, die sind wirklich ausgerettet, und da war halt die Bindung aneinander und die Fürsorge füreinander und die Toleranz sehr, sehr einmalig, denke ich.

Wir werden mit einem harten und scharfen Bild des Vaters konfrontiert. Ein „ganz überzeugter“ Täter, was in „zahlreichen“ Quellen „dokumentiert“ ist. Also kein Karrierist oder Mitläufer, sondern ein richtiger „Christ mit der Waffe“. Camilla Blisse spricht aus der Welt des evangelischen Pfarrhauses, die zwischen Glaube und Vaterland, Wille und Gehorsam, göttlicher Gnade und kriegerischer Bewährung liegt. Es handelt sich um einen Kontext ihrer Herkunft, der von der Mutter streng bewacht wird: „ein geschützter Raum“ und ein absolutes Tabu. Gleichwohl ist die atmosphärische Präsenz von etwas Unheimlichem mit Händen zu greifen. Der Vater wäre einer dieser herumschleichenden Nazis in Bethel gewesen, die schweigsam und geduckt sich dankbar für die karitative Aufnahme zeigen mußten. Da ist es schon besser, daß der Vater tot ist. Das doppelte Überzeugtsein, Christ und Nazi, macht ihn zu einer eigentümlich heroischen Gestalt, als sei er ein richtiger Held zur falschen Zeit gewesen. Vielleicht hätte aus ihm auch ein Martin Niemöller werden können, der vom U-Boot-Kommandanten des Ersten Weltkriegs zum militanten Pazifisten mutiert ist. Jedenfalls stellt sich die Frage, ob ein überzeugter Täter nicht letztlich besser als ein bloßer Mitläufer ist.

Das war eingerahmt von der „Hölle“ des Krieges. Camilla Blisse rettet sich in eine anthropologische Empörung angesichts einer „solchen Ungeheuerlichkeit“. Es ist ein apokalyptisches Szenarium, wie sie als Vierjährige durch das zerstörte Berlin läuft. Die Erinnerung ist noch ganz plastisch vorhanden. Aber das Ganze hat auch eine abendländische Dimension: der „knallblaue Himmel“ mit den „glitzernden Flugzeugen“. Die Mutter weist auf die „kippenden Kirchtürme“. Hat Gott die Menschen verlassen? Man fühlt sich an Hans Egon Holthusens Metapher vom „unbehausten Menschen“ erinnert.

In die Hölle des Krieges ragt der Komplex einer bestimmten Bindung. Sie kommt aus einem Geschlecht „ausgerotteter Männer“. Das hat einen alttestamentarischen Ton, es klingen Assoziationen von Großartigkeit an. Aber ganz nah am Text stolpert man über diese Formulierungen: „Ausgerettet“ werden sollte doch ein anderes Volk?

Camilla Blisse schildert die Dreierkonstellation ihrer Herkunft so, daß man sich fragt, wer da eigentlich das Kind war. Die Mutter hätte es jedenfalls ohne die beiden Kinder nicht ertragen.

Über der durch „Bindung“, „Fürsorge“ und „Toleranz“ zusammengehaltenen

Restfamilie erhebt sich das Bild des Vaters mit seiner Überzeugung und seiner Waffe. Der harsche Ton und die stolze Geste der Verdammung, die unsere Erzählerin an den Tag legt, erinnern an die leere Stelle des Familienoberhaupts. Der heroische Vater paßt durchaus ins tragische Schema, und man muß sich fragen, wem sie die Treue hält und wessen Geschichte hier gelebt wird.

Bei Christoph Westmeyer kommt das Erbe des Nationalsozialismus ganz anders ins Spiel.

In dem Zusammenhang noch eine Frage, wie standen Sie zu den Lehrern, die jetzt wieder Lehrer waren? Konnten Sie sich von denen was sagen lassen?

Ja, ich habe ja solche und solche gehabt. Ich hatte ja echte Antinazi-Lehrer. Das hat mich als Kind in der Volksschule tief beeindruckt, mein Klassenlehrer war jemand, der vor den Augen der Kinder den Rohrstock zerbrach und sagte, wir kommen ohne aus. Also, das war nicht so, muß man auch wieder sagen. Von einem Nazi, Schmidtke, den haben wir nie wieder gesehen. Der ist allerdings in einer anderen Ecke von Aachen dann wieder Lehrer geworden.

Mhm.

Auf den hat man natürlich, habe ich natürlich einen tiefbleibenden Haß gehabt, weil der uns damals verpiffen hat. Nazi sein ist eine Sache und Leute verpfeifen eine andere. Das ist, wenn Sie so wollen, die doppelte Moral, die Moral für die Öffentlichkeit und die für das konkrete Leben.

Ja, das gibt es ja schon, die Sache mit dem berühmten Edelnazi, das war ja wohl eine Lebensrealität.

Ja, ja, der tut aber keinem was, nicht, während der andere den Leuten zum Anfassenden was tut und nicht nur irgendwas Abstraktes, nicht. Juden hatten wir übrigens ab und zu mal zu Hause, solange es sowas noch gab, also bis '39, das war kein Problem bei uns. Ich muß übrigens noch eines hinzufügen. Konzentrationslager habe ich, der ich nun, weiß Gott, aus einer Familie komme, die den Nazis alles Böse zutraute, immer als brutale Arbeitslager verstanden. Daß es Vernichtungslager gab, hab' ich mich echt, ich hab' gedacht, die arbeiten die Leute zu Tode, nichts zu essen, Schläge und so, und was natürlich ganz schlimm ist alles. Aber die Idee der Vernichtungslager im industriellen Stil, das war eine echte Überraschung, und das hat mich tief getroffen. Und als ich das dann glauben mußte, das es so etwas gab wie Vernichtungslager, so ungefähr '46 hab' ich das dann akzeptiert, daß das die Wahrheit ist, hatt' ich gedacht, Mensch als Deutscher wirst du nie wieder ein anständiges Leben führen dürfen.

Mhm.

Das wird der Rest der Menschheit dir nie verzeihen. Insofern hatte ich eigentlich mich damit abgefunden, soweit man das als junger Mensch tun kann, daß ich den Rest des Lebens als Mensch zweiter Klasse die Schulden meiner Väter abarbeiten muss.

Die Lakonie rettet Christoph Westmeyer nicht vor der Geschichte. An einigen Stellen kehrt die Realität wieder, der man nicht entkommen kann: Im Text zeugen der Lehrer Schmidtke, die Jahreszahlen 1939 und 1946 und der Begriff der Wahr-

heit vom Alptraum der Geschichte. Es ist zu verfolgen, wie ein Ironiker des Nachkriegs mit der Realität des Nationalsozialismus ringt. Das Grundschema von Entwertung und Anpassung, das man nicht zu leicht und nicht zu schnell mit seelischer Derealisierung gleichsetzen sollte, funktioniert nicht vollständig. Da gibt es den „tiefbleibenden Haß“ auf den Lehrer, der den Leuten was zum Anfassen tut. Der Unterschied zwischen diesem und dem Klassenlehrer, der vor den Augen der Kinder den Rohrstock zerbrach, macht deutlich, daß es durchaus einen Handlungsspielraum gab. Die Strategie der existentiellen Hinnahme und der situativen Relativierung geht da nicht auf. Außerdem läßt sich der Tatbestand des industriellen Massenmordes nicht leugnen. Der Ironiker erhebt nach 1945 den Anspruch auf ein „anständiges Leben“. Aber die Überwältigung durch eine verbrecherische Wirklichkeit läßt das nicht zu. Man muß das Geschehene hinnehmen und über das Ungeheuerliche schweigen.

Doch die Wirklichkeit läßt sich nicht zum Schweigen bringen: Da ist die Rede von der Differenz zwischen den zwei Moralien und der Differenz zwischen der eigenen Unschuld und den „Schulden meiner Väter“. Anders ausgedrückt: Es gibt eine Entscheidungsmöglichkeit zwischen ideologischer Parteinahme und konkretem Verbrechen; und es macht sich trotz ironischer Immunisierung eine tragische Schuld geltend.

Der Vergleich zwischen Camilla Blisse und Christoph Westmeyer läßt zwei Formen historischer Bindung deutlich werden: die ironische der Flakhelfer und Schülersoldaten und die tragische der Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs. Wo die eine sich satirisch verfängt, ist die andere noch in der Anklage dem Angeklagten verfallen. Im ersten Fall kann man angesichts einer heillosen Geschichte nur davonkommen, im zweiten muß man sich einem fortgesetzten Schuldigwerden entgegenstellen. Für die Flakhelfer-Generation waren die 50er Jahre eine Zeit des biographischen Aufbruchs mit einsetzendem Wirtschaftswunder, beschwingten Linien, beginnendem Konsumoptimismus und sich festigender politischer Westbindung. Man fühlte sich befreit zum Vergessen und disponiert zur Einpassung. Aber auch unfähig zur politischen Leidenschaft und zur moralischen Empörung. Für die Generation der Kriegskinder hingegen waren die 50er Jahre eine Zeit bleierner Restauration und autoritärer Sozialisation. Sie fühlten sich „in der Grube“ (Rolf Dieter Brinkmann) und belastet mit Eltern, die die Last ihrer eigenen Geschichte nicht tragen konnten. Sie waren noch zu jung für die Wahrnehmung des Neuen und neigen deshalb im nachhinein dazu, nur die Restauration des Alten zu sehen.

Vergleicht man von heute aus die Wirkungsgeschichte der 45er- mit der der 68er-Generation, dann sieht es so aus, als hätte das skeptische Schweigen der Schülersoldaten über die hilflose Empörung der Kriegskinder den Sieg davongetragen. So wie man in der Zeitgeschichtsforschung jetzt die Modernität der 50er Jahre entdeckt²¹ und die 60er Jahre nicht allein von ihrem Ende her beurteilt²²,

²¹ Axel Schildt, Arnold Sywottek (Hrsg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die Westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre* (Bonn 1993).

wird im kollektiven Bewußtsein der Bundesrepublik die Anschlußfähigkeit der Flakhelfer-Generation unterdessen höher eingeschätzt als die Protestfähigkeit der 68er-Generation. Das gilt sogar für „Liebhaber der Revolution“ selbst. Als sich mit der Bundestagswahl von 1998 für die 68er-Generation in Gestalt des „rotgrünen Bündnisses“ eine zweite Chance bot, waren ihre Repräsentanten an der Macht sofort bereit, den Heroismus vergangener Tage zu vergessen und sich zum Pragmatismus der Bundesrepublik zu bekennen. Nach der Einigung des Landes scheint der Rückgriff auf die existentielle Skepsis verlässlicher als die Disposition eines moralischen Alarmismus.

²² Axel Schildt, Detlef Siegfried, Karl Christian Lammer (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften* (Hamburg 2000).

Ulrich Herrmann

„ungenau in dieser Welt“ –
kein Krawall, kein Protest:
Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener
in einer „Generationen“-Lücke

... das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.
Goethe, Dichtung und Wahrheit, I. Teil, Einleitung

Andreas Flitner, geb. 1922, „Kriegsgeneration“, zum 80. Geburtstag gewidmet

Der vorliegende Beitrag soll *erstens* zur Klärung eines empirisch gehaltvollen und analytisch präzisierten Begriffs von „Generation“ beitragen; *zweitens* den Versuch machen, wie man all jene Individuen und Gruppen sozial und geschichtlich einordnen könne, die sich selber gar keiner „Generation“ zurechnen und auch von außen keiner zugeschrieben werden; *drittens* diese näher zu charakterisieren und dabei auch autobiographische Züge nicht zu vermeiden. *Schließlich* soll die Verbindung zu den anderen Konferenz-Beiträgen hergestellt werden. Dies erklärt die vorliegende Textgestalt.

Kritisch gelesen und ausführlich kommentiert wurde der Text von Wolfgang Kraushaar (Hamburg). Seine Kritikpunkte, Anregungen und Hinweise sind im Text berücksichtigt worden. Sie lassen auch eine Vorbemerkung geraten erscheinen, ohne die dieser Beitrag leicht mißverstanden werden könnte: Es handelt sich *nicht* um den Versuch – wie auch unten mehrfach begründet und erklärt –, eine neue „Generation“ konstruieren zu wollen, sondern um den Versuch der Charakterisierung einer Generations-„Lagerung“ (das wird unten erklärt) von Angehörigen benachbarter Jahrgänge und ihrer Ausgangslage in Kindheit und Jugend in einem bestimmten westdeutschen Nachkriegsmilieu, die sich *nicht* in Formen kollektiven Handelns gesellschaftlich bemerkbar machten oder plazierten. Sie lassen sich gut unterscheiden von anderen Generations-„Einheiten“ mit ähnlicher Ausgangslage in Westdeutschland, die später aber in ganz anderer Weise politisch aktiv wurden. Kraushaar wies darauf hin, daß sich der „harte Kern“ der 68er-Bewe-

gung ebenfalls aus den Jahrgängen um 1940 speist. Um diese Differenzierung sichtbar machen zu können, mußten die analytischen begrifflichen Instrumente bereitgelegt werden. Die Frage war sodann: Wie läßt sich zwischen den diskontinuierlichen Aktivitäten von Generations-„Einheiten“ – das ist mit „Lücke“ gemeint – die zumeist unbemerkte, jedenfalls unspektakuläre „Normalität“ von Lebenswegen in einer Generations-„Lagerung“ verstehen, analysieren und in ihrer Bedeutung bewerten? Lohnt sich das überhaupt! Wir beginnen mit zwei Untersuchungen, die ähnlichen Phänomenen auf der Spur waren.

I. Die „Generation der Unbefangenen“

Von Viggo Graf Blücher erschien 1966 die analytische Darstellung der Ergebnisse einer Ennid-Untersuchung unter dem Titel „Die Generation der Unbefangenen“². Im gesamten Bundesgebiet waren 2380 Interviews mit jungen Leuten im Alter von 15 bis unter 25 Jahren durchgeführt worden. Jugend und Beruf, die Beziehungen junger Menschen zu ihren Familien, „Gesellungsweisen“ im Jugendalter, Freizeit und Urlaub, Geld, Besitz und Konsum und schließlich Öffentlichkeit, Politik und Gesellschaft waren die Themen der Befragung und der Auswertung und bilden den Hintergrund der allgemein formulierten Befunde. Das Durchschnittsalter der Befragungsgruppe betrug (im Januar 1964) knapp 20 Jahre³. Bemerkenswert war, daß durch die Struktur der Stichprobe eine Repräsentation der Jahrgänge 1940–49 gelungen war und daß sich demzufolge das Befragungsergebnis verallgemeinern ließ⁴.

Die Befragungsergebnisse und die interpretierenden Schlußfolgerungen der Forschergruppe hatten, wie nicht anders zu erwarten, ein anderes inhaltliches Profil als die Befunde und Schlußfolgerungen von Helmut Schelsky in seinem Buch „Die skeptische Generation“⁵, einem jugendpsychologischen und -soziologischen *Bestseller* – weil er einer Vätergeneration den Habitus einer überlebt ha-

¹ Heinz Bude (Berlin) fragte denn auch nicht ohne Grund in der Diskussion, ob solche Lebenswege in solchen Gruppierungen für den Betrachter nicht eigentlich „langweilig“ wären? Gewiß, sie können nicht ohne weiteres auf das Interesse des Chronisten oder der Gegenwartsgeschichtsschreibung rechnen – aber das ist die Perspektive der *nachgeborenen Betrachter*.

² *Viggo Graf Blücher*, Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute. Unter Mitarbeit von *Detlef Kantowsky* (Düsseldorf, Köln 1966) 20; im folgenden zitiert: *Blücher*, Generation.

³ Ebd., 15, 404.

⁴ Ebd., 15, die Daten 404f.

⁵ *Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend (Düsseldorf 1957, zahlr. Aufl., Frankfurt 1984 mit einem Nachwort des Vf.). Schelsky untersucht die *berufstätige* Jugend zwischen 14 und 25 im Nachkriegsjahrzehnt 1945–1955. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte dieses Buches vgl. jetzt die instruktive Studie von *Franz-Werner Kersting*, Helmut Schelskys „Skeptische Generation“ von 1957, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 50 (2002) 465–495.

benden Söhngeneration (der 1930 und später Geborenen) erklärte –, ein Buch, dem Kenner der Jugendgeschichte wie Helmut Fend auch heute noch eine erstaunliche Deutungskraft bescheinigen⁶. Die „skeptische Generation“ umfaßt jene Geburtsjahrgänge, deren Erleben und Bewußtseinsbildung in ihrer Jugendzeit, zum Teil noch in der Kindheit, durch Kriegsergebnisse, Luftangriffe und Gefangenschaft, Flucht und Vertreibung und Nachkriegselend geprägt worden waren, durch den Zerfall von Lebens- und Wertordnungen, durch die unmittelbare Lebensnot und das Problem, irgendwo und irgendwie die Schule zu beenden und eine Ausbildung beginnen zu können. Enttäuschung durch die Erlebnisse der vergangenen Jahre, Unsicherheit in der Gegenwart, Skepsis im Hinblick auf die Zukunft – dies kennzeichnete das Bewußtsein der Angehörigen der „skeptischen Generation“, häufig genug ihr Leben lang. Die „skeptische Generation“ konzentrierte sich auf das Fortkommen im Beruf und die Gestaltung des Privatlebens. Politik war bei den „gebrannten Kindern“ nicht gefragt⁷.

Dagegen sah die Mentalität der Jahrgänge 1939–1949, die Blücher und sein Team untersuchten, sehr anders aus⁸: „Nur in den ältesten Jahrgängen haben diese jungen Leute noch ein wenig vom Krieg und der Nachkriegszeit bewußt erlebt. In die Berufsentwicklung sind sie 1955 eingetreten, in einer Zeit also, in der es schon eine recht große Freiheit der Berufswahl gab. Die persönlichkeitsbildende Zeit haben diese Jugendlichen zwischen 1953 und 1960 erlebt, d. h. in einer Welt, die von Jahr zu Jahr ‚normaler‘ wurde und in der sich der Wohlstand ständig ausbreitete. Diese Jugend kennt in ihrer ganzen Lebenserfahrung immer nur eine Verbesserung ihrer Situation.“⁹ Aus dieser Lebenserfahrung erwuchs ein Habitus, den die Jugendsoziologen folgendermaßen beschrieben haben: „Das Interesse ist wach, die Unterrichtung geschieht aus den vielfältigsten Quellen. Ein Engagement ist bei kleinen Teilgruppen stark ausgeprägt, die Masse verharrt in passiver Interessiertheit. Betontes Desinteresse betrifft nur unbedeutende Mindergruppen. ... und nach dem Skeptizismus der enttäuschten Nachkriegsjugend findet sich hier erstmals wieder eine Generation, die als ‚völlig normal‘ zu bezeichnen man allen Grund hat.“¹⁰

Und warum können diese jungen Leute als „unbefangen“ bezeichnet werden? „Es fehlen bei dieser [westdeutschen] Jugend alle ideologischen Fixierungen und dementsprechend auch – die grundsätzliche Ablehnung der Ideologie (die ihrerseits Ideologie ist). Ebenso fehlen Fixierungen an starke weltanschauliche Bindungen wie Religion, Vaterland, Europa. Wohin wir blicken: Pluralismus, Vielfalt, Offenheit, partielles Engagement, Weltneugier, Vorurteilslosigkeit – Unbefangenheit

⁶ Helmut Fend, Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert (Frankfurt a.M. 1988) 11.

⁷ Richard Kaufmann, Gebrannte Kinder. Die Jugend in der Nachkriegszeit (Düsseldorf 1961, TB-Ausgabe München 1966).

⁸ Das wußte auch Helmut Schelsky, der sein Buch für das Verständnis der Gegenwartsjugend Mitte der 1960er Jahre ausdrücklich zurückzog. Ders., Zur Diskussion der Jugendsoziologie, Stellungnahme zu einem Buch und zu einer Rezension [von Leopold Rosenmayr, in: Kölner Zeitschrift f. Soziologie u. Sozialpsychologie 17 (1965) 182 ff.], in: ebd. 17 (1965) 401 ff.

⁹ Blücher, Generation, 12.

¹⁰ Ebd., 12 f.

allem Neuen gegenüber. ... Die Haltung ist – Gelassenheit.“¹¹ Die „Generation der Unbefangenen“ bilde eine „Jugend zunehmender ‚Normalisierung‘ und neuer Stabilisierung nach Jahrzehnten der Erschütterung.“¹² Darin ähnele sie der Lebenswelt der Erwachsenen *so sehr*, daß Blücher für dieses Generationsverhalten der „Unbefangenen“ eine eigene Jugend-„Subkultur“ glatt in Abrede stellt: „Eine jugendliche Subkultur findet in Deutschland nicht statt.“¹³ Ein Satz, zwei Jahre vor den Ereignissen von 1967/68 geschrieben, Ereignisse, die allerdings die *gesamte* damalige Jugendsoziologie in tiefe Ratlosigkeit versetzten. Dieser Sachverhalt mag aber auch als Hinweis darauf dienen, daß Blücher *zum einen* keine „Generation“ (in einem unten noch zu explizierenden Sinne) beschrieben hat, sondern – wie er selber sagt – Mehrheiten und Minderheiten, aktive Gruppen und passive Zeitgenossen, und daß er *zum anderen* wohl eher die Oberflächenphänomene einer Generationslagerung registriert hat („Jugend in ihrer Zeit“)¹⁴, die aber doch recht genau: die Bindungen junger Leute an Kirche und Familie seien ausgeprägt, aber eben pragmatisch; sie ließen sich nicht für weltanschauliche und ideologische Bindungen mißbrauchen; sie achteten die Demokratie und akzeptierten den Wehrdienst, aber Loyalität sei nicht mehr bedingungslos; das politische *Interesse* sei sehr ausgeprägt (die höchsten Werte aller Nachkriegsuntersuchungen!), politisches *Engagement* hingegen nur begrenzt; sie nutzten *ihre* Möglichkeiten in einer rasch sich wandelnden Gesellschaft. „Sie bleiben sich treu als die ‚Unbefangenen‘.“¹⁵ „Die Weltoffenheit, Aufgeschlossenheit, Vielseitigkeit, Wachheit, Interessenverzweigung, Funktionsfähigkeit und Handlungsbereitschaft der Generation der Unbefangenen lassen hoffen, daß sie dieser Aufgabe [der Entfaltung und Vervollkommnung des Gesellschaftssystems] gerecht werden können.“¹⁶

Zeitgleich veröffentlichte Elisabeth Pfeil ihre Paralleluntersuchung „Die 23jährigen“.¹⁷ Einleitend wird das Konzept der „Generation“ im Anschluß an Dilthey und Mannheim diskutiert¹⁸, sodann seine Transformation in den Kohorten-Ansatz der empirischen Sozialforschung im Anschluß an Ryder und Whelpton¹⁹.

¹¹ *Blücher*, *Generation*, 14.

¹² Ebd., 392.

¹³ Ebd., 396.

¹⁴ So auch *Elisabeth Pfeil*, *Die 23jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941* (Tübingen 1968); im folgenden zitiert: *Pfeil*, *Die 23jährigen*. – Zur konzeptionellen und begrifflichen Differenzierung von *Generationslagerung*, *-zusammenhang* und *-einheit* vgl. unten Abschn. II, 1.

¹⁵ Ebd., 402.

¹⁶ Ebd., 403.

¹⁷ Die Untersuchung mit 800 standardisierten und 200 Intensivinterviews wurde 1964–1967 durchgeführt. S. 12 ff. über die Vorgehensweise, 15 ff. über die statistischen Merkmale der Geburtenkohorte 1941.

¹⁸ Vgl. unten Abschn. II, 1.

¹⁹ *Norman B. Ryder*, *The Cohort as a Concept in the Study of Social Change*, in: *American Sociological Review* 30 (1965) 843–861, mit der Empfehlung, „generation“ should be used solely in its original and unambiguous meaning as the temporal unit of kinship structure“ (853); im folgenden zitiert: *Ryder*, *Cohort*. – Vgl. auch *Elisabeth Pfeil*, *Der Kohortenansatz in der Soziologie. Ein Zugang zum Generationsproblem?*, in: *Kölner Zeitschrift f. Soziologie*

Die Absicht der Untersuchung war, „Generations-“ und *Entwicklungsdaten* miteinander zu verbinden, „um ihr jeweiliges Gewicht für das Generationsprofil zu ermessen“²⁰. Den im Jahre 1964 23jährigen wird ein „profiliertes Generations-schicksal“²¹ zugeschrieben: „in der Kindheit Bombenangriffe, Evakuierung, Vertreibung, Abwesenheit des Vaters in Krieg und Gefangenschaft, Entnazifizierung des Vaters, Unterkunft in Notquartieren, also eine vielfache Belastung des Sozialisierungsvorganges in der frühen Kindheit, dann aber ein Hineinwachsen in die Berufswelt unter dem Zeichen wirtschaftlicher Expansion (mit Vollbeschäftigung, ja Arbeitskräftemangel).“²² In der Zusammenfassung der Befunde und der konzeptionellen Weiterführung ihrer Studie schreiben Elisabeth Pfeil und Jürgen Friedrichs²³ – ähnlich wie Blücher – von einer entschiedenen „Lebenszuversicht“ trotz der mannigfachen Behinderungen und Entbehrungen in der Kindheit²⁴ und von einer ausgeprägten Aufstiegs- und Erfolgsorientierung; das „Grunderlebnis der fortschreitenden Stabilisierung“²⁵ ist der analoge Befund zu dem von Blücher.

Aber wie steht es mit der „Generation“ der „68er“, die in den Jahrgangskohorten dieser Befragungsgruppe ja *auch* enthalten sind²⁶? Die Beantwortung dieser Frage führt auf die andere Frage, ob diese „Unbefangenen“ der Geburtsjahrgänge seit 1938/9 überhaupt eine „Generation“ darstellen?

II. Die Jahrgänge der „Unbefangenen“ 1939–1948: eine „Generation“?²⁷

Diese Frage ist schon zeitgenössisch aufgeworfen worden. Hans-Heinrich Muechow, in der Denktradition von Eduard Sprangers „Psychologie des Jugend-

u. Sozialpsychologie 17 (1967) 645–657. – Der Ausdruck „Kohortenanalyse“ geht zurück auf: *Pascal K. Whelpton*, Cohort Analysis of Fertility, in: *American Sociological Review* 14 (1949) 735–749; *ders.*, Cohort Fertility (Princeton 1954).

²⁰ Pfeil, Die 23jährigen, 10.

²¹ Ebd., 8.

²² Ebd., 8. – Vgl. ähnlich unten Abschn. II, 3. – Pfeil, Die 23jährigen, charakterisiert, wie unten gezeigt wird, nicht „die“ „Generation“ der 1941 Geborenen und zum Zeitpunkt der Untersuchung 23jährigen, sondern eine *Generationslagerung* sowie eine mögliche *Generations-einheit*, die durch bestimmte Ereignisse und Erfahrungen geprägt worden war. Das muß sie aber nicht notwendigerweise von den Befunden, die sich auf die *Generationslagerung* beziehen, unterscheiden (vgl. unten Abschn. II, 4).

²³ Pfeil, Die 23jährigen, dort: Pfeil, Das Generationsprofil der 23jährigen. Ihr Lebensgefühl und ihre Vorstellung vom gereiften Menschen, 349 ff.; Friedrichs, Theoretische Konsequenzen: Generationsproblem und Subkultur-These, 367 ff.

²⁴ Ebd., 350.

²⁵ Ebd., 353.

²⁶ In der Emnid-Gesamtgruppe waren nur 2% Studenten. Da waren die wenigen entschiedenen Politisierten kaum auszumachen.

²⁷ Die ausgedehnte Literatur zu den Themen „Generationskonzept“ und „Generation und Jugend“ soll hier exemplarisch gesichtet werden, um damit zugleich die Beiträge und Diskussionen, die im vorliegenden Band dokumentiert werden, in die bisherige Forschungs-

alters²⁸ an „Gestalten“ des Jugendlebens interessiert, konstatierte schon 1959 eine gewisse „Ent-staltung“ des Jugendlebens²⁹. Damit hatte er im Lichte der Befunde von Blücher gar keine so falsche Beobachtung gemacht. Aber was ist, wenn „die“ Jugend keine umrissene Gestalt als „Generation“ mehr erkennen läßt? Dann steht sie – in der Formulierung von Muchow und jedenfalls in *seiner* Wahrnehmung – „ungenau in dieser Welt“³⁰.

In der Literatur herrscht Einigkeit darüber, daß es in einem „objektiven“ Sinne „die“ Jugend weder als lebensgeschichtlich abgrenzbare Altersgruppe noch als homogene Lebensform gibt, nicht geben *kann*, sondern lediglich differierende Wahrnehmungs- und (Selbst-) Darstellungsformen von Gruppen und anderen formellen und informellen Gruppierungen, von unterschiedlichen Formen von Jugendkulturen und Jugendleben, von Fremd- und Selbstzuschreibungen zu – in Abgrenzung von anderen – gemeinsamen bzw. als gemeinsam empfundenen Lebensformen und Lebensstilen, Überzeugungen und Haltungen, Optionen, Praxen und Perspektiven. Die jeweilige Fokussierung durch den Betrachter – Altersgruppen und Lebenslagen, Fremdwahrnehmung und Selbstäußerung, Zugehörigkeit zu Geschlecht, Milieu und sozialer Schicht usw. – ergibt entsprechende „Bilder“ von Jugend bzw. Jugendleben. Das heißt: Die „Generation“ der „Unbefangenen“ bei Blücher ist keine Selbstzuschreibung oder Selbstwahrnehmung, sondern die – empirisch mehr oder weniger gut begründete – *Konstruktion* von Gemeinsamkeiten der Angehörigen mehrerer, nicht beliebig zusammengestellter Jahrgänge (einer Kohorte), ohne daß damit behauptet würde, daß diese (oben zitierten) Gemeinsamkeiten *erstens* auf *alle* Angehörigen dieser Altersgruppe zuträfen (obwohl Blücher eine *statistische* Basis für Verallgemeinerungen durchaus ins Feld führen kann³¹), *zweitens* von *allen* Angehörigen in dieser Weise empfunden oder geteilt oder bewertet würden, *drittens ausschließlich* auf die Angehörigen *dieser* Jahrgänge zuträfen.

diskussion einzubetten. Vgl. dazu auch die vorzüglichen Analysen von *Petersen*, Radikale Jugend; dort die Kapitel II: Generationentheorie und Jugendtheorie, 39ff., und VIII: Überprüfung und Modifikation der Generationentheorie anhand der jugendlichen Schweizer Generationsgestalten der Jahre 1900–1921, 515ff.

²⁸ *Eduard Spranger*, Psychologie des Jugendalters (zuerst Leipzig 1924, zuletzt Heidelberg 1979). Zum Umfeld dieses überaus einflußreichen und für das Verständnis „des“ Jugendalters folgenreichen Buches vgl. *Johannes-Christoph von Bühler*, Die gesellschaftliche Konstruktion des Jugendalters. Zur Entstehung der Jugendforschung am Beginn des 20. Jahrhunderts (Weinheim 1990); *Peter Dudek*, Jugend als Objekt der Wissenschaften. Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich 1890–1933 (Opladen 1990).

²⁹ *Hans-Heinrich Muchow*, Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend (Hamburg 1959).

³⁰ Ebd., 126, 146.

³¹ Die „soziologisch-wirtschaftliche Struktur“ seiner Stichprobe gleicht fast genau der amtlichen Statistik hinsichtlich Geschlecht und Länderverteilung sowie nach Bildungsklassen und Altersgruppen der Bevölkerungsstatistik des Jahres 1961; das Befragungsergebnis läßt sich mithin auf diese Grundgesamtheit „Gesamtbevölkerung“ verallgemeinern (*Blücher*, Generation, 15, Daten 404f.).

Für die weitere Erörterung ist es daher unabdingbar, einige sprachlich-begriffliche und konzeptionell-theoretische Klärungen vorzunehmen, um eine Verständigung darüber vorzuschlagen, was unter „Generation“ verstanden werden soll: z. B. als *kollektive Akteure* in geschichtlichen *Handlungszusammenhängen* (z. B. die jugendbewegten bzw. freideutschen Kriegsfreiwilligen 1914³², aktive Gruppen z. B. in einer Partei³³ oder in einer Epoche³⁴, die „45er-“ im Vergleich mit der „68er-“, „Generation“³⁵, in der Wissenschaftsgeschichte³⁶), in geschichts- und so-

³² Vgl. als instruktives Beispiel *Gudrun Fiedler*, *Jugend im Krieg, Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und Sozialer Wandel 1914–1923* (Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Köln 1989); *Dietmar Schenk*, *Die Freideutsche Jugend 1913–1919/20. Eine Jugendbewegung in Krieg, Revolution und Krise* (Geschichte der Jugend, 17, Münster i. W. 2000).

³³ *Detlef Lehnert*, *Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983* (Frankfurt a.M. 1983) 10: „Dem interessierten Leser soll im folgenden die Anregung vermittelt werden, die Geschichte der Sozialdemokratie als sozialen und politischen Lernprozess, d. h. aus epochenspezifischen Erfahrungen ihrer Funktionsträger und Mitglieder verstehen zu können. Da ein solches Modell programmatischer und praktischer Lernschritte die konkrete Auseinandersetzung mit staatlichen und gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen im Bewußtsein und Handeln von Sozialdemokraten unterstellt, wird als Bezugspunkt der Verarbeitung von Erfahrungen jeweils eine ‚Parteigeneration‘ angenommen [sic!].“ – Thematisch einschlägig *Günter Bannas*, *Wen lassen die Enkel an die Fleischöpfe? Der sozialdemokratische Generationenkonflikt*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 134 vom 13. 6. 2002, 3; die „Kopfleiste“ der *Süddeutschen Zeitung* Nr. 168 vom 23. 7. 2002 lautete: „Bundestag: Die Generation Kohl verabschiedet sich“ (Verzicht aus Altersgründen auf erneute Kandidaturen).

³⁴ *Martin Doerry*, *Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs* (Weinheim, München 1986) 30ff.: Auf der Suche nach einer Generation; *Christian Schneider*, *Cordelia Stillke*, *Bernd Leineweber*, *Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus* (Hamburg 21997); hier wird übrigens nicht „Generationen“-Geschichte beschrieben, sondern die Geschichte von Vätern und Söhnen. Von „Generation“ ist mithin gar nicht i.S. der Terminologie einer Historik die Rede, sondern – wie auch sonst öfters in neuerer Literatur (vgl. Anm. 43 ff.) – in einem nicht-terminologischen Alltagsverständnis der Umgangssprache.

³⁵ Vgl. den anregenden Essay von *Günter Gaus*, *Wer den Mund zu voll nimmt. Die 45er und die 68er verbindet nur eins: Beide Generationen beanspruchen das Recht auf eigene Irrtümer*, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 17 vom 9. 3. 2001, 17.

³⁶ Hier handelt es sich häufig um „Schulen“ bzw. „Arbeitsgruppen“, die insbesondere durch Neuentwicklungen („Paradigmenwechsel“) auf sich aufmerksam machen. Vgl. *Rüdiger vom Bruch*, *Brigitte Kaderas* (Hrsg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandaufnahme zu Formationen [sic!], Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts* (Stuttgart 2002). Der Versuch einer „Generationengeschichte der Kritischen Theorie“ – so der Untertitel des Buches „Trauma und Kritik“ von *Christian Schneider*, *Cordelia Stillke*, *Bernd Leineweber* (Münster 2000) – kann mit einem analytischen Generationsbegriff nichts anfangen und erkennt daher (33 ff.) die Leistungsfähigkeit und die Anforderungen an eine Generationengeschichte. Die Ausführungen dort über „Kritische Theorie im Generationenverhältnis“ (131 ff.) handeln konventionell vom Lehrer-Schüler-Verhältnis anhand der Differenzen und Distanzierung von Habermas und Adorno. – Diese Position wurde auch zusammenfassend vorgetragen von *Christian Schneider*, *Noch einmal „Geschichte und Psychologie“. Generationengeschichte am Modell psychohistorischer Forschung*, in: *Mittelweg* 36, Bd. 6 (1997) H. 2: 83–92; H. 3: 45–56. Unter Psychohistorie versteht Schneider übrigens eine psychologische bzw. psychoanalytische Interpretation von wissenschaftlichen Kontroversen

zialwissenschaftlichen *Erklärungszusammenhängen* (z.B. die Genese der politischen Optionen und des politischen Potentials politischer Bewegungen³⁷, von Protestbewegungen der Jugend, vor allem der „68er“³⁸), in *Deutungszusammenhängen* Sozial-kulturellen Wandels: etwa zur politischen Kultur sowie zu Generationenbeziehungen, -spannungen, -konflikten³⁹ und -segregationen⁴⁰, zur sozialen *Dynamik* in intergenerationellen Ablösungsprozessen⁴¹ sowie inzwischen sogar zum Thema „Globalisierung“⁴². – Unberücksichtigt bleiben Abhandlungen

und Differenzen und *nicht*, wie in der Geschichtswissenschaft üblich, entweder die Geschichte von Mentalitäten, Einstellungen usw. oder die Historizität der Strukturen und Bedeutungen des Psychischen.

³⁷ Zum Beispiel *Michael H. Kater*, Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985) 217–243; *Jürgen W. Falter*, Die Jungmitglieder der NSDAP zwischen 1925 und 1933. Ein demographisches und soziales Profil, in: *Wolfgang A. Krabbe* (Hrsg.), Politische Jugend in der Weimarer Republik (Dortmunder Historische Studien 7, Bochum 1993) 202–221; *Andreas Petersen*, Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900–1930. Radikalisierungsanalyse und Generationentheorie (Zürich 2001); im folgenden zitiert: *Petersen*, Radikale Jugend.

³⁸ Zur 68er-„Generation“ ist die Literatur inflationär. Grundlegend sind die Materialsammlungen, die von *Wolfgang Kraushaar* herausgegeben wurden: *Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie* (4 Bde., Hamburg 1996); *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946–1996* (3 Bde., Hamburg 1998).

³⁹ *Theodor Litt*, *Das Verhältnis der Generationen ehemals und heute* (Wiesbaden 1947); *Manfred Riedel*, *Wandel des Generationenproblems in der modernen Gesellschaft* (Düsseldorf, Köln 1969); der vorzügliche Band von *Dieter Dowe* (Hrsg.), *Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich* (Bonn 1986).

⁴⁰ Vgl. *M. Kent Jennings*, *Klaus Allerbeck*, *Leopold Rosenmayr*, *Generations and Families*, in: *Samuel H. Barnes* et al. (Hrsg.), *Political Action. Mass Participation in Five Western Democracies* (Beverly Hills, London 1979) 449–522; *Walter Jaide*, *Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871–1985* (Opladen 1988); im folgenden zitiert: *Jaide*, *Generationen; Fend* (wie Anm. 6). – Es gibt auch den Beschreibungsversuch von *Heinz Bude*, *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948* (Frankfurt a.M. 1995), nur handelt es sich bei dem willkürlichen Ensemble von einigen Repräsentanten dieser Jahrgänge, wie unten zu zeigen sein wird, um keine „Generation“, und das Kapitel „Das Entstehen einer Generation“ (37ff.) handelt von allem möglichen, aber nicht *davon*.

⁴¹ Dazu immer noch als jugendsoziologischer Klassiker *Shmuel N. Eisenstadt*, *Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur* (zuerst 1956, München 1966). Zu sozialstrukturellen Aspekten vgl. *Rolf Becker* (Hrsg.), *Generationen und sozialer Wandel. Generationsdynamik, Generationsbeziehungen und Differenzierung von Generationen* (Opladen 1997)

⁴² Zum Beispiel die 68er als einer „weltweiten Generationselite“: *Beate Fietze*, 1968 als Symbol der ersten globalen Generation, in: *Berliner Journal für Soziologie* 7 (1997) 365–387. – Der Epocheneinschnitt von 1989 in der (nicht nur) deutschen Geschichte wird von *Claus Leggewie*, *Die 89er. Porträt einer Generation* (Hamburg 1995) zum Ausgangspunkt genommen, um eine neue Generation (der 13- bis 30jährigen) zu beschreiben, die die „Berliner Republik“ maßgeblich bestimmen wird. Vgl. auch: *ders.*, „Ihr kommt nicht mit bei unseren Änderungen!“ Die 89er – Generation ohne Eigenschaften?, in: *Transit. Europäische Revue* 11 (1996) 3–17. Beide Texte von Leggewie sind keine empirischen soziologischen bzw. zeitgeschichtlichen Analysen, sondern anregende Essays für das Verstehen zeitgeschichtlicher

und Untersuchungen, die von „Generation“ lediglich im nicht-terminologischen und im nicht historisch-analytischen Sinn sprechen: als pädagogisches Verhältnis von Eltern und Kindern i.S. des Erfahrungsabstandes der Älteren von und ihrer Verantwortung für die Jüngeren⁴³; unter dem Aspekt des Zusammenlebens von Älteren und Jüngeren⁴⁴ und dabei auch unter sozialpsychologischen Aspekten⁴⁵; „junge Generation“ als Lebensalter („Jugend“) und als Sozialisationsphase („Jugendalter“)⁴⁶; das Konzept der Generation als Altersabstand und seine Ausdifferenzierung in der Historischen Familienforschung wird hier ebenfalls ausgeblendet⁴⁷.

1) Das Konzept der „Generation“

„Generations“-Zugehörigkeit wurde in der deutschen Geistes- und Sozialgeschichte von zwei bedeutenden Forschern bei der Beschäftigung mit zwei konträren Phänomenen von „Generations“-Zugehörigkeit thematisiert: zuerst von Wilhelm Dilthey bei der Beschäftigung mit der „Deutschen Bewegung“ – der auffälligen *Gleichzeitigkeit* der Dichter der Klassik und Romantik – und dann von Karl Mannheim bei der Analyse der *Differenzen* von Älteren und „junger Generation“ in den 1920er Jahren.

Prozesse und Herausforderungen, bevor die Eule der Minerva ihren Flug beginnen kann. Im übrigen können „die“ 13- bis 30jährigen keine „Generation“ sein oder bilden.

⁴³ Diese pädagogische Denkform geht auf Schleiermachers Pädagogik (1826) zurück. Vgl. Jutta Ecarus (Hrsg.), Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationenbeziehungen in der Erziehungswissenschaft (Opladen 1998). Der Haupttitel dieses Buches ist eine Umkehrung der Schleiermacherschen Frage „Was will die ältere Generation mit der jüngeren?“ als der systematischen Ziel- und Zweckfrage der Pädagogik. Diese Umkehrung findet sich bei Burkhard K. Müller in: Eckart Liebau, Christoph Wulf (Hrsg.), Generationen. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung (Weinheim, München 1996) 304 ff.; in beiden Bänden auch Abhandlungen zu Schleiermacher. – Die pädagogische Diskussion resümierend, ansonsten ohne weiterführenden Belang (wie der Untertitel schon andeutet) Hans-Rüdiger Müller, Das Generationenverhältnis. Überlegungen zu einem Grundbegriff der Erziehungswissenschaft, in: Zeitschrift für Pädagogik 45 (1999) 787–805.

⁴⁴ Micha Brumlik, Gerechtigkeit zwischen den Generationen (Berlin 1995); Eckart Liebau (Hrsg.), Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft (Weinheim, München 1997).

⁴⁵ Helga Margarete Merker, Generations-Gegensätze. Eine empirische Erkundungsstudie über die Einstellung Erwachsener zur Jugend (Darmstadt 1973); Arne Stiksrud, Jugend im Generationen-Kontext. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven (Opladen 1994), bes. 157 ff. zu Generations-Konflikten und -Wahrnehmungen.

⁴⁶ Friedhelm Neidhardt, Die junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik (Opladen 31970), zugleich in: Deutsche Gesellschaft im Wandel (Bd. 2, Opladen 1970) 85–186; vgl. auch Ulf Preuß-Lausitz u. a., Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg (Weinheim, Basel 21989), wo eine „Sozialisationsgeschichte in Generationen“ (S. 11) vorgeschlagen, aber leider nicht wirklich eingelöst wird.

⁴⁷ Vgl. die anregende Skizze von Thomas Schuler, Der Generationsbegriff und die Historische Familienforschung, in: Peter-Johannes Schuler (Hrsg.), Die Familie als sozialer und historischer Verband (Sigmaringen 1987) 23–41.

Den Ausgangspunkt des modernen „Generationen“-Konzepts bilden Überlegungen Wilhelm Diltheys. Von seinem Novalis-Essay von 1865⁴⁸ über seine Basler Antrittsvorlesung im Jahre 1867 „Die dichterische und philosophische Bewegung in Deutschland 1770–1800“⁴⁹ und weiter zu seiner für die Theorie der modernen Geisteswissenschaften grundlegenden Abhandlung von 1875 „Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat“⁵⁰ – der frühesten Konzeption des Programms einer „Kritik der historischen Vernunft“ in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ von 1883 – bis zu zentralen Passagen in seinem Spätwerk „Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“⁵¹ findet sich immer wieder das Konzept der „Generation“; denn Dilthey war auf der Suche nach analytischen Begriffen und Konzepten für die Zergliederung der „geistigen Welt“ in die Faktoren und Strukturen ihrer „Wirkungszusammenhänge“, um ein „Gerüst des Verlaufs geistiger Bewegungen“ zu gewinnen (das meint „Kritik der historischen Vernunft“): das einzelne Menschenleben, die Lebensalter, die Generation und von dort weiter zu einer Strukturgeschichte von „Systemen der Kultur“ und „Systemen der äußeren Organisation“ der Gesellschaft⁵².

Die Abhandlung von 1875 enthält die konzeptionell präzise Formulierung: „Generation ist ... eine Bezeichnung für ein *Verhältnis der Gleichzeitigkeit von Individuen*; diejenigen, welche gewissermaßen nebeneinander emporwuchsen, das heißt ein gemeinsames Kindesalter hatten, ein gemeinsames Jünglingsalter, deren Zeitraum männlicher Kraft teilweise zusammenfiel, bezeichnen wir als dieselbe Generation. Hieraus ergibt sich dann die Verknüpfung solcher Personen durch ein tieferes Verhältnis. Diejenigen, welche in den Jahren ihrer Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus. So gefaßt, bildet eine Generation einen engeren Kreis von Individuen, welche durch Abhängigkeit von denselben großen Tatsachen und Veränderungen, wie sie in dem Zeitalter ihrer Empfänglichkeit auftraten, trotz der Verschiedenheit hinzutretender anderer Faktoren zu einem homogenen Ganzen verbunden sind.“⁵³

⁴⁸ Novalis, zuerst 1865, wiederabgedr. in: *ders.*, Das Erlebnis und die Dichtung (Leipzig 1906, zit. Göttingen ¹1965) 187–241.

⁴⁹ Aus dem Nachlaß zuerst in: *ders.*, Gesammelte Schriften (Bd. V, Leipzig 1924, zit. Stuttgart, Göttingen ⁴1964) 12–27.

⁵⁰ Zuerst 1875, wiederabgedr. in: *ders.*, Gesammelte Schriften (Bd. V, Leipzig 1924, zit. Stuttgart, Göttingen ⁴1964) 31–73.

⁵¹ Berliner Akademie-Abhandlungen der Jahre 1905 ff., jetzt in: *ders.*, Gesammelte Schriften (Bd. VII, Leipzig 1927, zit. Stuttgart, Göttingen ²1958 u.ö.).

⁵² Das wird dann in der „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ (zuerst 1883, jetzt in: *ders.*, Gesammelte Schriften, Bd. I, zuerst Leipzig 1883, dann in der Werkausgabe Leipzig 1922, ab 4. Aufl. Stuttgart, Göttingen 1959 u.ö.) begründet und in den Studien zum „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ (wie Anm. 51) weiter differenziert. Dort verweist Dilthey in einem Abschnitt „Zeitalter und Epochen“ (S. 177 ff.) – wiederum mit Verweis auf seine Novalis-Abhandlung – im Hinblick auf geschichtliche Kontinuität, Bewegung und Epochenspezifität auf die zentralen Begriffe „Generation“, „Zeitalter“ und „Epoche“ (S. 177, Anm. 1).

⁵³ Wie Anm. 50, 35, Hervorhebung von WD. Unmittelbar anschließend zitiert Dilthey dann

Dilthey hat freilich selber auf die *Grenzen* des methodischen Kunstgriffs hingewiesen, „Generationen“ zu „konstruieren“, wenn sie selber nicht *als solche* offenkundig sind bzw. sich *selber* nicht als solche verstehen: „Die Form der historischen Darstellung täuscht so leicht über dieselben [gemeint ist: die Grenzen der Operationen zur Bestimmung von „Generationen“]. Denn sie [die *Form* der historischen Darstellung] schreitet überall mit der Zeit selber vorwärts, ableitend, aus Ursachen Folgen entwickelnd ... Dies Verfahren ist nur ein schöner Schein (sic!) der Kunst des Geschichtsschreibers.“⁵⁴ In seiner Novalis-Abhandlung hatte Dilthey formuliert, daß mit einem solchen Konzept und seiner Vorgehensweise die methodologische Grenze zu beachten sei: „Hierbei ist aber die wahre Natur (sic!) unseres Verfahrens mit den geschichtlichen Bedingungen hervorzuheben. Wir lassen nämlich den allergrößten Teil derselben (i.e. der „intellektuellen Kultur“ und des „umgebenden Lebens“) ganz außer Rechnung und behandeln eine begrenzte Reihe (sic!), die wir aus ihnen aussondern, ohne weiteres als Totalität (sic!) derselben. Wenn wir also den Anspruch machen, sie durch unsere Analyse darzustellen, so kann schon aus diesem Grunde der Anspruch nur auf eine sehr approximative (sic!) Richtigkeit gehen. Wir erklären nur aus den *hervorragendsten* Bedingungen.“⁵⁵

Von Diltheys Überlegungen ist festzuhalten:

(1) das *Bedingungsverhältnis* der geistigen Aktivitäten des „heranwachsenden Geschlechts“ und der strukturellen Bedingungen der Lebensumstände;

(2) „Generation“ ist ein gemeinsames lebensgeschichtliches „Verhältnis der *Gleichzeitigkeit* von Individuen“, wodurch sie sich von anderen Zeitgenossen unterscheiden (lassen);

(3) eine solche „Generation“, wenn sie nicht selber *als solche* in Erscheinung tritt, ist eine *Konstruktion des Historikers*: er blendet diese „Generation“ als eine „begrenzte Reihe“ aus der Gesamtheit der Zeitgenossen bzw. ihrer Kohorten aus.

Damit hat Dilthey „Generation“ als analytisches Instrument und als „Denkform“ einer *intellectual history* folgenreich bestimmt: Es dient ihm dazu, das zeitgenössisch *gleichzeitig Andere* sichtbar zu machen, was dann später (bei Karl Mannheim) *Generationseinheit* innerhalb einer *Generationslagerung* und eines *Generationszusammenhangs* (innerhalb der Lagerung) genannt wurde. Was Wilhelm Dilthey als systematisch orientierter Theoretiker der Geistes- und Kulturgeschichte als analytisch-begriffliche *Kategorie* stringent zu entwickeln und begründen suchte und andererseits *zugleich* als auf *Differenzierung* bedachter *Geschichtsschreiber* als Erkenntnisform relativierte und überdies unter den Vorbehalt der Perspektivität der *Geschichtlichkeit* stellte – im Lichte der sich auf Dilthey beziehenden Literatur übrigens recht erfolgreich⁵⁶ –, wurde von dem Soziologen

die hier zuvor erwähnte Passage aus der Novalis-Abhandlung, auf die er selber anmerkungswise hinweist.

⁵⁴ Ebd., 38.

⁵⁵ Wie Anm. 48, 188.

⁵⁶ Vor allem folgende Schriften werden immer wieder aufgeführt: *Julius Petersen*, *Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwis-*

Karl Mannheim am Ende der 20er Jahre in einer ausufernden Debatte über „Generationen“ nicht minder erfolgreich als soziologisches *Ordnungsinstrument* eingeführt⁵⁷. Mannheim unterscheidet die *Generationslagerung* im konkreten räumlich-zeitgeschichtlichen Lebensraum, darin den *Generationszusammenhang* derjenigen annähernd Gleichaltrigen, die ein gemeinsamer Erfahrungshorizont verbindet, innerhalb dessen sich *Generationseinheiten* als Erlebnisgemeinschaften herauskristallisieren, die sich historisch als politisch, kulturell, gesellschaftlich aktive *Gruppen* – kollektive *Akteure* – bemerkbar machen. Breitsamer hat eine interessante Studie vorgelegt, in der er Mannheims Analyse durch quantitative und qualitative Daten unterlegt – hier: kategoriale Ereignisse 1918, 1933, 1945; Wirtschaftskrisen; politische Optionen bei Wahlen – und bestätigt⁵⁸. Fogt nimmt dieses Konzept als Ausgangspunkt für seinen weiterführenden Versuch, die (Selbst-)Konstitution von politisch aktiven *Generationseinheiten* wie die „68er“ zu erklären⁵⁹. Petersen⁶⁰ meint, daß ihm das nicht ganz schlüssig gelungen sei, knüpft seinerseits ebenfalls an Mannheim an und fügt dessen Ansatz bedenkenwerte Differenzierungen hinsichtlich der *Formierungsprozesse* von *Generationseinheiten* hinzu⁶¹.

Mit dem Aufstieg der empirischen Sozialforschung mußte die Kategorie „Generation“ einer „verstehenden (Jugend-)Soziologie“ problematisch werden; denn sie eignet sich offensichtlich nicht als *quantifizierendes* Ordnungsinstrument im Rahmen einer empirischen sozialwissenschaftlichen Jugendforschung, die sich für aktuelle Einstellungen und Verhaltensweisen von Jahrgängen bzw. Jahrgangs-Kohorten interessierte, sei es im Bereich der Wahlforschung und (Jugend-)Politikberatung, sei es im Hinblick auf größere Zusammenhänge des Sozialen Wandels. Die Diskussion begann früh in den USA⁶² im Zusammenhang mit der Erforschung des Verhältnisses von *Altersgruppen* zueinander. In diesem Zusammenhang mache

senschaft (Leipzig 1926, Reprint Heidelberg 1968), Kap. VI: Generation, 132–170; *ders.*, Die literarischen Generationen (Berlin 1930); *Wilhelm Pinder*, Kunstgeschichte nach Generationen (Leipzig 1926); *ders.*, Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas (Berlin 1928); *Eduard Wechsler*, Die Generation als Jugendreihe und ihr Kampf um die Denkform (Leipzig 1930).

⁵⁷ *Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie 7 (1928) 157 ff., 309 ff., wiederabgedr. in: *ders.*, Wissenssoziologie, hrsg. von *K. H. Wolff* (Soziol. Texte, Bd. 28, Neuwied, Berlin 1970) 509–565. – Zu Mannheim neuerdings *Joachim Matthes*, Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“, neu gelesen. Generationen-„Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“?, in: Zeitschrift für Soziologie 14 (1985) 363–372; *Jane Pilcher*, Mannheim's sociology of generations: an undervalued legacy, in: The British Journal of Sociology 45 (1994) 481–495; *dies.*, Age and Generation in Modern Britain (Oxford 1995); vgl. den Beitrag von Jürgen Zinnecker (Siegen) in diesem Band.

⁵⁸ *Joachim Breitsamer*, Ein Versuch zum „Problem der Generationen“, in: Kölner Zeitschrift f. Soziologie u. Sozialpsychologie 28 (1976) 451–478.

⁵⁹ *Helmuth Fogt*, Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell (Beiträge zur sozialwiss. Forschung, 32, Opladen 1982).

⁶⁰ *Petersen*, Radikale Jugend.

⁶¹ Ebd., 529 ff.

⁶² *Ryder*, Cohort.

die Rede von „Generation“ keinen Sinn – was ganz richtig beobachtet ist –, denn in Gesellschaften mit zunehmender Dynamik des Sozialen Wandels sei die *Milieu*- und die *Kohortenzugehörigkeit* wichtiger als die (wie auch immer definierte) *Generationenzugehörigkeit*⁶³. Ähnlich wurde auch 30 Jahre später im Zusammenhang der Transformation der beschreibenden und verstehenden Jugendsoziologie (vom Schlage Schelskys oder Blüchers) in eine empirische und erklärende Jugendforschung argumentiert⁶⁴. Erfolgreiche Kohortenanalysen⁶⁵ führten einerseits zu der Empfehlung, den Begriff der Generation im Sprachgebrauch der Soziologie zu meiden⁶⁶ – was nicht ohne Widerspruch blieb⁶⁷ –, andererseits aber auch zu dem interessanten Vorschlag, das Kohortenkonzept zu nutzen, um das Generationskonzept für die empirische Sozialforschung operationalisiert nutzbar zu machen⁶⁸.

⁶³ Ebd., 853; *Irving Rosow*, What is a Cohort and why?, in: *Human Development* 212 (1978) 65–75 zitiert S. 66 Peter B. Baltes (den späteren Direktor am MPI für Bildungsforschung in Berlin) mit der Auffassung, daß aus der Sicht der Sozial- und Entwicklungspsychologie „available evidence on the role of cohort effects on behavioral development is largely descriptive; efforts at theoretical-explanatory analysis are rare and at the best prototheoretical“, so daß Kohortenanalysen den Historikern und Soziologen überlassen wurden. Rosow schlägt vor, daß eine Kohorte als im soziologischen Sinne „meaningful entity“ „(1) consists of people who share a given life experience; (2) this experience is socially or historically structured, and (3) it occurs in a common generational framework; (4) its effects distinguish one generation from another; and (5) these effects are relatively stable over the life course.“ (67) Damit ist eine *pragmatische* Definition gegeben, um nicht von vornherein vor dem eigentlichen Problem der Abgrenzung und Differenzierung von Kohorten(-Effekten) zu kapitulieren und die deshalb vor allem für Kohorten-Effekte *sensibilisieren* soll; in der geschichtlichen und gesellschaftlichen Realität indes „clear-cut cohort effects do not occur as often as we expect“. (74)

⁶⁴ *Walter Hornstein*, *Christian Lüders*, Das Problem der Generationen in der Jugendforschung heute. Anmerkungen aus pädagogischer Sicht, in: *Bildung und Erziehung* 38 (1985) 213–230, mit der Empfehlung, das Konzept der Generation durch das der „Lebenslage“ bzw. „Problemlage“ zu ersetzen (226). (Dilthey hatte von „Lebenshorizont“ gesprochen.) Das „Lebenslagen“-Konzept wird zuerst, soweit ich sehe, in der jugendsoziologischen Forschung von Ulrich Planck benutzt (vgl. Anm. 92). Der Empfehlung von Hornstein/Lüders ist die sozialwissenschaftliche und sozialpädagogische Jugendforschung sehr erfolgreich gefolgt.

⁶⁵ Vgl. *Wolfgang Plum*, Kohortenanalyse von Umfragedaten. Zur Identifizierung möglicher Einflußfaktoren politischen Verhaltens und politischer Einstellungen, in: *Kölner Zeitschrift f. Soziologie u. Sozialpsychologie* 34 (1982) 509–532.

⁶⁶ *Gerhard Schmied*, Der soziologische Generationsbegriff. Darstellung, Kritik und „Gewissenserforschung“, in: *Neue Sammlung* 24 (1984) 231–244.

⁶⁷ Vom Vf.: Das Konzept der „Generation“. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Bildungsforschung, in: *Neue Sammlung* 27 (1987) 364–377, wiederabgedr. in: *ders.* (Hrsg.), *Jugendpolitik in der Nachkriegszeit* (Weinheim, München 1993) 99–117; *ders.*, *Neue Wege der Sozialgeschichte. Zur Forschungspraxis der Historischen Sozialisationsforschung und zur Bedeutung ihrer Ergebnisse für pädagogische Theoriebildung*, in: *Pädagogische Rundschau* 38 (1984) 171–187.

⁶⁸ *Bernd Buchhofer*, *Jürgen Friedrichs*, *Hartmut Lüdtke*, Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung. Zur Revision des Generationsbegriffs als analytisches Konzept, in: *Kölner Zeitschrift f. Soziologie u. Sozialpsychologie* 22 (1970) 300–334.

Diese Debatte wurde von den zeitgeschichtlichen Ereignissen überholt: Seit Mitte der 60er Jahre war eine internationale Studentenbewegung als eine „neue Generation“ wahrnehmbar, so wie Dilthey es von den Romantikern gesagt hatte, und Lewis S. Feuer gab seiner aktuell-zeitgenössischen, international vergleichenden voluminösen Studie den zutreffenden Titel „The Conflict of Generations. The Character and Significance of Student Movements“⁶⁹. Damit war das Generationen-Thema wieder auf der Tagesordnung und ist es in der (Jugend-)Soziologie sowie der Geschichtswissenschaft⁷⁰ auch geblieben.

Helmuth Plessner, an den hier erinnert werden muß, sollte Recht behalten. Er hatte in seinem bis heute überaus lesenswerten Essay zu unserem Thema geschrieben⁷¹, daß bei der Debatte über das Konzept der Generation der Diltheysche Ansatz und dessen *eigentliches* Erkenntnisinteresse zu wenig beachtet worden sei (übrigens auch von Karl Mannheim): Dilthey habe sich für *Generationseinheiten* interessiert, weil es ihm um das Eingrenzen und Verstehen *geistiger Bewegungen* gegangen sei, und zwar in der Weise, daß für ihn nicht die Abfolge, sondern die *Gleichzeitigkeit* dieser Bewegungen der erklärungsbedürftige Sachverhalt sei. Und Plessner fuhr fort: „Die Einheit der Generation erscheint ... als Gruppe dank der Anziehungskraft auf Menschen gleichen Alters, die sich dadurch, das heißt durch das, was sie damals geglaubt und mitgemacht, und wie sie es mitgemacht haben, einander verwandt fühlen. ... Ein solcher Generationsbegriff schließt enger an die soziale Wirklichkeit an als der scheinbar unübertreffliche Realismus der naturalistischen Theoretiker⁷². Der enge Anschluß an den *soziokulturellen* Aspekt bedeutet jedoch, daß die biologische Marke des Geburtsjahrganges ihre Bedeutung verliert. *Situation wird wichtiger als Generation*. Aber auch die Situation verliert an Schärfe der Begrenzung zugunsten der *Bindekraft des zündenden Gedankens*. Die *Richtung* wird das Bindemittel und erweist sich als die eigentliche sozialisierende Kraft. Das Bewußtsein eines gemeinschaftlichen Zieles verdrängt – im konkreten Fall – die Gemeinsamkeit durch gleiches Alter. Und in dem Maße, in welchem das Lebensalter von der Gemeinsamkeit der Lebenssituation und diese wiederum von der einer Überzeugung in den Schatten gestellt wird, bildet sich innerhalb bestimmter Gruppen eine ‚Generation‘ im geschichtlich faßbaren Sinn heraus. Die dem gleichen Jahrgang angehörenden Führer einer Schule, einer Bewegung werden sich ihrer Generationslage nur bewußt werden, wenn sie ihr eine *Bedeutung* zuschreiben. Ohne ein derartiges Generationsbewußtsein gibt es also

⁶⁹ New York, London 1969.

⁷⁰ Als frühe Beispiele: Alan B. Spitzer, The Historical Problem of Generations, in: American Historical Review 78 (1973) 1353–1385; Hans Jäger, Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption, in: Geschichte und Gesellschaft 3 (1977) 429–452; im folgenden zitiert: Jäger, Generationen.

⁷¹ Nachwort zum Generationenproblem (1949/1966), in: ders., Gesammelte Schriften (Bd. X, Frankfurt a.M. 1985) 107–120.

⁷² Gemeint ist offenbar die Orientierung am „naturalistischen“ Basisdatum „Geburtsjahrgang“.

keine Generationsbildung mit dem *vitalen Akzent*, keine Gruppenbildung im Zeichen naturgegebener Momente.“⁷³

Nach diesem kurzen Durchgang durch die Geschichte des Generationen-Konzepts sei eine Zusammenfassung versucht, was im Unterschied zu Jahrgang und Kohorte unter „Generation“ verstanden wird bzw. verstanden werden soll, wenn dieser Begriff für geschichtstheoretische bzw. historiographische Zwecke einigermaßen präzise handhabbar sein soll:

(1) Ein *Jahrgang* ist eine eindeutige zeitliche Zuordnung im Ablauf der Geschichte, die Jahrgangszugehörigkeit ist für jedermann durch sein Geburtsdatum eindeutig. Aus der Jahrgangszugehörigkeit ergeben sich oft überraschende Gemeinsamkeiten, wie sich z.B. an den Jahrgangs-„Spiegeln“ in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ seit 1980 für die Jahrgänge seit 1920 ablesen läßt⁷⁴.

1920–1923 Kriegsjahrgänge, sehr dezimiert; guter Start in der Nachkriegszeit: die Überlebenden waren rechtzeitig zum Wiederaufbau wieder zur Stelle und wuchsen Schritt für Schritt in ihre Funktionen und Positionen hinein; hoher Zuzug aus der SBZ/DDR

1924 der erste „normale“ Jahrgang in der Jahrgangsgeschichte der BRD

1925 auffallend viele Akademiker in Führungspositionen der Wirtschaft und Industrie

1926–1928 Flakhelfer-Jahrgänge⁷⁵

1928 ein überaus erfolgreicher „Starjahrgang“

1929 im Literaturteil der FAZ bezeichnet Frank Schirmmacher die Autoren des Jahrgangs 1929 (Heiner Müller, Günter Kunert, Christa Wolf, Peter Rühmkorf, Hans Magnus Enzensberger, Walter Kempowski, Reinhard Lettau, Michael Ende, Jürgen Habermas u. a. m.) als „die vorläufig letzte homogene Generationsgemeinschaft“(!); in welchem Sinne „homogen“, wäre zu prüfen; vielleicht in dem Sinne, daß sie vor der deutsch-deutschen Teilung wenn auch in West und Ost, doch noch gemeinsam erwachsen wurden

⁷³ Ebd., 116, Hervorhebungen von UH. – Plessner setzt hinzu, daß Mannheim diesen Mechanismus und diese Konsequenz nicht gesehen habe; und dies stimmt überein mit den weiterführenden Überlegungen bei *Petersen*, Radikale Jugend.

⁷⁴ *Jürgen Eick* (Wirtschaftsjournalist, seit 1963 Mitherausgeber der FAZ) beschrieb in der FAZ die Jahrgänge 1920 bis 1930. 1920: 21. 2. 1980, 1921: 10. 2. 1981, 1922: 5. 3. 1982, 1923: 21. 2. 1983, 1924: 29. 2. 1984, 1925: 6. 2. 1985, 1926: 6. 2. 1986, 1927: 13. 2. 1987, 1928: 12. 2. 1988, 1929: 31. 1. 1989, 1930: 6. 1. 1990. *Jürgen Jeske* (derzeit Mitherausgeber der FAZ) setzte diese Reihe bis zum Jahrgang 1941 mit ausführlichen Namenslisten fort. 1931: 6. 2. 1991, 1932: 7. 1. 1992, 1933: 16. 1. 1993, 1934: 11. 1. 1994, 1935: 23. 12. 1994, 1936: 23. 12. 1995, 1937: 27. 12. 1996, 1938: 31. 12. 1997, 1939: 30. 12. 1998, 1940: 29. 12. 1999, 1941: 23. 12. 2000. – Da es sich um Führungspersonal aus Wirtschaft und Industrie handelt, dienen nur *männliche* Karrieren zur Charakteristik der Jahrgänge. Erst in den späteren Jahren tauchen auch Frauen aus der Politik auf. Bei den Bemerkungen zu diesen Jahrgängen und den von ihnen gebildeten Kohorten muß dieser Umstand stets beachtet werden, ebenso der Hinweis von Friederike Hassauer (Wien), daß weibliche Generationsbildungen durch die anderen zeitlichen Strukturen weiblicher Lebensentwürfe und -vollzüge (in Ehe, Familie, Beruf, Karriere usw.) zeitlich anders strukturiert sind.

⁷⁵ *Rolf Schörken*, Schülersoldaten – Prägung einer Generation, in: *Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkmann* (Hrsg.), Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999) 456–473; *ders.*, Sozialisation inmitten des Zusammenbruchs. Der Kriegseinsatz von 15- und 16-jährigen Schülern bei der deutschen Luftabwehr (1943–1945), in: *Dittmar Dahlmann* (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution (Krieg in der Geschichte, Bd. 7, Paderborn 2000), 123–143.

- 1930 als Jugendliche einer besonderen „Amerikanisierung“ ausgesetzt
- 1931 „Geboren im Jahr der deutschen Bankenkrise“
- 1932 „Nach dem Krieg bekamen viele eine Chance“
- 1933 „In einem Schicksalsjahr geboren: Jahrgang 1933. Mit Sechzig Abschied von der Generation (!) der ‚Dominierenden‘“
- 1931–1933 Höhere Schule und Ausbildung in den schlechten Nachkriegsjahren und Anfang der 50er Jahre; Augenzeugen des Wirtschaftswunders; in den 80er Jahren Chancen durch Ablösung früherer Jahrgänge
- 1934 „Vor neuen Herausforderungen: Jahrgang 1934. Schlankere Unternehmen brauchen weniger Manager“; Aufwachsen im geteilten Deutschland und im Wirtschaftswunder; Rezessionen der 70er und 80er Jahre als berufliche Bedrohungen
- 1935 „Vor einem neuen Lebensabschnitt: Der Jahrgang 1935. Berufswege zwischen Wirtschaftswunder und Strukturwandel“; erfolgreiche berufliche Einstiege in den 70er Jahren; in den 90er Jahren im Osten durch den Umbruch und im Westen durch die Rationalisierungsschübe berufliche Abbrüche
- 1936 „Fünf Lebensjahrzehnte Frieden: Der Jahrgang 1936. Runde Geburtstage in einer Zeit neuer Herausforderungen“
- 1937 „Geprägt durch die fünfziger Jahre: Der Jahrgang 1937. Lebenswege, die in einer Zeit beispiellosen Wachstums begonnen haben“
- 1938 „Und läuft und läuft und läuft: Jahrgang 1938. Nur in Westdeutschland eine Jugend in der Blütezeit des Wirtschaftswunders“
- 1939 „Zeitzeugen eines zu Ende gehenden Jahrhunderts: Jahrgang 1939. Lebensläufe mit einer Kindheit im Krieg und einem Alter im Frieden“
- 1940 „Ein dritter Lebensabschnitt im 21. Jahrhundert: Der Jahrgang 1940. Lebensläufe mit mehr als fünfzig Jahren Frieden“
- 1941 „Zeitzeugen tiefgreifender Umwälzungen: der Jahrgang 1941. Lebensläufe zwischen der Zerstörung und der friedlichen Einigung Europas“

(2) Benachbarte Jahrgänge lassen sich zu *Kohorten* gruppieren. Mehr noch: *Innerhalb* der benachbarten Jahrgänge lassen sich *unterschiedliche* Kohorten bilden: Kohorten der Geburtsjahrgänge, der Schulabschlüsse (in den verschiedenen Schulformen), der Berufsausbildungswege, des Eintritts ins Berufsleben, der Erstwähler, in ländlichen oder städtischen Milieus, männlich/weiblich usw. Der Angehörige eines Jahrgangs kann also *mehreren* Kohorten angehören, jeweils bezogen auf die Fragestellung, zu deren Beantwortung in der empirischen Sozialforschung eine Kohorte gebildet worden ist.

(3) Eine *Generation* hingegen ist eine Gruppe oder „Gemeinschaft“, die sich durch gemeinsame Überzeugungen und „vitale Akzente“ auszeichnet, verbunden vornehmlich nicht durch gemeinsame Lebenserfahrungen (die teilt sie mit unzähligen anderen Zeitgenossen), sondern durch daraus gewonnene *Lebensformen* und *Lebensstile* (Habitus, „Prägnanzbildung“⁷⁶), durch „Lebenshorizonte“ und ein bestimmtes „*Verhältnis* von Gleichzeitigkeit“, das auch *altersunabhängig* sein kann (Gleichzeitigkeit als solche konstituiert nur Jahrgänge oder Kohorten). Insofern ist die Redeweise z. B. von der Flakhelfer-„Generation“ nicht korrekt, es sei denn, diese Jahrgänge zeigen als Kohorte Verhaltens- und Einstellungseffekte, die sie von anderen signifikant unterscheiden⁷⁷, so daß man sie im Sinne von Diltheys „Prägnanzhypothese“ als Generation bezeichnen kann.

⁷⁶ Hinweis von Lutz Niethammer (Jena) im Anschluß an Karl Mannheim.

⁷⁷ In Schelskys „skeptischer Generation“ finden sich natürlich viele Flakhelfer. Die klassi-

Mit anderen Worten: Eine „Generation“ ist eine Gruppe von Menschen, die sich durch eine für sie spezifische kollektive Identität auszeichnet und sich durch diese miteinander bedeutungsvoll verbunden weiß⁷⁸. Diesen Sachverhalt bezeichnet der Begriff „Generationalität“. Eine „Generation“ bildet also – in den Worten von Karl Mannheim – aufgrund gemeinsamer *Generationslagerung*, in jedem Fall aber innerhalb eines *Generationszusammenhangs* eine *Generationseinheit*. In der Regel benötigen solche Gruppen, Bewegungen, Generationen „Führer“ (die in der Regel etwas älter sind) und machen sich sozial, politisch, kulturell bemerkbar als kollektive Akteure. „Generation“ meint also nicht im umgangssprachlichen Verständnis *Altersabstand*, *Altersgruppenzugehörigkeit* oder *Verhältnis* von Altersgruppen, sondern eine „Gemeinschaft“, verbunden durch spezifische *gelebte* Werte und Ziele. Dies macht darauf aufmerksam, daß – ähnlich wie bei den Kohorten – die Formierung von „Generationen“ unterschiedliche Anlässe und Konkretisierungen und damit unterschiedliche Funktionen haben kann. Deshalb können „Generationen“ z.B. als „Schicksalsgemeinschaften“ nur wenige Jahrgänge umfassen (die „Flakhelfer“- , die „skeptische Generation“) oder als „Bewegung“ Menschen ganz unterschiedlicher Lebensalter miteinander verbinden (die „Grünen“), sie können in Zeiten von geschichtlicher Kontinuität nur gelegentlich hervortreten und für Zeiten von Beschleunigung und zunehmender Dynamik in Verbindung mit besonderen Ereignissen für kurze Intervalle konstruiert werden, wie dies für die Jugend-„Generationen“ vor dem Ersten Weltkrieg geschehen ist⁷⁹.

sche Studie für die Analyse der Langzeitwirkungen generationsspezifischer Erfahrungen ist *Glen H. Elder, Children of the Great Depression. Social Change in Life Experience* (Chicago 1974, Boulder 251999).

⁷⁸ *Kirstin Platt, Mibran Dabag* (Hrsg.), *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identität* (Opladen 1996).

⁷⁹ Vgl. *Wilhelm Flitner, Die junge Generation im Volke* (zuerst 1928), wiederabgedr. in: *ders., Reformpädagogik und Jugendbewegung* (Gesammelte Schriften, Bd. 4, hrsg. von *Ulrich Herrmann*, Paderborn 1987) 243–261. Flitner unterschied Jugend-„Generationen“ nach ihrer „inneren Lage“ zu den prägenden Ereignissen ihrer formativen Lebensphase: (1) die um 1890 Geborenen, die Träger der Jugendbewegung, geprägt vom Geiste Nietzsches und der Neu-Romantik; (2) die um 1895 Geborenen, deren „geistiges Erwachen“ in die Kriegsjahre fiel, mit entsprechenden Orientierungs- und Einmündungsproblemen unmittelbar nach dem Krieg; (3) die zwischen 1896 und 1904 Geborenen, in deren Jugendzeit noch der Krieg und die demoralisierende Nachkriegszeit (bis um 1925) fiel; (4) die Gruppe der zwischen 1905 und 1912 Geborenen, deren Jugend und formative Lebensphase zusammenfiel mit dem Untergang der Republik und dem Aufstieg des Nationalsozialismus. Flitner selber war 1889 geboren worden und lag seiner Herkunft nach vor diesen Generationen (dazu *ders., Autobiographie: Erinnerungen 1889–1945* [Gesammelte Schriften, Bd. 11, Paderborn 1986]); er betrachtete die Abfolge seiner „Generationen“ aus dem Blickwinkel ihrer „Lagerung“ in der Nachkriegszeit. Eine andere geläufige Trennlinie ist auch der Jahrgang 1902, der letzte, der noch regulär zum Kriegsdienst herangezogen wurde. Vgl. *Ernst Glaeser, Jahrgang 1902* (Potsdam 1928). – Eine ähnliche Abgrenzung von Generationen geht auf *Eduard Spranger* zurück: „die“ Vorkriegsgeneration, die um 1900 im Alter von 20 halbwegs erwachsen war; die Generation der Jugendbewegung; die bündische Jugend; Jugend im Nationalsozialismus; Jugend nach 1945, in: *Eduard Spranger, Fünf Jugendgenerationen 1900–1949*, in: *ders.,*

2) Typologie und Funktionen des „Generations“-Konzepts

Dilthey sah die „Generation“ der Romantiker in der Abhebung von den *gleichzeitig* lebenden und wirkenden Dichtern und Philosophen der Klassik. Petersen analysiert ein bestimmtes politisch radikalisiertes *Segment* der sozialistischen Jugendbewegung in der Schweiz. Fogt *rekonstruiert* die Generationseinheit der „68er“. Hier sei – nicht zuletzt aufgrund der Anregungen bei der hier dokumentierten Konferenz – der Versuch gemacht, Typen und Funktionen in einer gewissen Systematik vorzustellen.

Typen von „Generationen“ ergeben sich

(a) aus der *Perspektive ihrer Prägung oder ihrer Konstruktion*: geprägt durch das Kriegserlebnis, die Nähe des Todes, Eltern- und Heimatlosigkeit, allgemeiner: durch existentielle unauslöschliche Erfahrungen⁸⁰; als Selbstbeschreibung („Das junge Deutschland“), als Selbst- und Fremdzuschreibung („die 68er“), als retrospektive soziologische Rekonstruktion (die „skeptische Generation“). Dabei kann

(b) durch die Konstruktion von *Idealtypen* („Protestgeneration“) oder durch *phänomenologische Deskription* („Beat-Generation“) oder durch „dichte Beschreibung“ von „*Gestalten*“ („der Wandervogel“) vorgegangen werden. Des weiteren können

(c) *Lebensentwürfe und -erwartungen* sowie die Abfolge der Altersgenerationen im Kontext Sozial-kulturellen Wandels unterschiedliche *Generationenbeziehungen* formulieren: Kontinuität und Diskontinuität, Innovation (Dynamik) und Traditionalität (Beharrung), Spannungen und Konflikte⁸¹; das Problem der *Generationsverträge* und der gegenseitigen Solidarleistungen⁸².

Daraus ergeben sich unterschiedliche *Funktionen* unterschiedlicher „Generations“-Konzepte. „Generationen“ können Gruppen und Gemeinschaften sein für spezifische

Pädagogische Perspektiven (Heidelberg 1951) 25–56; Spranger beschreibt offensichtlich *Generationslagerungen*. – Jürgen Zinnecker (Siegen) wies auf die *Differenzierung von Alters-, Kohorten- und Ereigniseffekten* hin.

⁸⁰ Bernd Giesen (Konstanz) hat darauf hingewiesen (vgl. seinen Beitrag in diesem Band), daß es sich dabei dann um Erfahrungen handelt, die in der Regel nicht mit den Deutungsmustern der älteren oder einer anderen Generation bewältigt werden können.

⁸¹ Wobei zu beachten ist, daß „Generationsgenossen“ sich auch auf ein gemeinsames in sich *Gegensätzliches* beziehen können (Lutz Niethammer mit Hinweis auf Mannheim): die Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg war z. B. eine „rückwärtsgewandte Modernisierung“.

⁸² Diesem Sachverhalt gelten die Arbeiten des Konstanzer Soziologen Kurt Lüscher (und seiner Arbeitsgruppe): *Generationenbeziehungen* sind historisch zunächst und vor allem *juristische Beziehungen* (Erbrecht), in denen zugleich soziale und ökonomische Machtpositionen definiert und weitergegeben oder vorenthalten werden. *Kurt Lüscher, Franz Schultzeis* (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften* (Konstanzer Beiträge zur sozialwiss. Forschung, Bd. 7, Konstanz 1993). – Vgl. dazu den Beitrag von Gerd Hardach (Marburg) in diesem Band.

(a) *Kommunikations- und Verständigungsprozesse*: die Gruppierungen der Jugendbewegung und der bündischen Zeit, Künstlerkolonien und ihre Sezessionen, Wissenschaftler-Gruppen bei Paradigmen-Wechseln, nachrückende Politikergruppen (die Generation der „Enkel“ Konrad Adenauers), die „Golf-Generation“ der Yuppies, unterschiedliche „Medien-Generationen“;

(b) *Deutungs- und Erinnerungsarbeit*: Vereinigungen zur Traditionspflege, darin der insofern gar nicht kuriose Fall der nachträglichen Selbstzuschreibung zu den „68ern“; Versuche, „Hegemonial-Tendenzen“ und damit *sich selber* als Gruppe bzw. Gemeinschaft durchzusetzen⁸³;

(c) *Aktions- und Wirkungsformen*: die Weiße Rose, „die Studentenbewegung“ 1967 ff.; diese Gruppen und Gemeinschaften bilden „Problemgemeinschaften“ oder auch „Problemlösungsgemeinschaften“ (in der SBZ/DDR z.B. die FDJ-„Aufbaugeneration“).

Für diese unterschiedlichen „Generationen“ gibt es unterschiedliche „Bindekräfte“ und „Bindemittel“ (Plessner), und diese sind es, mit deren Hilfe wir „Gesellschaft“ als kulturellen, politischen, ökonomischen, sozialpsychologischen „Wirkungszusammenhang“ von Gruppen und sozialen Formationen entziffern und „lesen“. Wenn wir daher mit den entsprechenden inhaltlich „gefüllten“ Generationenbegriffen die „Wirkungszusammenhänge“ der geistigen und sozialen Welt entziffern (Dilthey), erzeugen wir geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliches Deutungswissen und sozial-kulturelle Ordnungsmuster für Vergangenheiten und Gegenwart. Geschichte in „Generationen“ zu denken ist zwar kein geeignetes Mittel der Periodisierung⁸⁴, wohl aber ein überaus ergiebiger Ansatz einer „erweiterten Sozialgeschichte“⁸⁵.

3) Die „Generation der Unbefangenen“ – keine „Generation“

Ein Blick auf die Jahrgangskarakteristika hat Gruppierungen von Kohorten gezeigt, und von dort haben wir weiter zu fragen, ob es sich dabei um Übergänge zu *Generationszusammenhängen* oder gar *Generationeneinheiten* (den „Generationen“ i.e.S.) handeln könnte. Auffallend ist, daß über manche Jahrgänge i.S. ihrer *Generationslagerung* nichts besonderes zu sagen ist, sondern nur dies: Angehörige bestimmter Jahrgänge hatten durch die Gunst (oder Ungunst) der Umstände besondere Chancen oder Versagungen. Der „leergeschossene“ Jahrgang 1922 hatte optimale universitäre Chancen, spätestens seit der Vervielfachung der Lehrstühle im Gefolge des „Blauen Gutachtens“ des Wissenschaftsrats (1960), wodurch seit der Mitte der 80er Jahre ein „Generationswechsel“ in vielen akademischen Disziplinen eintreten *mußte*, mit den entsprechenden Chancen für den

⁸³ So die Formulierung von Ulrich Herbert (Freiburg). Dies ist die uns inzwischen wohlvertraute Strategie, „Themen zu besetzen“ und den „Diskurs“ zu instrumentieren und zu instrumentalisieren. Diesem Thema widmet sich der SFB „Erinnerungskultur“ der Universität Gießen.

⁸⁴ Jäger, *Generationen*, 451.

⁸⁵ Ebd., 450.

Nachwuchs der *übernächsten* Generation. Oder: Wer 1924/25 geboren worden und 20 Jahre später durch Ausbildung und Studium in gute Startpositionen gekommen war, fand sich 40 Jahre später in Spitzenpositionen. Der „Starjahrgang“ 1928 (FAZ) in der Wirtschaft wuchs seit 1948 nach der Währungsreform in das Wirtschaftswunder hinein.

Die Lagerung der Kohorte um 1939 (die „38/42er“⁸⁶) läßt sich in folgender Weise skizzieren, wenn (wie oben betont) ein *Ausschnitt* aus den Geburtsjahrgängen betrachtet wird, der als *männlich/westdeutsch/mittelständischer bzw. bildungs-/wirtschaftsbürgerlicher Herkunft, vorwiegend städtisch, weiterführende Schulbildung* beschrieben werden kann. Die Bildung einer Kohorte mit diesen Milieumerkmalen als *Generationszusammenhang* ergibt sich aus folgenden Überlegungen: Wer 1937 geboren wurde, gehörte bei der Einführung der Wehrpflicht zu den sog. „weißen Jahrgängen“ und war Mitte/Ende der 50er Jahre mitten im „Wirtschaftswunder“-Aufschwung. Wer 1943 geboren wurde, war bei der Währungsreform erst 5 Jahre alt und kannte in seiner späteren Kindheit und Jugend nur das Wirtschaftswunder und hat auch keine Jugendarbeitslosigkeit mehr erlebt. An den Universitäten konnte er noch mitten im Studium von der Ereignissen 1966 ff. betroffen werden. Wenn hier die Kohorte 1938/42 als *Generationszusammenhang* vorgeschlagen wird, bedeutet das natürlich nicht, daß sich auch Angehörige weiterer benachbarter Jahrgänge darin wiedererkennen können.

Jürgen Reulecke hat sich mit diesen Jahrgängen der „unbefangenen Generation“ schon einmal in durchaus autobiographischer Absicht beschäftigt⁸⁷ und ist dabei zu einem Ergebnis gekommen, das er nochmals überprüft sehen wollte: „Die um 1940 Geborenen stehen irgendwie ‚ungenau‘ zwischen der profilierten ‚skeptischen Generation‘ und der noch profilierten ‚68er-Generation‘; sie vereinigen vermutlich von beiden Generationsprofilen etwas in sich, und deshalb mögen sie vielleicht so etwas wie eine Brückengeneration sein, deren Lebens-thema weder das unkritische Erhalten und Bewahren noch das radikale Ändern und Verbessernwollen ist, sondern das nachdrückliche Reformieren mit Augenmaß.“⁸⁸ Ist diese Selbstzuschreibung zutreffend?

⁸⁶ Eine Kohortenbildung 1939–1948 (Blücher) erscheint mir problematisch. Jene von Bude (1938–1948) (wie Anm. 40) – und diese auch noch *in toto* als „68er“ zu bezeichnen – ist auch dann *nicht* begründet, wenn die Interviews einiger Protagonisten kombiniert werden; und die Kohorten in schematischen Dekaden ab 1945 (*Jaide*, Generationen) liegen quer zu allen historisch wichtigen Kontexten und Ereignissen. Sowohl der *mainstream* der Kohorten innerhalb der *Generationslagerung* und des *Generationszusammenhangs* als auch die *Generationseinheiten* von „68ern“ lassen sich (mit der Zustimmung von Wolfgang Kraushaar) mit den entsprechenden Randstreifen zu jeweils 5 Jahrgängen gruppieren (1937/8–1941/2, 1939/40–1944/5, 1944/5–1950; letztere vor allem Mitläufer). Kraushaar bezeichnet die „68er“ *dezidiert nicht als Generation*, was m.E. aber im Lichte der oben skizzierten Funktionstypen von „Generationen“ durchaus möglich ist.

⁸⁷ Jürgen Reulecke, Waren wir so? Zwanzigjährige um 1960: Ein Beitrag zur „Ich-Archäologie“, in: Petra Götte, Wolfgang Gippert (Hrsg.), Historische Pädagogik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Bilanzen und Perspektiven (Essen 2000) 169–180.

⁸⁸ Ebd., 180.

Zunächst ist ein Blick auf Ereignisse und auf kollektiv-biographisch milieu- bzw. zeitgeschichtsrelevante Daten angezeigt⁸⁹.

Eine Chronik für die Geburtsjahrgänge 1938, 1939, 1940 für das Segment „westdeutsch, männlich, Bildungsbürgertum/Mittelstand, weiterführende Schulbildung“⁹⁰

• *bis 1945 Kriegszeit*

frühe Kindheit, die vollständig in die Kriegszeit fällt, in der Regel vaterlos aufgewachsen, starke Mutterbindung, Halb- und Vollwaisen; Erfahrungen des Krieges gegen die Zivilbevölkerung, Erlebnis des Kriegsendes; Ende einer Familien-Kindheit unter Ausnahmebedingungen; der Jahrgang 1938 wird zum Teil noch eingeschult (Ende 1944 bis 1945/46 unterbrochen); für die nächsten Jahre unterschiedliche Ausgangsbedingungen:

- ausgebombt ja/nein (Wohnung, städtische Infrastruktur, im Westen 2,5 Mio. Wohnungen zerstört)
- umgezogen ja/nein
- vertrieben ja/nein⁹¹
- Groß-/Mittel-/Kleinstadt, Dorf⁹²
- soziale Schichtzugehörigkeit
- männlich/weiblich

• *1945/46–1950 unmittelbare Nachkriegszeit, Wiederaufbau und Westintegration*

Einschulung mit überfüllten Klassen, Absolvierung der Grundschul-Kindheit, zumeist mangelhafte Grundversorgung; anspruchslose, aber relativ stabile Lebens- und Schulerfahrungen, große Spielräume und unkontrollierte „Spielräume“ auf Straßen und (Trümmer-)Grundstücken⁹³

Deutschland unter 4-Mächte-Verwaltung, Errichtung der Länder, Marshall-Plan, Einbeziehung Deutschlands in den Wiederaufbau Europas (von der SU für die SBZ abgelehnt), Währungsreform, Grundgesetz und „Soziale Marktwirtschaft“,

⁸⁹ So auch *Jaide*, *Generationen*, 25–35, 245–249. Jaide beschreibt und vergleicht für die Zeiträume 1871–1914/18, 1919–1933, 1933–1945 und dann in Dekaden 1945–1955 keine „Generationen“, sondern (wie er selber sagt) die „Lagerungen“ von Kohorten (299).

⁹⁰ Man kann auch innerhalb dieser *Generationslagerung* andere Segmente bilden. Es müssen immer *bestimmte* *Generationszusammenhänge* gebildet werden, ohne die es keine *Generationseinheiten* und keine „-lücken“ geben kann.

⁹¹ Flüchtling zu sein, machte in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine enorme Differenz. Vgl. *Volker Ackermann*, *Deutsche Flüchtlingskinder nach 1945*, in: *Dittmar Dahlmann* (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution* (Krieg in der Geschichte, Bd. 7, Paderborn 2000) 145–167; *Klaus Naumann* (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland* (Hamburg 2001).

⁹² Das ganz andere Profil der zeitgenössischen Landjugend zeigt *Ulrich Planck*, *Landjugend im sozialen Wandel*. Ergebnisse einer Trenduntersuchung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend (München 1970).

⁹³ *Roland Gröschel*, *Michael Schmidt*, *Trümmerkids und Gruppenstunde*. Zwischen Romantik und Politik: Jugend und Jugendverbandsarbeit in Berlin im ersten Nachkriegsjahrzehnt, hrsg. vom Landesjugendring Berlin (Berlin 1990).

Adenauer 1. Bundeskanzler, Heuss 1. Bundespräsident, 1950 Ende der Lebensmittelrationierung

1949 von ca. 5,5 Mio. deutschen Schulkindern sind 52% nicht bei beiden Eltern teilen (tägliches Suchdienst im Radio, 1950 noch 1,5 Mio. Vermißte)

1950 in Westdeutschland leben ca. 1 Mio. Witwen und 1,3 Mio. Waisen, davon 1,25 Mio. vaterlos, 30 000 Vollwaisen

Ende der Grundschule, Übergang auf weiterführende Schulen (nur ca. 5% dieser Jahrgänge kommen zum Abitur)

• 1950–1955/56 *frühe Jugend: Beginn der Ära Adenauer, „Wirtschaftswunder“*

„Wirtschaftswunder“ (Index BRD 1950 = 100)

	1951	1955
Industrie-Produktion insgesamt	118	178
Grundstoff-Produktion	118	174
Investitionsgüter-Produktion	131	233
Verbrauchsgüter-Produktion	114	162
Lebenshaltungskosten	108	110
durchschnittl. Bruttoverdienst/Woche	113 DM	144 DM

Einkommen Privathaushalte BRD (in Mrd. DM)

1951 67,8 1954 88,6 1956 108,4

1950 Krieg in Indochina und Korea, China besetzt Tibet (bis heute)

1951 westliche Alliierte beenden Kriegszustand mit der BRD, Verhandlungen über westdeutsche Wiederbewaffnung, Suez-Krise

1952 Montan-Union, Lastenausgleichs-Gesetz, *de-facto*-Beendigung der Verfolgung von NS-Verbrechern, Verschärfung der deutschen Teilung, Fluchtwellen aus der DDR, deutsch-israelisches Wiedergutmachungsabkommen

1953 Londoner Schuldenabkommen, 2. Kabinett Adenauer, 17. Juni (Fluchtwellen), Stalins Tod

1954 Berliner Deutschland-Konferenz der Siegermächte ohne Ergebnis, Beendigung des Besatzungsregimes, Pariser Verträge (Saar-Regelung), Ende des Indochina-Kriegs, Beginn des Algerien-Kriegs

1955 Souveränität der BRD, Adenauer in Moskau, atomare Aufrüstung (H-Bombe)

1956 Wehrpflicht, Gründung der Bundeswehr, XX. Parteitag der KPdSU, Ungarn-Aufstand, KPD-Verbot

neues Spielzeug, Lieblingsautoren von Mädchen: Spyri, Defoe, Ury, Kästner; von Jungen: Karl May, Defoe, Löns, Twain, Kästner; Schulfunk, erste Fernsehprogramme (1952 des NWDR), neue Konsumgüter, erste Ferienreisen

die individuelle Entwicklung vollzieht sich in Übereinstimmung mit den wahrnehmbaren familialen und sozialen Lebensformen („angepaßtes Verhalten“); zugleich eingestellt auf und gefördert hin zu Selbständigkeit; die eigenen Jahrgangsgemeinschaften der Gymnasiasten leben ohne eigene markante Codes oder erkennbare (Selbst-)Identifikationssysteme

die nächst ältere Halbgeneration (Geschwister) ist im Arbeitsleben verschwunden; die Generation der Eltern und Lehrer bietet kaum Anlässe für (politische) Konfrontation oder Distanzierung; wenig wahrnehmbare Indoktrination, gepaart mit Politikferne; eine sich konsolidierende Demokratie mit heftigen Parlamentsdebatten ist die einzige und damit „normale“ Politikerfahrung

1955 (bis 1958) „Halbstarke“: Jugendkrawalle der ab 1940 geborenen Arbeiterjugendlichen⁹⁴ (Zinnecker: ein anderer Generationszusammenhang im Vergleich zu den Protagonisten der '68er⁹⁵)

• 1955/56–1960/61 Ende der (verlängerten) Jugend- und Schulzeit (Gymnasium, Abitur)

Schul- und Jugendzeit fällt komplett in die Zeit des „Wirtschaftswunders“ und die konsolidierte Ära Adenauer

Stabilisierung der äußeren Verhältnisse durch die politische und wirtschaftliche Konsolidierung Westeuropas sowie durch die Berliner Mauer nach Osten (Kalter Krieg als Stabilisierung), „Kampf dem Atomtod“ und Ostermarsch-Bewegungen (der Jahrgänge um 1928)

1957 3. Kabinett Adenauer, „Göttinger Appell“ gegen die Atomrüstung der Bundeswehr

1958 Beginn der Berlin-Krise, De Gaulle beendet die 4. Republik, deutsch-französische Aussöhnung

1959 Godesberger Programm der SPD, Willy Brandt Bürgermeister von Berlin, Gemeinsamer Markt, Vollbeschäftigung (weniger Arbeitslose als offene Stellen), Koexistenz-Politik der Großmächte, Fidel Castro siegt auf Cuba

1960 Algerien-Krise, Ulbricht Staatsratsvorsitzender, 200 000 Flüchtlinge aus der DDR (davon 49% unter 25 Jahre)

1961 im Juni 30 000 DDR-Flüchtlinge, bis September 196 000; am 13. 8. Bau der Berliner Mauer, 4. Kabinett Adenauer

Auslandsferienreisen, Führerschein; „Twen“ erscheint 1958 (die Abiturienten fühlten sich *nicht* als Twens, und die gleichaltrigen Mädchen trugen auch keine Petticoats mehr); feste Partnerschaften (in der Regel durch das gemeinsame Gymnasium oder in engen lokalen Freundes- und Vereinszirkeln); kaum politische Bindungen oder Engagements, kirchliche bzw. religiöse Bindungen; selbstbewusste pragmatisch-optimistische Grundeinstellungen ohne nennenswerte Konflikterfahrungen

Beendigung der weiterführenden Schulen, offene Studien- und Ausbildungsmöglichkeiten (Förderung nach dem „Honnefer Modell“ seit 1957), offene Arbeits-

⁹⁴ Günther Kaiser, Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten „Halbstarke“ (Heidelberg 1959).

⁹⁵ So sein Beitrag: „Halbstarke“ – die andere Seite der 68er-Generation, in: Ulrich Herrmann (Hrsg.), Protestierende Jugend. Jugendopposition und politischer Protest in der deutschen Nachkriegsgeschichte (Weinheim, München 2002) 461–485.

märkte, offene Lebenschancen; Wehrdienst, Studienbeginn (völlig überfüllte Universitäten in Altbauten mit wenigen Professoren)

• 1960/61–1968 *Berufsausbildung und Studium, Eintritt ins Berufsleben, Ende der Ära Adenauer, Ende des „Wirtschaftswunders“*

1962 „Spiegel“-Affäre, 5. Kabinett Adenauer

1963 Rücktritt Adenauers, Erhard wird Bundeskanzler, Auschwitz-Prozeß in Frankfurt a.M. (bis 1965), Kennedy wird ermordet

1964 1. Wirtschaftskrise, Vietnam-Krieg, Anfänge der APO⁹⁶

1965 Georg Picht: „Die deutsche Bildungskatastrophe“; Beginn der Bildungsexpansion und der Gesamtschulversuche, Demonstrationen gegen den Bildungsnotstand, Universität Bochum wird eröffnet; 2. Kabinett Erhard

1966 Große Koalition (Kiesinger/Brandt), Vietnamkongreß in Berlin, Rassen-Unruhen in den USA, „Kulturrevolution“ in China, (bildungs-)politische Konflikte an den Universitäten, Beginn der Untersuchungen zur „braunen Universität“; Eröffnung mehrerer Universitätsneugründungen

Von Friedeburg u. a.⁹⁷ ermittelten das politische Potential der Studierenden der FU Berlin:

demokratisch 26% (davon *definitiv* 13%, *tendenziell* 13%)

unprofiliert 62% (davon *eher demokratisch* 13%, *ganz unprofiliert* 19%, *disparat* 10%, *eher autoritär* 20%)

autoritär 12% (davon *tendenziell* 6%, *definitiv* 6%)

1967 ff. Beginn Studenten- und Schülerbewegung, Nullwachstum des Bruttosozialprodukts: Ende des „Wirtschaftswunders“

1967 Tod Adenauers, Benno Ohnesorg wird bei den Anti-Schah-Demonstrationen in Berlin erschossen

1968 Notstandsverfassung, Attentat auf Rudi Dutschke, weltweit Studentenunruhen, Beginn der inneren Hochschulreform; Intervention der UdSSR in der CSSR

Ende des Studiums, Eintritt ins Berufsleben; kaum Politisierung im Vorfeld von 1968, wenig direktes (partei-)politisches Engagement nach 1968; Orientierung an den individuellen Lebensentwürfen, frühe Eheschließungen; beruflicher Aufstieg im Kontext der gesamt-gesellschaftlichen Liberalisierungstendenzen, Funktionen in mittleren und Führungspositionen: pflichtbewußt, pragmatisch, kreativ, wenig hierarchiebetont; Leben in Familien- und Freundeskreisen, Kinder- und Jugend-

⁹⁶ Zu den Protesten im Vorfeld der Ereignisse von 1967/68 vgl. die Dokumentationen von *Kraushaar* (wie Anm. 38) und *Herrmann*, *Protestierende Jugend*, dort die Beiträge der Abteilung „Gegen die Remilitarisierung und „Kampf dem Atomtod!“

⁹⁷ *Ludwig von Friedeburg u. a.*, *Freie Universität und politisches Potential der Studenten. Über die Entwicklung des Berliner Modells und den Anfang der Studentenbewegung in Deutschland (Soziologische Texte 57, Neuwied, Berlin 1968).*

leben der eigenen Kinder, Sicherung des Lebensstandards auf Wohlstands-Niveau⁹⁸.

Mit dem Eintritt in ihr viertes Lebensjahrzehnt können wir die zeitgeschichtlichen Umstände der „38/42er“ verlassen. 1969 hatte der Arbeitsmarkt 860000 offene Stellen bei 1,5 Mio. Gastarbeitern. Die private berufliche Etablierung erfolgte ohne Schwierigkeiten, trotz nachfolgender Wirtschaftskrise. Politik war und blieb Nebensache, in präziser *Differenz* zu denen, bei denen die Ereignisse um 1968, die Bewegung der Grünen, die Friedensbewegung und die Nachrüstungsdebatte eine Politisierung bewirkt hatten.

4) Die „Unbefangenen“ und die „unauffällig Integrierten“
in der Generationen-„Lücke“

Hinsichtlich ihrer *Generationslagerung* befanden sich die „Unbefangenen“ (Blücher) bzw. „unauffällig Integrierten“ (Pfeil/Friedrichs) zwischen der „Flakhelder-“ und der „skeptischen Generation“ auf der einen und der Generation der „68er“ auf der anderen Seite. Die 1938/39 und später Geborenen waren bei Kriegsende Kinder. Von prägenden Ereignissen und Erlebnissen im Krieg und bei Kriegsende ist bei dem Ausschnitt aus dieser Kohorte, der hier betrachtet wird, vielfach zu berichten; aber sie blieben häufig unterschwellig und nicht immer manifest wirksam, weil bei dem größeren Teil dieser Jahrgänge eine *Erfolgsgeschichte* sie überlagerte: Die späte Kindheit fiel zwar in die unmittelbare Nachkriegszeit, diese zeichnete sich aber zunächst und vor allem durch die Normalität der jetzt beginnenden Schulzeit aus. Die Jugendzeit und zwei Drittel der Schulzeit fielen in die Zeit des sich konsolidierenden politischen Systems der Bundesrepublik und des sich entfaltenden „Wirtschaftswunders“⁹⁹. Die Eltern (bzw. die einzelnen Erziehungsverantwortlichen) waren durchweg mit Wiederaufbau beschäftigt. Die Lehrerschaft war in politischer Hinsicht durch innere Verwerfungen paralytisiert: neben den wenigen aufrechten NS-Regime-Fernen (der „gebildete“ „Philologe“, der mit dem „braunen Pöbel“ nichts im Sinn gehabt hatte und eher unpolitisch war) gab es „Mitläufer“ und „Belastete“ (letztere waren zum Teil erst nach der Revision der Beamtengesetze Anfang der 50er Jahre wieder in den Schuldienst zurückgekommen), und es gab junge Lehrer, die Krieg und zum Teil Gefangenschaft überlebt hatten und in die Normalität einer bürgerlichen Existenz strebten. *Alle* diese Gruppen hatten mit den „38/42ern“ *politisch* nichts im Sinn: die erste Gruppe war nicht politisch; die zweite hütete sich davor, es zu sein; und die dritte

⁹⁸ Josef Ehmer (Salzburg) mußte über soviel Selbstbekenntnis schmunzeln und fühlte sich lebhaft an gleichaltrige Universitätskollegen erinnert. Heinz Bude (Berlin) war regelrecht erschrocken über eine so „langweilige Generation“. Für Lutz Niethammer war dies Anlaß für den Hinweis, es wäre doch sicherlich aufschlußreich, einmal den lebensgeschichtlichen Daten und Erfahrungsbereichen des „Langweiligen“ und „Spannenden“ nachzugehen und so über eine *biographie intime* noch ganz andere Dimensionen und Charakteristika von Generationszugehörigkeiten zu entdecken.

⁹⁹ Vgl. *Preuß-Lausitz u. a.*, Kriegskinder (wie Anm. 46).

„hatte die Schnauze voll“. Mit einigen wenigen Geschichtslehrern fand die Beschäftigung mit der NS-Zeit statt, denn es gab ja bereits die Dokumentationen von Hofer¹⁰⁰. Die „Halbstarken“-Krawalle in der Mitte der 50er Jahre gingen an den Gymnasiasten vorbei, für die Anti-Atom- und die Ostermarsch-Bewegungen waren sie zu jung und zu unpolitisch, für „68“ zu alt. Es gab keinen *Numerus clausus*, mithin konnte der Tauschwert der Abiturnoten unberücksichtigt bleiben und führte zu durchweg mäßigen Leistungsstandards; dafür gab es hoffnungslos überfüllte Hörsäle und Seminare. Der Arbeitsmarkt erlaubte Ferienarbeit für die ausreichende Selbstfinanzierung des Studiums, nach den Examina standen praktisch alle beruflichen Möglichkeiten und Karrieren offen. Die politische Sozialisation erfolgte unter den Bedingungen eines Systems, das offensichtlich gut funktionierte, das kontroverse Standpunkte zuließ, keine Loyalitätskonflikte heraufbeschwor, als „Parteiendemokratie“ kein bürgerschaftliches Engagement herausforderte, sich durch eine beruhigend wirkende Großväter-Generation repräsentierte (Adenauer, Heuss) und als Wirtschaftssystem in eine unaufhörlich wachsende Wohlstandsgesellschaft mit Vollbeschäftigung führte, während sich der „real existierende Sozialismus“ durch Massenflucht und Mauerbau delegitimiert sah; mit dem Godesberger Programm und den Bildungsreformdebatten wurde bereits in den frühen 60er Jahren Reformwilligkeit und -fähigkeit signalisiert.

Als an den Universitäten Unruhe ausbrach, hatten die Jahrgänge 1938/42 sie durchweg bereits verlassen oder schrieben an ihren Doktorarbeiten. Die „38/42er“ waren keine aktiven „68er“, bis auf einige wenige „Führer“ in diesen Jahrgängen, ohne die es allerdings keine „Bewegung“ und „Gefolgschaft“ der Jüngeren gegeben hätte: Rabehl wurde 1938 geboren, Kunzelmann 1939, Dutschke 1940, Langhans 1941.

III. Zwischen „Halbstarken“ und „68ern“: der unaufhaltsame Aufstieg der „Unbefangen-Unauffälligen“

Blüchers „Generation der Unbefangenen“ und Pfeils „23jährige“ beschreiben keine „Generationen“, die im Jugendalter in *dem* Sinne eine spezifische Prägung erhalten hätten, daß dies zu „Prägnanzbildung“ und zu „vitalen Akzenten“ (Plessner) von Gruppen als *Generationseinheiten* geführt hätte. Vielmehr handelt es sich bei diesen benachbarten Jahrgängen um eine Kohorte, die auch „Zwischengeneration“¹⁰¹ genannt wurde. *Geprägt* wurde sie nicht durch herausragende Er-

¹⁰⁰ *Walther Hofer* (Hrsg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945* (Frankfurt a.M. 1957, noch im Erscheinungsjahr im 100.–150. Tsd., 1994 im 1071.–1076. Tsd.!!); *ders.* (Hrsg.), *Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges* (Frankfurt, Hamburg 1960, u.ö.).

¹⁰¹ *Jaide*, *Generationen*, 285: „Zwischengenerationen“, „die gleichsam in der Windstille der Geschichte mit stillen Spätlingen oder Vorläufern oder als Statthalter für die Folgenden wirken“. Richtig ist, daß die „38/42er“ „gleichsam zwischen profilierten Hauptgenerationen“ aufwuchsen. Es handelt sich auch nicht um eine „verschlossene“ Zwischen- oder um eine „Epigonen“-Generation (ebd.).

eignisse und Erfahrungen in ihrer formativen Phase zwischen 14 und 24, sondern *geformt* durch die allgemeinen Lebensverhältnisse, die – wie oben angedeutet – in mehrfacher Hinsicht begünstigend gewesen sind. Alle konnten bemerkenswerte berufliche Chancen wahrnehmen und schließlich auch alle sozial-kulturellen und politischen Emanzipationszuwächse im Gefolge der „68er-Kulturrevolution“ beerben: die „38/42er“ sind in mehrfacher Hinsicht Gewinner gewesen! Ihre Formung geschah als Anpassung, Funktionieren, Vorwärtstreben, wie es bei Pfeil/Friedrichs beschrieben ist, und diese Formung geschah wirksam durch die Erfahrung ihrer positiven Effekte im Lebensalltag. Deshalb: Worüber hätten sich diese Jahrgänger beklagen, wovon sich distanzieren sollen, wogegen sich politisch zur Wehr setzen müssen? Es gab durchaus Ereignisse, mit denen man sich auseinandersetzen mußte: der 17. Juni 1953, der Ungarn-Aufstand und seine Niederschlagung 1956, die Wiederbewaffnung, der Mauerbau 1961. Aber schlußendlich hatte der „freie Westen“ und seine Eindämmungspolitik, d. h. hatte die Zementierung der deutschen Teilung und des Kalten Krieges für ungestörte Sicherheit und zunehmenden Wohlstand gesorgt.

Man kann durchaus diese „Gestalt“ und den Habitus der „38/42er“ beschreiben, aber sie sind keine „Generation“, es sei denn, man wollte sie die erste „Wirtschaftswunder-Generation“ nennen. Für diese Kohorte ist der Ausdruck „Zwischengeneration“ (Jaide) unglücklich, weil dadurch die begriffliche Klarheit des oben entwickelten Generationsbegriffs wieder verschimmt. Und da „Nicht“-Generation ein leerer Un-Begriff ist, liegt es nahe, wieder auf die Mannheimsche Bezeichnung *Generationszusammenhang* zurückzukommen. Dieser *Generationszusammenhang* ist charakterisiert durch die skizzierte *Generationslagerung* am Kriegsende und in der Nachkriegszeit, dann aber vor allem für die Jugendzeit als der formativen Phase im sich entfaltenden „Wirtschaftswunder“. Deshalb könnte mit einem gewissen Recht von der ersten „Wirtschaftswunder-Generation“ gesprochen werden, in der „Lücke“ zwischen der „skeptischen Generation“ und den „68ern“ und in dieser „Lücke“ neben der „Generation“ der „Halbstarke“. Insofern kann man – mit Jürgen Reulecke – nicht von einer „Brückengeneration“ sprechen, denn was wäre ihre Brückenfunktion gewesen? Da wäre schon „Übergangsgeneration“ richtiger. Aber noch einmal: die hier beschriebenen „38/42er“ *sind keine „Generation“!*

Gleichwohl ist im ganzen wohl Jürgen Reuleckes oben zitierte Charakteristik der um 1939 Geborenen in dem hier betrachteten sozial-kulturellen und beruflichen Segment zutreffend, weil die „38/42er“ habituelle Züge aus den Zeiten *vor und nach* der Epochenschwelle von „68“ zeigen: in Konventionen und Institutionen denkend *und zugleich* experimentierfreudig, in der Wissenschaft an herkömmlichen Standards orientiert *und zugleich* neue Fragestellungen generierend und auslotend, im persönlichen Leben eher traditionelle Lebens- und Familienformen pflegend *ohne Schwierigkeiten* mit den anderen Lebensstilen der Kinder. (Vermutlich ein weiterer Grund dafür, daß sich nachträglich viele Angehörige dieser Kohorte den „68ern“ *zuschreiben* und mit einem gewissen Recht auch als einer „Erinnerungsgeneration“ *zuschreiben dürfen*.)

Die „38/42er“ haben seit der Mitte bzw. seit Ende der 60er Jahre durch ihr strebsam-klagloses Funktionieren den Kultur- und Strukturwandel der alten Bundesrepublik kreativ mitgetragen, beeinflusst und nachhaltig stabil bewältigt und auf allen nur denkbaren Gebieten unter instabilen oder destabilisierten Verhältnissen für stabile Lebens- und Arbeitsumstände gesorgt. Sie taten dies, wie Blücher, Pfeil und Friedrichs richtig feststellten, mit einer gewissen Gelassenheit, die auf Erfolgserfahrung und -zuversicht beruhte, und mit jener Mischung von Kritikbereitschaft und Selbstsicherheit, die daraus resultierte, *vor* „68“ geformt worden zu sein und *nach* „68“ hinzugelernt und partielle Revisionen ihrer seitherigen Einstellungen und Verhaltensweisen vollzogen zu haben¹⁰². Das hat ihnen zu ihren Lebzeiten durch Adaptivität und Kreativität, gepaart mit Solidität, Flexibilität und Verlässlichkeit, zu Erfolg, Geltung und Ansehen verholfen, nicht nur ihnen selber, sondern auch den Institutionen, in denen sie gestaltend wirkten – *hier* mit einem *eigenen* „vitalen Akzent“, auch ohne Gruppen- oder „Generationen“-Etikettierungen, nach denen sie übrigens auch selten gefragt wurden. Nach ihnen kamen „die 68er“, und darauf folgte die „neue Unübersichtlichkeit“ der Individualisierung (Habermas, Beck).

Neuerdings schlägt das Pendel wieder in die andere Richtung aus: die 14. Shell-Jugendstudie (2002) hat die erfolgsorientierten jungen Leute „zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus“ ausfindig gemacht¹⁰³. So hätte man damals auch ganz treffend den Habitus der „38/42er“ formulieren können, denn genau so brauchte man sie in den Strukturreformen seit der Mitte der 60er Jahre, und diese Einstellung scheint die beste Voraussetzung für die Gestaltung und Bewältigung der absehbaren Krisenszenarien zu sein.

„Generationalität“ ist ein aufschlußreiches historiographisches Instrument, vor allem zur Markierung von *Generationszusammenhängen* und von *differenten Generationseinheiten* in ihnen. Neben den aktiven *Generationseinheiten* macht es vor allem die lebensgeschichtlich prägende Kraft von *Milieus* deutlich, in denen „Gesellschaft“ sich über sich selbst verständigt. Und wenn im „Milieu“ die „zündende Idee“ wirksam wird, der „vitale Akzent“ (Plessner), dann formiert sich eine „Generation“. „Generationen“ gestalten Geschichte, und der Gang der Geschichte gestaltet „Generationen“.

¹⁰² Lutz Niethammer machte darauf aufmerksam, daß es nach „68“ Verzweigungen gab bezüglich der späteren sozial-kulturellen und politischen Einstellungen und Optionen der „38/42er“. In den akademischen Milieus bewegte sich die Mehrheit in Richtung Enthierarchisierung und „multikulturelle“ Wissenschafts- und Umgangsformen, ohne jedoch die provokanten Regelverletzungen, Einschüchterungen und alle Aktionen, dem Ansehen der Universitäten zu schaden, gutzuheißen, geschweige denn sich an ihnen zu beteiligen. Als Willy Brandt dann „mehr Demokratie wagen“ zur Regierungsmaxime erhob, wären viele vorher eben doch gern aktiv „dabeigewesen“, und so kam es zu den massenhaften nachträglichen Selbstzuschreibungen zu „68“ in den Jahren 1970 ff.

¹⁰³ *Deutsche Shell* (Hrsg.), Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus (Frankfurt a.M. 2002).

Bernd Lindner

„Bau auf, Freie Deutsche Jugend“ – und was dann? Kriterien für ein Modell der Jugendgenerationen der DDR

„Generationen werden heute“, so das Ergebnis einer Tagung über die neue Warenwelt und deren Folgen für das individuelle Bewußtsein in der Gegenwartsgesellschaft, „nicht mehr nach historischen Daten, sondern nach einer Automarke benannt. Leute definieren sich selbst weniger über Konfessionen, politische Lager, soziale Klasse oder ethnische Zugehörigkeit als über ihre persönliche Markenkultur.“¹ Für eine Klassifizierung der Jugendgenerationen der DDR kommt diese Erkenntnis der „Generation Golf“² nicht nur zu spät, sie wäre zudem auch kaum glaubhaft zu vermitteln. In einer Mangelgesellschaft wie der DDR – und das war sie durchgängig bis zu ihrem Ende³ – war eine produktinspirierte Generationenprägung undenkbar, zumal sich die Warenwünsche vieler Jugendlicher im Osten Deutschlands sehnsuchtsvoll (und oft unstillbar) an Markenprodukten des Westens und nicht an den Waren der eigenen Konsumgüterproduktion ausrichteten. Als Ulrich Plenzdorf Anfang der 1970er Jahre den Helden seines Erfolgsstückes „Die neuen Leiden des jungen W.“, Edgar Wibeau, den Satz: „Ich meine, Jeans sind eine Einstellung und keine Hosen“⁴ von den Bühnen der DDR verkünden ließ, dachte mit allergrößter Wahrscheinlichkeit keiner der jungen Zuschauer im Saal an „Bison-“ oder „Wisent-Jeans“ aus der volkseigenen Produktion.

Statt der (neu)modischen Definition über Markenprodukte bietet sich für die Jugendgenerationen der DDR eine Kennzeichnung ihrer unterschiedlichen Generationsgestalten durch jene zentralen Aktivitätsformen an, mit denen sie in ihrer

¹ Zitiert nach Süddeutsche Zeitung vom 3. Mai 2000: *Eva Marz*, Glück kaufen. Die Wahrheit der Warenwelt (Bericht über eine Tagung an der Evangelischen Akademie Tutzing).

² *Florian Illies*, Generation Golf. Eine Inspektion (Berlin 2000).

³ Für die ostdeutsche Ethnologin *Ina Merkel* lagen die Grundprobleme in der Versorgung der Bevölkerung in der „unzulängliche(n) Befriedigung der Bedürfnisse aufgrund von Mängeln des Angebots hinsichtlich Menge, Sortimentsstruktur, Neuheiten, Qualität und Verpackung. Diese Mängel äußerten sich nicht nur als Sortimentslücken und Engpässe, sondern auch als ihr Gegenteil, Überangebot und Ladenhüter“. In: *Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR* (Köln, Weimar, Wien 1999) 89.

⁴ *Ulrich Plenzdorf*, Die neuen Leiden des jungen W. (Rostock 1973) 20.

Jugendzeit die Gesellschaft und sich selbst am nachhaltigsten geprägt haben. Demnach zeichnen sich für den Zeitraum von 1945 bis 1989⁵ – im Sinne des Mannheim'schen Generationenkonzeptes⁶ – im Osten Deutschlands meines Erachtens drei prägende Generationseinheiten ab, die in ihrer historischen Abfolge gekennzeichnet waren durch

– ihre *aktive Beteiligung am Aufbau* des ersten „sozialistischen Staates der Arbeiter und Bauern“ auf deutschem Boden⁷ in der *Jugendgeneration der unmittelbaren Nachkriegszeit* und in der Gründungsphase der DDR;

– ihr *anhaltendes Mitmachen* bei der weiteren „Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“⁸, trotz vieler Warnzeichen und punktuell wachsender Zweifel an der selbstangemaßten Legitimität der SED zur Alleinherrschaft in der *zweiten ostdeutschen Jugendgeneration*; sowie

– ihre zuerst innere, in der Endphase der DDR dann auch *massenhaft* physisch *vollzogene Distanzierung der dritten ostdeutschen Jugendgeneration* vom „real existierenden Sozialismus“⁹ statischen Zuschnitts der gerontokratischen SED-Führung.

Im saloppen Idiom heutiger Jugendsprache ließe sich die Abfolge der Jugendgenerationen im Osten Deutschlands etwas lax, aber dennoch treffend auf die Schlagworte – *Bau auf, Mach mit, Hau ab!* – bringen. Wissenschaftlich definiert, wäre sie als Übergang von der *Aufbaugeneration* zu einer *Integrierten Generation* hin zu einer mehrheitlich *Distanzierten Generation* zu beschreiben.

Diese dreigliedrige Generationenfolge erfasst selbstverständlich nur den Mainstream der Jugendentwicklung in den unterschiedlichen historischen Phasen der SBZ/DDR, deren jeweiliger politischer, kultureller und sozialer Charakter den zentralen Generationseinheiten des Landes seinen Stempel aufgedrückt hat, wie auch sie ihrerseits diese unterschiedlichen Phasen aktiv mit geprägt haben. Ihnen zur Seite bzw. partiell auch konträr gegenüber standen in den selben Generationen-zusammenhängen jedoch stets weitere Generationseinheiten¹⁰, die es ebenfalls zu benennen gilt, will man ein umfassendes Bild von der Entwicklung der Jugend in der DDR geben; auch wenn nicht jede von ihnen prägenden (und damit auch namensgebenden) Charakter für „ihre“ Generation zu erlangen vermochte. Dennoch sind sie als Widersacher gegen den Mainstream für dessen „Prägnanzbil-

⁵ Die vier Jahre Sowjetische Besatzungszone (SBZ) von 1945 bis 1949 gehören unmittelbar zur Vorgeschichte der DDR und können daher bei der Konstruktion eines Modells der Jugendgenerationen des Landes nicht ausgeklammert werden.

⁶ Vgl. *Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, in: *ders.*, Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und hrsg. v. *Kurt H. Wolf* (Darmstadt 1964) 509–565; im folgenden zitiert: *Mannheim*, Generationen.

⁷ Artikel 1 der Verfassung der DDR von 1949, Neufassung 1968.

⁸ *Erich Honecker*, Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den VIII. Parteitag der SED (Berlin 1971) 9.

⁹ *Erich Honecker*, Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den XI. Parteitag der SED (Berlin 1986) 7.

¹⁰ *Mannheim*, Generationen 541–544.

dung“ (Niethammer) unabdingbar¹¹. Gleichzeitig ist zu betonen, daß es nicht immer die nominell stärkste Generationseinheit sein muß, von der diese prägende Kraft ausgeht. Im Gegenteil: Es sind – wie Heinz Bude zu Recht betont – mitunter nur wenige, „die dem Gefühl und der Gesinnung einer Generation Ausdruck verleihen, aber die Generationen unterscheiden sich danach, in welchem Umfang das dominierende Deutungsmuster die Jahrgangsguppe insgesamt trifft“¹².

Die Abfolge und der Wandel der DDR-Jugendgenerationen sollen im vorliegenden Beitrag für den Zeitraum von 1945 bis 1989 überblicksartig dargestellt werden. Im Vordergrund steht dabei das „intragenerationelle, synchrone Verhältnis der Jüngeren untereinander“, während die „intergenerationelle, diachrone Konfliktlage“¹³ zwischen jüngeren und älteren Kohorten in der SBZ/DDR (aus Platzgründen) hier nur bedingt ausgeführt werden kann, ohne damit die Bedeutung von Reverenzgenerationen für die Ausprägung neuer Generationsgestalten unterbewerten zu wollen.

Modelle und Motivationen

Wer sich heute mit den generationellen Prägungen der Jugendgenerationen der DDR auseinandersetzen will, trifft auf eine beachtliche Zahl analoger Versuche. Das war nicht immer so. In der DDR wurde das Generationskonzept innerhalb der Gesellschaftswissenschaften nahezu vollständig ausgegrenzt. Weder in der (Sozial-)Psychologie noch in der Soziologie oder der Jugendforschung konnte es zum Tragen kommen. Zu groß war die Furcht der Herrschenden, daß mit diesem Thema zugleich auch die von ihnen verdrängten Konflikte zwischen den Generationen zur Sprache kommen würden¹⁴. Lediglich in der Literaturwissenschaft gelang es (wenn auch spät), ansatzweise dem Befund Rechnung zu tragen, „daß Generationsunterschiede eine gesetzmäßige Lebensatsache sind“¹⁵ – eine

¹¹ Mannheim verweist ebenfalls darauf, daß sich „im Rahmen desselben Generationszusammenhanges ... mehrere, polar sich bekämpfende Generationseinheiten bilden“, die gerade dadurch einen „Zusammenhang“ bilden, „daß sie aufeinander, wenn auch kämpfend, abgestimmt sind“. (Mannheim, Generationen 547).

¹² Heinz Bude, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948 (Frankfurt a.M. 1997) 47.

¹³ Thomas Köhler, Jugendgenerationen im Vergleich: Konjunkturen des (Non-)Konformismus, in: APuZ B5 (1. Februar 2002) 7.

¹⁴ So wird im „Wörterbuch zur Sozialistischen Jugendpolitik“, unter dem Stichwort Generation, die „von antikommunistischen Ideologen vertretene These eines allgemeinen Generationenkonflikts ... als unwissenschaftlich“ abgelehnt. Der „Versuch, einen ‚Generationskonflikt‘ innerhalb der sozialistischen Gesellschaft zu konstruieren, ist von dem Streben der imperialistischen Politik getragen, die Jugend der sozialistischen Länder in Widerspruch zur älteren Generation, besonders aber zur Partei der Arbeiterklasse und ihrer bewährten Führung, zu bringen“, (Berlin 1975) 87; im folgenden zitiert: Wörterbuch Jugendpolitik.

¹⁵ Hans Richter (Hrsg.), in: Generationen – Temperamente – Schreibweisen. DDR-Literatur in neuer Sicht (Halle 1986) 7. Vgl. auch ders., Zum Thema Generation(en), in: Temperamente. Blätter für junge Literatur 1 (1989) 2–15.

Erkenntnis, die bis dahin einzig in den Künsten kontinuierlich reflektiert worden ist¹⁶.

Seit der Gesellschaftswende von 1989/90 wird das Thema aus vielfältigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven bearbeitet. Zeitgeschichtler bemühen das Generationenkonzept ebenso wie Soziologen, Philosophen, Erziehungswissenschaftler oder Kunsthistoriker. Eine Begründung für diese neuerliche Konjunktur findet sich bereits in der Grundlegung des Ansatzes bei Mannheim, sah er doch in der generationsgeleiteten Gesellschaftsanalyse einen „unerläßlichen Führer“ bei der Erkenntnis des Aufbaus sozialer und geistiger Bewegungen: „Seine praktische Bedeutung wird unmittelbar ersichtlich, sobald es sich um das genauere Verständnis der beschleunigten Umwälzungserscheinungen der unmittelbaren Gegenwart handelt.“¹⁷ Und mit solchen „beschleunigten Umwälzungserscheinungen“ hatten wir es in den letzten zwölf Jahren im Osten Deutschlands zweifelsohne zu tun. Sie in ihrem Charakter zu erfassen und zu deuten, ist auch mein Anliegen. Es geht mir bei der Anwendung des Generationskonzepts auf die Jugendentwicklung in der DDR also nicht allein um rückwärts gewandte Erklärungsversuche eines überwundenen politischen Systems und seines Unterganges, sondern auch um eine Deutung gegenwärtiger Befindlichkeiten aus ihrer historischen und soziologischen Genese heraus. Zugleich speist sich mein Engagement für diesen Analyseansatz aus meinem eigenen wissenschaftlichen Werdegang als Jugendforscher und Zeithistoriker: Von 1978 bis 1992 war ich als Kultursoziologe in der Jugendforschung tätig; zuerst – bis zu dessen verordneter Auflösung Ende 1990 – am Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) in Leipzig; weitere zwei Jahre dann an der Außenstelle des Deutschen Jugendinstituts München (DJI) am selben Ort. Zugleich beschäftigte ich mich seit 1990 als Wissenschaftler wie beteiligter Zeitzeuge mit der historischen Aufarbeitung der DDR-Gesellschaft und ihres jähen Endes¹⁸, ohne dabei jedoch den „soziologischen Blick“ vollkommen abzustreifen¹⁹.

Seit 1994 bin ich hauptberuflich am Aufbau des Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig beim Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – also einem zeitgeschichtlichen Museum, das der Geschichte der DDR und der Opposition gegen sie, wie auch der Geschichte des geteilten Deutschlands gewidmet ist²⁰ – be-

¹⁶ Vgl. *Bernd Lindner*, Väter – Söhne – Mütter – Töchter. Der Generationskonflikt bei Christoph Hein, Volker Braun, Uwe Saeger und Heiner Müller, in: *DDR-Literatur '89* im Gespräch, hrsg. v. *Siegfried Röhnisch* (Berlin, Weimar 1999) 123–135.

¹⁷ *Mannheim*, *Generationen* 522.

¹⁸ Vgl. dazu u. a.: *Bernd Lindner* (Hrsg.), *Zum Herbst '89. Demokratische Bewegung in der DDR* (Leipzig 1994); *ders.*, *Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90* (Bonn 1998); im folgenden zitiert: *Lindner*, *Demokratische Revolution*.

¹⁹ Vgl. dazu u. a.: *Demonteure. Biographien des Leipziger Herbst*, hrsg. v. *Bernd Lindner*, *Ralph Grüneberger* (Bielefeld 1992); *Bernd Lindner*, *Verstellter, offener Blick. Eine Rezeptionsgeschichte bildender Kunst im Osten Deutschlands 1945–1995* (Köln, Weimar, Wien 1998).

²⁰ Vgl. dazu: *Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland/Zeitgeschichtliches Forum Leipzig* (Hrsg.), *Einsichten. Diktatur und Widerstand in der DDR* (Leipzig 2001) 7 ff.; im folgenden zitiert: *ZFL*, *Einsichten*.

teilt. Auf all diesen Ebenen waren und sind Jugendliche und ihre generationellen Prägungen Gegenstand meiner wissenschaftlichen Arbeit²¹. So fließen in meiner Berufsbiographie zwei Wissenschaftsstränge ineinander, die in den bisher vorliegenden Analysen der DDR-Gesellschaft meist weitgehend getrennt voneinander behandelt worden sind. Während Soziologen das überraschende Ende der DDR vor allem aus den Verlaufsreihen empirischer Daten zu analysieren suchen, sind Historiker wie auch Politikwissenschaftler stärker auf die von ihr hinterlassenen Archivalien und Zeitzeugnisse fixiert. Eine Zusammenführung dieser unterschiedlichen Quellen ist bisher kaum versucht worden.

Zugleich ist bei den vorliegenden Analysen der DDR-Gesellschaft immer wieder eine gewisse Parzellierung der Betrachtungsweisen zu verzeichnen. Geht es Politikwissenschaftlern und Zeithistorikern verstärkt um die Herrschaftsgeschichte des SED-Staates²², stellen Soziologen und Kulturwissenschaftler prononciert die Mentalitätsgeschichte der Ostdeutschen²³ in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Oft gelingt es im Ergebnis aber nicht, das Verhältnis von Alltag und Herrschaft in dem nötigen Maße miteinander zu verquicken²⁴. Dadurch erscheinen viele der Deutungsversuche entweder eigenartig menschenleer oder verlieren durch eine überzogene Fokussierung auf die handelnden Individuen den notwendigen Kontakt zum politischen Herrschaftsrahmen. Die *Geschichte der DDR* mit all ihren Brüchen ist jedoch weder durch die eine noch durch die andere Betrachtungsweise allein hinlänglich zu fassen. Meines Erachtens muß sie als *ein Prozeß der zunehmenden Gewinnung von Handlungsspielräumen durch die Individuen gegenüber einem zentralistisch verfaßten Staatswesen* gesehen werden, welches auf der einen Seite ohne die Einsatzbereitschaft und Kreativität seiner Bürger nicht existieren konnte, auf der anderen Seite aber – aus einer totalitären Staaten eigenen Bevormundungshaltung heraus – die dafür nötigen Freiräume nicht gewähren wollte. Die DDR konnte als „Land der kleinen Leute“ – wie sie

²¹ Zuletzt in der von mir kuratierten Ausstellung „Foto-Anschlag. Vier Generationen ostdeutscher Fotografen“, Zeitgeschichtliches Forum Leipzig (12. 7.–10. 10. 2001) und Haus der Geschichte Bonn (15. 5.–28. 8. 2002). Das gleichnamige Begleitbuch zur Ausstellung – hrsg. v. der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – ist 2001 in Leipzig erschienen.

²² S. etwa die Materialien der Enquete-Kommission zur Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland (Baden-Baden 1995 und 1999; insgesamt 17 Bände) oder Klaus Schröder in seiner Monographie: *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR* (München 1999).

²³ S. Wolfgang Engler, *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land* (Berlin 1999); im folgenden zitiert: Engler, *Die Ostdeutschen*; Ina Merkel in ihrer *Geschichte der Konsumkultur in der DDR „Utopie und Bedürfnis“* (Köln, Weimar, Wien 1999), der von Evamaria Badstübner hrsg. Sammelband „Befremdlich anders. Leben in der DDR“ (Berlin 2000) oder das Buch über Punk, New Wave, HipHop und die Independentszene in der DDR in den 1980er Jahren: „Wir wollen immer artig sein ...“, hrsg. v. Roland Galenza, Heinz Havemeister (Berlin 1999).

²⁴ Wie es z. B. Stefan Wolle in „Die heile Welt der Diktatur“ (Berlin 1998) für die 1970er und 1980er Jahre der DDR gelungen ist; im folgenden zitiert: Wolle, *Heile Welt*.

Günter Gaus einmal idyllisierend genannt hat²⁵ – nicht bestehen, weil sie ihre Leute auf Dauer klein halten wollte; zugleich war sie aber ohne deren Engagement für das Land nicht lebensfähig. Der Bruch mit der eigenen Bevölkerung war von Beginn an im politischen System der DDR angelegt: ein Bruch, der sich in mehreren Phasen vollzog und der sich zugleich in besonderer Weise an der Generationsfolge festmachen läßt.

Dies ist auch der Grund, warum generationsgeleitete Ansätze zunehmend in die soziologische wie historische Analyse der DDR Eingang finden. Deren Modelle basieren dabei auf z.T. divergierenden Quellenlagen und sind von sehr unterschiedlicher Reichweite. Vier davon seien hier kurz erörtert und auf ihre Deutungsfähigkeit hinterfragt:

Die Generationsmodelle der Westberliner Autoren Dieter Geulen und Albrecht Göschel²⁶ beruhen beide auf biographischen Interviews mit einer überschaubaren Anzahl an Gesprächspartnern²⁷. Der Erziehungswissenschaftler wie der Soziologe entwerfen eine jeweils eigene Charakteristik der DDR-Generationen, wobei es sich bei beiden eher um eine Einteilung nach Jahrgangskohorten handelt: Geulen beschreibt in seinem Modell hauptsächlich drei Kohorten – die um 1940, 1950 und 1960 Geborenen. Die (jüngste) Kohorte, die der um 1970 Geborenen, spielt bei ihm dagegen kaum eine Rolle²⁸. Auch Göschel unterteilt sein Modell, obwohl er ausdrücklich nicht von Kohorten, sondern von „historischen Generationen“²⁹ spricht, lediglich nach Geburtsjahrgängen, wobei er der 40er-, 50er- und 60er-Jahre-Generation als vierte noch die 30er-Jahre-Generation voranstellt. Das mit dieser rein schematischen Einteilung nach Geburtsjahrzehnten wesentliche gesellschaftliche Zäsuren in der Geschichte der DDR unberücksichtigt bleiben, ist offensichtlich³⁰. Welche Generation aber letztlich ihre Potenzen ausbilden und zu kollektiven Impulsen formen kann, hängt mit der gesellschaftlichen

²⁵ *Günter Gaus*, *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung* (Hamburg 1983) 45.

²⁶ *Dieter Geulen*, *Typische Sozialisationsverläufe in der DDR. Einige qualitative Befunde über vier Generationen*, in: *APuZ* 43 (1993) 26/27, 37–44; *ders.*, *Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz* (Opladen 1998); im folgenden zitiert: *Geulen*, *Sozialisationsverläufe bzw. Politische Sozialisation*.

Albrecht Göschel, *Kontrast und Parallele – kulturelle und politische Identitätsbildung ostdeutscher Generationen* (Stuttgart, Berlin, Köln 1999); im folgenden zitiert: *Göschel*, *Kontrast und Parallele*.

²⁷ *Geulen* führte Gruppengespräche mit insgesamt 35 Vertretern der Intelligenz, darunter vielen ehemaligen SED-Mitgliedern. *Göschel* sprach bei seinen Interviews in den Neuen Ländern mit 22 Partnern, die allesamt den „Kulturmilieus“ der DDR (Künstler, Sozialwissenschaftler, Mitarbeiter des Kulturapparates etc.) entstammten. Er konstruiert seine ostdeutschen Generationsprofile aus Gesprächen mit zwei bis acht Personen je „Kohorte“.

²⁸ „Zu dieser ja noch sehr jungen Generation ergibt sich ... noch kein differenziertes Bild“, in: *Geulen*, *Sozialisationsverläufe* 44.

²⁹ *Göschel*, *Kontrast und Parallele* 28.

³⁰ Auch wenn wesentliche historische Zäsuren in der DDR-Geschichte zufällig am Ende bzw. Beginn eines Jahrzehnts eintraten: wie die Gründung der DDR – 1949, der Bau der Mauer – 1961 oder der Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker – 1971. Selbst der Kollaps der DDR – 1989/90 – geschah am Ende bzw. Anfang eines Jahrzehnts.

Dynamik zusammen, in die sie hineingeboren wird: Die potentielle Energie einer Generation bedarf stets „der auslösenden Kraft des gesellschaftlich-geistigen Prozesses“³¹, um sich entfalten und auf den soziotären Entwicklungsgang zurückwirken zu können.

Der Leipziger Historiker Hartmut Zwahr und der Ostberliner Kultursoziologe Wolfgang Engler³² beziehen in ihren Modellen die Vorgängergenerationen der eigentlichen DDR-Jugendgenerationen als grundlegende Ausgangsposition mit ein. Hartmut Zwahr beginnt mit den Geburtsjahrgängen 1880 bis 1909 und fährt dann in Zehn-Jahres-Schritten kohortenmäßig bis 1949 fort. Die nachfolgenden Jahrgänge 1950 bis 1988 – die „eigentlichen Kinder der Republik“³³ – unterteilt er im Gegensatz zu allen anderen Autoren jedoch nicht weiter. Seine Charakterisierung der Nachkriegsgeneration fällt äußerst knapp aus. Unterschiede zwischen den „reinen“ DDR-Jahrgängen arbeitet Zwahr nicht heraus. Wolfgang Engler dagegen spricht ausdrücklich von drei „politischen“ Generationen in der DDR. Die Grenzen in seinem Generationenmodell sind weniger fließend. Er unterteilt in die zwischen 1890 und 1910 geborenen „Alten“, die um 1930 geborenen „Jungen“ und in die zwischen 1945 und 1950 geborenen, ostdeutschen Achtundsechziger. Zur Beweisführung ihrer Ansätze bedienen sich Zwahr wie Engler sehr unterschiedlicher Belege: Sie reichen von historischen Dokumenten über die schwankenden Zahlen der Fluchtbewegung gen Westen bei Zwahr bis zu Oral-history-Zeugnissen und der Analyse kritischer Kunstwerke aus der DDR, auf die sich vor allem Engler immer wieder stützt.

Zwischen den vier hier erörterten Ansätzen³⁴ zeichnen sich trotz aller Unterschiedlichkeit in ihrer Herangehensweise jedoch auch inhaltliche Parallelen ab: Sie

³¹ *Mannheim*, Generationen 553.

³² *Hartmut Zwahr*, Umbruch durch Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. Mit Exkursen zu Ausreise und Flucht sowie einer ostdeutschen Generationenübersicht, in: *Harmut Kaelble, Jürgen Kocka, Hartmut Zwahr*, Sozialgeschichte der DDR (Stuttgart 1994) 426–465; im folgenden zitiert: *Zwahr*, Umbruch; sowie *Engler*, Die Ostdeutschen.

³³ *Zwahr*, Umbruch 451.

³⁴ Weitere, z.T. jedoch nur punktuelle Beschreibungen finden sich bei dem Kunsthistoriker *Günter Feist*, in: *Option Gegenwehr. Korrektive zur Kunstpolitik der DDR* (Köln 1995) 41 f., bei dem Literaturwissenschaftler *Wolfgang Emmerich*, in: *Kleine Literaturgeschichte der DDR* (Leipzig 1996), bei dem Kulturhistoriker *Dietrich Mühlberg*, in: *Wann war 68 im Osten? Oder: Wer waren die 68er im Osten?*, in: *Berliner Blätter* 18 (1999); im folgenden zitiert: *Mühlberg*, 68 im Osten, (nach Internetpräsentation: <http://user.berlin.sireco.net/dpo.muehlberg/680st.htm>) und vor allem immer wieder bei *Dorothee Wierling* (u. a. in: *Die Jugend als innerer Feind. Konflikte in der Erziehungsdiktatur der sechziger Jahre*, in: *Kaelble, Kocka, Zwahr*, Sozialgeschichte der DDR (Stuttgart 1994) 404 ff.; *dies.*, *Die Grenzen der Mobilisierung. Mädchen in der FDJ der sechziger Jahre*, in: *Christine Benninghaus, Kerstin Koltz*, „Sag mir wo die Mädchen sind...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend (Köln 1999) 103 ff.; *dies.*, *Opposition und Generation in Nachkriegsdeutschland. Die Herausforderung der Nachkriegsgeborenen in Ost und West*, in: *Geteilte Vergangenheit – eine Geschichte?* (Potsdam 1998, Manuskript); im folgenden zitiert: *Wierling*, *Opposition und Generation. Dorothee Wierling* setzt sich seit längerem dezidiert mit den Prägungen der „Generation der Nachkriegskinder“ in der DDR auseinander.

eint die Feststellung, daß politisches Bewußtsein und Handlungspotenzial in Abhängigkeit von den im Jugendalter gegebenen Sozialisationsbedingungen steht. Auch führen alle Autoren das Scheitern der DDR auf einen engen Zusammenhang von ökonomischen und gesellschaftspolitischen Konflikten und Diskursen zurück. Von entscheidender Bedeutung war dabei der ökonomische Faktor „Arbeit“. Nach dem Krieg habe er auf Grund des gemeinsamen Aufbauerlebnisses bindende Wirkung entfaltet, später jedoch wegen mangelnder Modernisierung in der Produktion zu Verdruß geführt³⁵. Ebenso hätten staatliche Repression und innere Zerrissenheit reformwillige und artikulationsfähige politische Teilsysteme (Göschel) handlungsunfähig gemacht. Engler beschreibt diesbezüglich die spätere Spaltung der Ost-68er in „Politiker“ und „Ethiker“. Während erstere Reformen innerhalb des Systems durchsetzen wollten, hatten die Ethiker eher das Ziel, das SED-System durch gezielte Aktionen „von außen“ zu verunsichern³⁶.

Im Zusammenhang mit den Konfliktlinien zwischen den Generationen sind auch die unterschiedlichen kulturellen Bezugspunkte der Autoren zu sehen. Benennt Göschel z. B. Differenzen zwischen der „Weimarer Generation“ und den Geburtsjahrgängen vom Ende der 1920er bis Anfang der 1930er Jahre um die „Erstürmung der Höhen bürgerlicher Kultur“, beschreibt Engler, wie „die Jungen“ insbesondere im Bereich der (Film)Kunst von Funktionären reglementiert worden sind. Die Autoren erörtern auch Folgen der DDR-spezifischen Sozialisationsbedingungen für die Wende- und Nachwendezeit: Massenflucht in die Bundesrepublik, rechtsradikale Tendenzen, Mißtrauen in Institutionen, anhaltende Vorurteile gegen den Westen. Alle aufgezeigten Verhaltensweisen der Ostdeutschen werden von den Verfassern sozialisatorisch begründet. Sie durchbrechen damit, was ihnen als Verdienst anzurechnen ist, stereotype Vorstellungen vom Leben in der DDR. Problematisch ist jedoch, daß die unterschiedlichen Generationsentwürfe (insbesondere bei Zwahr und Engler) kaum als durchlaufende Modelle dargestellt werden. So geht Engler in seiner Analyse der Ostdeutschen immer wieder auf deren generative Prägung ein, wendet seine Begrifflichkeiten allerdings bereits analysierend an, noch bevor er ein Gesamtkonzept vorgestellt hat. Auch werden durch ihn keine weiteren Interpretationsmöglichkeiten seines Ansatzes erörtert, obwohl dies dringend geboten erscheint, offenbaren sich dem Leser doch schnell Differenzen zwischen Englers Generationenmodell und seinem Gesellschaftsbild. Während er sein Generationenmodell vor allem über die Intelligenz definiert (was soziologisch Sinn macht, weil überwiegend sie die geistige Führerschaft in der Gesellschaft übernimmt und somit die öffentliche Wahrnehmung von Generationen prägt), betont er in seinem Gesellschaftsbild von der DDR die starke soziale und kulturelle Stellung der Arbeiterschaft. In seinem Generationenmodell kommt diese dagegen so gut wie nicht vor. Dort werden hauptsächlich die „Kulturschaffenden“ als gestaltende Kraft vorgeführt. Die Arbeiter bleiben bei dieser Betrachtung stets außen vor. Lediglich bezogen auf 1968 kommt

³⁵ *Zwahr*, Umbruch 452 f.

³⁶ *Engler*, Die Ostdeutschen 330 f.

Engler kurz auf jene jungen Arbeiter zu sprechen, die das Gros der Protestierenden gegen die blutige Niederwerfung des „Prager Frühlings“ stellten. Er vermeidet also, sein Gesellschaftsbild konkret mit dem Generationenmodell zu verbinden. Die „Arbeiterklasse“ scheint in Englers Sicht über Generationen immer dieselbe geblieben zu sein. Bei ihr werden kein Wandel und keine Generationenbrüche festgestellt. Warum es aber gerade diese Gruppe war, die 1989 mehrheitlich auf die Straßen ging, bleibt bei Engler letztlich ungeklärt. Auch die starke Bedeutung der Arbeitsbindung in der DDR-Gesellschaft, wie sie Zwahr in seinem Ansatz erläutert, wird bei Engler kaum erwähnt. Dies ist erstaunlich, weil er gleichzeitig von der DDR als von einer im Kern „arbeiterlichen Gesellschaft“³⁷ spricht. Diese Differenz macht deutlich, daß Engler idealtypische Generationsbilder aufbaut, indem er durchgängig von politisch aktiven, am Sozialismus orientierten Jahrgängen ausgeht. Selbst die antagonistischen Kräfte, die er in jeder Generation ausmacht, haben alle das gleiche Ziel: eine bessere DDR. Wirkliche Systemgegner (wie etwa in den 50er Jahren die Werdauer und Altenburger Widerstandsgruppen aus Schülern, Lehrlingen, jungen Arbeitern und Lehrern oder der Eisenberger Kreis u. a.)³⁸ finden sich bei Engler in keiner Phase seiner DDR-Geschichte. So wird aber auch die zunehmende Distanz Jugendlicher zu diesem Gesellschaftssystem in den 1970er und 1980er Jahren nicht erklärbar.

Politische Rahmenbedingungen generativer Entwicklung in der SBZ/DDR

Die Geschichte der DDR aus der Perspektive ihrer Jugendgenerationen zu erzählen, macht schon deshalb Sinn, weil die Jugend in diesem Staat durchgehend eine zentrale Bezugsgröße gesellschaftlicher Planung war. Die SED-Führung hat vom Beginn ihrer Machtübernahme an auf die Jugend als Träger des Aufbaus der „neuen Gesellschaft“ gesetzt. Doch was ihr am Anfang noch weitgehend gelang, geriet ihr in den nachfolgenden Jahrzehnten immer stärker zum Desaster: Die Jugend war die erste Generation, welche die SED für sich vereinnahmen konnte, und sie war zugleich auch die erste, die ihr aus dem Ruder lief!

Dies unter Rückgriff auf den Generationenansatz zu beschreiben, vermag Entscheidendes zur Erhellung wichtiger Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Entwicklung der Jugend der DDR, aber auch des Landes selbst beizutragen. Es geht nicht darum, der in der Wissenschaft wie im Feuilleton grassierenden „Generationsetikettierungswut“³⁹ neue Etiketten hinzuzufügen, diesmal eben nur für die Jugend-Ost, sondern mit Hilfe eines differenzierten Generationenansatzes tie-

³⁷ Ebd. 197f.

³⁸ Vgl. dazu Einsichten 71–74, sowie *Ehrhart Neubert*, *Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989* (Bonn 1997) 128–131.

³⁹ *Martin Kohli, Marc Szydlík* (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft* (Opladen 2000) 7.

fer in den Zusammenhang von gesellschaftlicher und individueller Entwicklung in der DDR-Geschichte einzudringen: eine Geschichte, die, gemessen an ihrer Dauer, durch erstaunlich viele Brüche gekennzeichnet war, selbst wenn die DDR den darin lebenden und handelnden Menschen eher als ein politisches System von besonders zäher Konsistenz erschienen ist. Doch war es auch hier immer wieder das Privileg der Jugend, „die Verhältnisse zum Tanzen“ zu bringen. Die Frage, ob und in welchem Umfang dies den unterschiedlichen Jugendgenerationen der DDR gelungen ist, kann nur im Kontext jener entscheidenden Zäsuren in den 45 Jahren SBZ/DDR beantwortet werden, die „genau jene Weichenstellungen ausmachen, nach denen bestimmte Entwicklungen nicht mehr revidierbar“⁴⁰ waren. Das ist zugleich eng mit der Frage verbunden, ob die registrierten Einschnitte in die ostdeutsche Nachkriegsgeschichte zugleich auch Auslöser von Generationsbrüchen waren.

Die Mehrzahl der vorliegenden Periodisierungsversuche der DDR-Geschichte entstammen politikgeschichtlichen Analysen. Doch muß die vordergründige Heraushebung politischer Eckdaten als Zäsuren der Geschichte nicht a priori zu einem Gegensatz von „Herrschaft“ und „Gesellschaft“ führen, vor allem dann, wenn verdeutlicht wird, daß den Individuen auch unter der Herrschaft von Diktaturen stets abweichende Reaktionen möglich sind. Es ist zu konstatieren, „in welchen Kräftefeldern von wem (und wie) Fremd- und Selbstkontrolle, Übermächtigung und Distanz angemeldet und eingefordert, versagt oder verwirklicht“ wurden. Damit werden „die Formen des unvermittelten Nebeneinanders wie der Verflechtungen von Repression und ‚Lockerung‘, von Mitmachen wie von Eigensinn, womöglich auch Widerständigkeit“⁴¹ zum Thema der Analyse.

Die Geschichte von SBZ und DDR war kein monolithischer Block, kein über 45 Jahre ungebrochen durchlaufendes Band. Für ihre Periodisierung bieten sich unterschiedliche Etappen an. Die Zahl der von Zeitgeschichtsforschern veranschlagten Etappen schwankt zwischen drei und zehn, wobei sie oft in dem Maße anzusteigen scheint, je spezieller das Untersuchungsfeld gewählt wird. Überblicksgeschichten, wie die von Hermann Weber oder Ulrich Mählert, kommen in der Regel mit ca. fünf Etappen aus⁴².

In der Regel wird

- der Vorgeschichte vom Kriegsende im Mai 1945 bis zur Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 ein *erstes, abgeschlossenes Kapitel* zugewiesen;
- die 2. *Etappe* umfaßt die Entwicklung bis zum Mauerbau 1961;

⁴⁰ Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955 (Bonn 1986) 11; im folgenden zitiert: Kleßmann, Doppelte Staatsgründung.

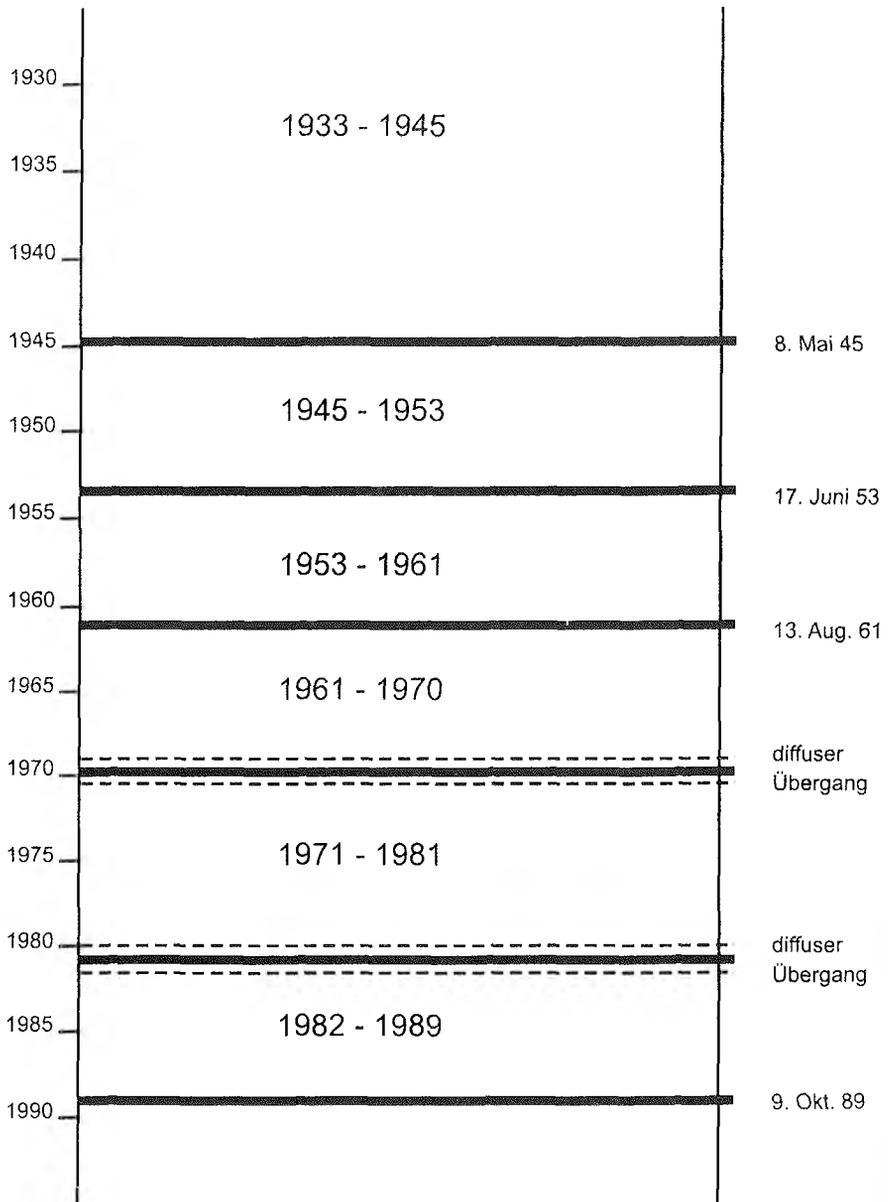
⁴¹ Alf Lüdtke, Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR, in: APuZ B 36 (1998) 3.

⁴² Hermann Weber, Die DDR 1945–1990 (München 1993), sowie Ulrich Mählert, Kleine Geschichte der DDR (München 1998). Wobei Weber an anderer Stelle: DDR. Grundriß der Geschichte 1845–1990 (Hannover 1991) auch differenziertere Gliederungen bis zu acht Etappen vornimmt.

- als 3. *Etappe* wird die Phase der inneren Festigung der DDR bis zum Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker im Jahr 1971 gewertet;
- die 70er Jahre, in ihrem Auf und Ab zwischen Stabilität und wachsender wirtschaftlicher Krise, gelten als 4. *Etappe*; während
- der in den 80ern, durch die Krise des sozialistischen Weltsystems und der Unfähigkeit der SED-Führung, produktiv darauf zu reagieren, eingeleitete Niedergang der DDR deren 5. und letzte *Etappe* bildet. Sie gipfelt in der demokratischen Revolution des Herbstes 1989 und der Selbstaufhebung des Staates durch seine Bürger.

Dieser Einteilung folgend, möchte ich dennoch – aus sozialpsychologischen und mentalitätsgeschichtlichen Erwägungen heraus – partiell einige Zäsuren anders setzen: Für die frühen Phasen der DDR-Geschichte ist augenfällig, daß sich Übergänge von einer Etappe zur nächsten auf den Tag genau festmachen lassen – und dies nicht nur in der Historiographie, sondern auch im Bewußtsein der beteiligten Menschen: Nach dem 17. Juni 1953 oder dem 13. August 1961 war für Bürger der DDR nichts mehr so wie zuvor. Generationen(um)brüche sind am ehesten an solchen einschneidenden historischen Terminen festzumachen (vgl. Abbildung 1). Gleiches dagegen gilt m.E. für den Gründungstag der DDR, den 7. Oktober 1949, weniger. Hier wurde per Dekret ein Prozeß zum Abschluß gebracht, dessen politische Grundlegung (und die damit verbundene generative Prägung) bereits in den vier Jahren zuvor vollzogen worden war. Daß die damit sanktionierte Entscheidung für eine Zweistaatlichkeit Deutschlands auf lange Zeit manifest sein würde, entschied sich jedoch nicht an diesem Tag, sondern erst mit dem Scheitern des Volksaufstandes am 17. Juni 1953 und vor allem mit dem Bau der Mauer am 13. August 1961. In den späten Perioden der DDR verlief der Übergang von einer zur nächsten Etappe dagegen eher diffus, zeitlich zum Teil über mehrere Jahre gestreckt. Selbstverständlich gab es in diesen Phasen Ereignisse von nachhaltiger Wirkung wie z.B. das 11. Plenum des ZK der SED zu Fragen der Kultur und Jugend vom Dezember 1965, den Einmarsch der sowjetischen Truppen am 21. August 1968 in Prag oder die Ausbürgerung Wolf Biermanns am 16. November 1976. Doch waren diese Ereignisse nicht für alle (jungen) Bürger des Landes in gleicher Weise relevant. Ihre Folgen wurden erst schrittweise erlebbar, ohne zugleich für alle Mitglieder der jeweiligen Jugendgeneration die gleiche einschneidende Bedeutung zu erhalten, zumal sich die Spielräume für ein unterschiedliches Reagieren solchen Ereignissen gegenüber in der zweiten Hälfte der DDR deutlich differenzierten. Mentalitätsgeschichtlich entscheidend für die Charakterisierung der jeweiligen Generationseinheiten bleibt, wie sie diese Räume in den unterschiedlichen Phasen der DDR-Gesellschaft für sich ausgeschritten und gestaltet haben. Wie ist sonst, bei allem Beharren der SED-Führung auf ihrem unteilbaren Machtanspruch, das „Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR“⁴³ zu erklären? Ständig zwischen Dogmatismus

⁴³ So der Untertitel der verdienstvollen Analyse von *Sigrid Meuschel*, *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR* (Frankfurt a.M. 1992).

*Abb. 1*

und (wirtschaftlich notwendigen) Modernisierungsversuchen schwankend, gelang es der SED-Führung nie, *auf Dauer* Mehrheiten der Bevölkerung für ihre Politik zu vereinnahmen. Immer wieder schlitterte sie in selbst herbeigeführte Krisen, die durch außenpolitische Entwicklungen oft noch verstärkt wurden. *Die politische Sozialisation aller Jugendgenerationen der DDR wurde also in starkem Maße durch Krisenerfahrungen geprägt:* Krisenerfahrungen, die partiell auch Generationsbrüche ausgelöst, zumindest aber mit herbeigeführt haben! Schon Mannheim verwies darauf, daß es „von der auslösenden Kraft des gesellschaftlich-geistigen Prozesses“ abhängt, „welche Generationslagerung in ihrer Potentialität aktiv wird“⁴⁴.

Ein System von der politischen Stringenz der DDR prägte nachhaltig die Lebensformen der darin lebenden Jugendgenerationen, zumal deren ideologische Beeinflussung vordringlicher Auftrag aller staatlichen Instanzen und Institutionen – von den Schulen und Universitäten über die Kultureinrichtungen und die Medien bis hin zu den Parteien und Massenorganisationsen – war. Die Ausprägung gemeinsamer Generationszusammenhänge und markanter Generationseinheiten, sei es in Akzeptanz oder in Gegenwehr zu den staatlichen Vereinnahmungsversuchen, wurde dadurch zweifelsohne noch forciert.

Zugleich waren Jugendliche in der DDR nie „allein“ mit diesem politischen System: Die territoriale Nachbarschaft zur Bundesrepublik wie das Verbundensein mit ihr in einer gemeinsamen deutschen Geschichte waren als prägende Bezugsgrößen die gesamten vierzig Jahre über im Bewußtsein der Jugendlichen präsent – sei es aus eigenem Erleben wie vor dem Mauerbau oder über die „Westmedien“ danach. Diese Einflußnahme und Durchdringung gilt es stets mit im Blick zu behalten.

Generationszusammenhänge in der DDR

Im folgenden sollen die eingangs benannten drei Jugendgenerationen der DDR näher charakterisiert und zu dem Zeitachsenmodell (Abb. 1) ins Verhältnis gesetzt werden. Dabei ist zu beachten, daß sich diese Generationsgestalten nicht parallel, sondern quer zu zentralen zeitgeschichtlichen Etappen entwickelten (Abb. 2). Als mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der SBZ der „Weg zur Aufrichtung eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen Rechten und Freiheiten für das Volk“⁴⁵ offen schien, waren es die um 1930 Geborenen, die als erste Kohorte neu in das Jugendalter⁴⁶ eintraten.

⁴⁴ Mannheim, Generationen 553.

⁴⁵ Aufruf des ZK der KPD an das deutsche Volk zum Aufbau eines antifaschistisch-demokratischen Deutschlands vom 11. Juni 1945, zitiert nach Kleßmann, Doppelte Staatsgründung 413.

⁴⁶ Das Jugendgesetz der DDR vom 28. 1. 1974 legt das Jugendalter „auf die Zeit von 14 bis 25 Jahren“ fest. Da es sich bei dieser schematischen „Festlegung“ um „eine gesellschaftliche

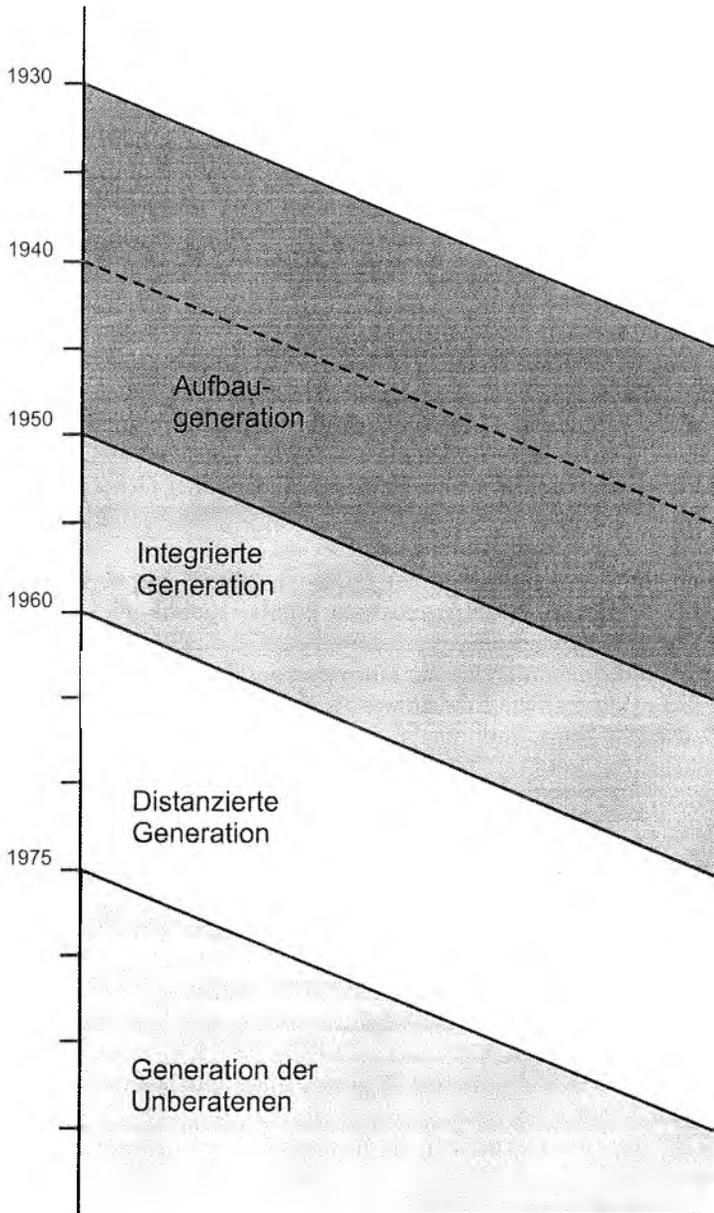


Abb. 2

1. Die Aufbaugeneration

Der Beginn der Generationen(ab)folge der ostdeutschen Jugend ist also eindeutig mit dem Mai 1945 verbunden, ohne daß hier von einer „Stunde Null“ die Rede sein könnte. Jene Heranwachsenden, die *um 1930 bis ca. 1940 geboren* und demzufolge *zwischen dem Kriegsende und Mitte der 50er Jahre ins Jugendalter hineinwachsen*, sind von zwei Gesellschaftssystemen wesentlich geprägt worden:

- In ihrer Kindheit durch den Nationalsozialismus und seinen ideologisch-totalitären Erziehungsapparat⁴⁷, einschließlich der (traumatischen) Kriegererlebnisse an der „Heimatfront“, wie partiell auch auf der Flucht oder bei der Vertreibung aus vertrauten Lebenswelten;

- in ihrer Jugend durch die materielle und psychische Not der Nachkriegszeit wie auch durch die (weitgehend) von Hoffnungen begleitete Aufbauphase in SBZ und DDR.

Entscheidung“ der DDR-Gesetzgebung (in: Wörterbuch Jugendpolitik 103) handelt, die biologisch-akzelerative wie soziale Veränderungen und Entwicklungsbeschleunigungen im Jugendalter in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur bedingt berücksichtigte, soll im folgenden die zeitliche Festschreibung des Jugendalters nach unten und oben flexibler gehandhabt werden.

So wurden z.B. im Jahr 1929 viele für die Aufbaugeneration der DDR wichtige Akteure geboren, die in dieser Zeit und danach das Land im positiven wie auch negativen Sinne mit geprägt haben; darunter FDJ-/SED-Funktionäre und (spätere) Minister wie Hans-Joachim Böhme, Johannes Chemnitzer, Hans-Joachim Hoffmann, Wolfgang Junker, Heinz Kuhrig, Werner Lamberz, Paul Markowski, Günter Schabowski, Kurt Turba; erstaunlich viele leitende Führungskader des Ministeriums für Staatssicherheit und der Nationalen Volksarmee wie Horst Felber, Joachim Goldbach, Werner Großmann, Manfred Hummitzsch, Werner Korth, Gerhard Neiber, Werner Proszky, Werner Rothe, Rolf Wagenbreth; (spätere) Kombinatdirektoren und Werkleiter wie Werner Frohn, Wolfgang Gress, Klaus Henkes, Otto König, Herbert Kroker, Günter Pötschke – wichtige Wissenschaftler und (spätere) Institutsleiter wie Günter Feist, Walter Friedrich, Horst Haase, Karlheinz Lohs, Lutz Maier, Hansgünter Meyer, Gerhart Neuner, Heinrich Opitz, Helmut Seidel, Harald Thomasius, Hans Wagner, Wolfgang Weichelt; bekannte und erfolgreiche Künstler wie Kurt Böwe, Heiner Carow, Karl-Heinz Jakobs, Günter Kunert, Heiner Müller, Werner Tübke, Manfred Wekwerth, Christa Wolf. Vgl. *Helmut Müller-Ennsberg, Jan Wielgohs, Dieter Hoffmann* (Hrsg.), *Wer war wer in der DDR?* (Bonn 2000).

Bei einer allzu mechanischen Handhabung der Generationsgrenzen würden all die hier genannten und für den Verlauf der DDR-Geschichte bedeutenden Personen, die ihre wichtigsten Prägungen in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erhielten, fälschlicherweise keine Berücksichtigung in der Beschreibung der Aufbaugeneration finden.

⁴⁷ *Erika Mann* schrieb bereits 1938 im Exil: „Keine Menschengruppe ... wurde so sehr, so entscheidend erfaßt von den Wandlungen, welche die Nazi-Diktatur im Leben ihrer Untertanen vornahm, wie die Kinder. Denn während der erwachsene Deutsche zwar erstens Nationalsozialist zu sein hat, zweitens aber doch vorläufig noch Ladenbesitzer oder Fabrikant sein mag ..., ist das deutsche Kind schon heute ein Nazi-Kind und nichts weiter. Die Schule, die es besucht, ist eine Nazi-Schule, die Jugendorganisation, der es angehört, ist eine Nazi-Organisation, die Filme, zu denen man es zuläßt, sind Nazi-Filme, und sein Leben gehört ohne Vorbehalt dem Nazistaat“; *Erika Mann*, *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich* ([Ost-]Berlin 1988) 19.

Zahlenmäßig verstärkt wurde die Aufbaugeneration durch jene zwischen 1925 und 1929 geborenen Jahrgänge der sogenannten „Flakhelfer-Generation“, deren männliche Angehörige überwiegend gegen Kriegsende noch in die Kampfhandlungen verstrickt worden waren. Obwohl dies den meisten der nach 1930 geborenen Jugendlichen erspart blieb, vereinte sie mit ihrer Vorgängergeneration eine emotional vergleichbare Ausgangslage. Aus der mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches desaströs endenden Vorgeschichte ihrer Jugend heraus, gab es „viele Gründe, völlig neu zu beginnen oder doch den Versuch dazu zu wagen“⁴⁸. In dieser Generation mischten sich, auf dem Hintergrund der nun allen offenbar werdenden Verbrechen des Nationalsozialismus, „übersteigertes Schuldgefühl“ und ein „kräftiger Schuß Verdrängungssehnsucht“⁴⁹ zu einer neuen Aufbruchstimmung.

Dem kam die politische Realität in der SBZ entgegen. Forderten die antifaschistisch-demokratischen Parteien anfangs noch individuelle Schuldbekennnisse und die Bewährung jedes Einzelnen, hieß es bereits wenig später – diktiert vom Bemühen, die gesamte Jugend erneut politisch zu mobilisieren –, daß sich nun auch „ehemalige einfache Mitglieder und untere unbesoldete Funktionäre in der HJ und im BDM (...) in die Schar der aktiv am Aufbau Beteiligten“⁵⁰ ohne Vorbedingungen einreihen könnten.

An der Glaubwürdigkeit dieser Offerte gab es anfangs bei den wenigsten Jugendlichen Zweifel. Erst mit der immer deutlicher werdenden Intoleranz der SED- wie der FDJ-Führung gegenüber Andersdenkenden und deren zunehmend direkter vorgetragenen Alleinvertretungsansprüchen kamen bei einer wachsenden Zahl von Jugendlichen Zweifel auf. Doch kollidierte dieser stets mit dem eigenen schlechten Gewissen:

„Denn die eifernde Schulleiterin hatte unter Hitler im Gefängnis gesessen, der dogmatische und gebildetste der Dozenten war ein Emigrant gewesen – man selbst aber hatte Hitler gedient. Man war ... in moralischer Hinsicht der Schwächere ... Die Versuchung war groß, der Vernunft abzuschwören, um ehrlichen Herzens in der Glaubensgemeinschaft aufgehen zu können. Es waren nicht die Schlechtesten, die diesen Weg wählten, der alles andere war als bequem.“⁵¹

⁴⁸ *Zwahr*, Umbruch 449.

⁴⁹ *Engler*, Die Ostdeutschen 321 bzw. 17. Der Soziologe Hansgünter Meyer, zu Kriegsende sechzehn Jahre alt, brachte dieses Lebensgefühl vieler seiner Altersgenossen später in seinen Lebenserinnerungen auf den Punkt: „Ich fühlte mich im Nachhinein auf furchtbare Weise betrogen. In meinem Kopf bildete sich immer wieder der gleiche Satz: Das zahlt Ihr mir heim!“, *ders.*, Die Entdeckung der Soziologie. Eine intellektuelle kolumbianische Erfahrung, in: *Christian Fleck* (Hrsg.), Wege zur Soziologie nach 1945. Autobiographische Notizen (Opladen 1996) 269.

⁵⁰ Offene Tore für die Jugend, in: Deutsche Volkszeitung, Zentralorgan der KPD, vom 27. 9. 1945. Vgl. dazu auch *Ulrich Mählert*, *Gerd-Rüdiger Stephan*, Blaue Hemden, rote Fahnen. Die Geschichte der Freien Deutschen Jugend (Opladen 1996) 25–28; im folgenden zitiert: *Mählert*, *Stephan*, Blaue Hemden.

⁵¹ Wie sich der werdende Neulehrer *Günter de Bruyn* (Jahrgang 1926) später erinnert, in: Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin (Frankfurt a.M. 1992) 374f.

Dies war ein Weg, der vielen von ihnen zugleich einen deutlichen sozialen Aufstieg bescherte. Sie profitierten von dem zur Zerschlagung des Nationalsozialismus in den Köpfen notwendig gewordenen Elitenaustausch. Junge, überwiegend proletarische Aufsteiger wurden so zu einer tragenden Säule der neuen Gesellschaft. „Sie waren (Aus-)Gestalter eines gesellschaftlichen Systems, für das es noch keinen erprobten Bauplan gab.“⁵² Den Ton jedoch gaben andere an: die „Alte Garde“ der zwischen 1880 und 1914 geborenen „Gründergeneration“ des SED-Staates⁵³, die – zur Tragik aller Jugendgenerationen der DDR – die politische Macht bis zum selbst verschuldeten Ende nie mehr aus den Händen geben sollte – auch um den Preis, die Jugend schrittweise zu verlieren! In den Anfangsjahren jedoch führte für die aufstiegswilligen Jugendlichen im Osten noch kein Weg an den „politischen Alten“ vorbei: „Hier war der Aufbau ein Ausstieg aus Unterschichten durch Staatsdienst, weil Staat und Partei die universellen Arbeitgeber waren.“⁵⁴

Die ersten Jahrgänge der Aufbaugeneration haben als Jugendliche die Entwicklung der DDR zur Einparteiendiktatur in vollem Umfang miterlebt. Im Juni 1953 waren sie dem Jugendalter fast schon entwachsen, während sich die Mitglieder der jüngsten Kohorte dieser Generation, die um 1940 Geborenen, zu diesem Zeitpunkt gerade anschickten, in das Jugendalter hineinzuwachsen. Am Ende ihrer Jugendzeit stand die Mauer bereits. Je nach den konkreten Lebensumständen ihres Aufwachsens und deren unterschiedlicher individueller Verarbeitung führte das bei den beteiligten Jugendlichen – in ihrer Mehrheit – entweder zu einer relativ stabilen Verankerung in dieser Aufbaugeneration oder – bei einer Minderheit – zu einem frühen Ausstieg aus der DDR-Gesellschaft durch Flucht in den Westen oder den Rückzug in die innere Emigration. Von 1949 bis zum 13. August 1961

⁵² Demzufolge erinnern heute die sozialen Aufsteiger jener Zeit die 50er als ihre besten Jahre. Vgl. *Thomas Abbe, Michael Hofmann*: „Eigentlich unsere beste Zeit.“ Erinnerungen an den DDR-Alltag in verschiedenen Milieus, in: APuZ B 17 (2002) 20.

⁵³ *Engler* (Die Ostdeutschen 320) weist zu Recht daraufhin, daß ihre „Erfahrungen im Klassenkampf der späten Weimarer Republik ... derart einschneidend und existentiell prägend (waren), daß sie die große altersmäßige Streuung“ dieser politischen Generation aufgewogen haben.

⁵⁴ *Mühlberg*, 68 im Osten 8. Diese Entwicklung wurde in der zweiten Hälfte der DDR partiell dadurch unterlaufen, daß sich die Intelligenz in der DDR zunehmend aus sich selbst reproduzierte. Kinder aus unteren Schichten fanden immer weniger Zugang zur akademischen Bildung; der Elitenaustausch war historisch abgeschlossen. Vgl. *Gustav-Wilhelm Bathke, Kurt Starke*, Studentenforschung, in: *Walter Friedrich* u. a. (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse* (Berlin 1999); im folgenden zitiert: *Friedrich*, *Das Zentralinstitut*.

Politisches Wohlverhalten gegenüber der „Diktatur der Alten“ war aber auch später weiterhin Voraussetzung, wenn man im engeren Apparat von Staat und Partei sowie den angelagerten ideologischen Dienstleistern (wie Medien, Schulen, Universitäts- und Akademieleitungen) und den „Chefetagen“ der Wirtschaft aufsteigen wollte, während in Technik, Naturwissenschaft und auch weiten Teilen der anderen Forschungsrichtungen immer stärker das Spezialistentum sich durchsetzen konnte.

verließen ca. 2,7 Millionen Menschen die DDR⁵⁵, „in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre vorzugsweise aus der jungen Generation, die sich einen Neuanfang ‚drüben‘ zutraute“⁵⁶.

Zeitgenössische westdeutsche Quellen belegen zugleich, wie nachhaltig die den ostdeutschen Jugendlichen gewährten Bildungschancen auf deren Verbleib in der DDR bzw. auf ihr ideologisches Wohlverhalten darin wirkten. Von den 400 000 Absolventen der Diplomjahrgänge 1952 bis 1963 sind nach Schätzungen von Ernst Richert höchstens 3,8 Prozent in den Westen abgewandert. Nur 15 Prozent von ihnen wurden als Gegner des Systems vermutet. Aber als engagierte Parteigänger des SED-Staates – sei es als überzeugte Aktivisten (5 Prozent) oder als „opportunistische Karrieristen“ (10 Prozent) – konnte von ihm auch nur eine Minderheit ausgemacht werden. Über zwei Drittel der Aufbaugeneration wären demzufolge lediglich als mit dem Sozialismus „Arrangierte“ einzustufen⁵⁷, was sich mit den Erkenntnissen aller heute zugänglichen Dokumente zum schwindenden Einfluß von FDJ und SED auf die DDR-Jugendlichen der 50er Jahre deckt⁵⁸.

Ende oder Anfang? Gehen oder Bleiben? Die politischen und wirtschaftlichen Krisen jener Jahre wurden von den Jugendlichen der DDR noch als Alternativen zum Weiterbestehen des Staates bzw. einem individuellen Verbleiben darin erlebt. Daß im ersten Jahrzehnt der DDR dennoch die *Aufbaugeneration* und nicht der zum Ausstieg aus dem sozialistischen System neigende Teil der Heranwachsenden die Deutungshoheit über die Jugend des Landes erringen konnte, hat gerade im Verweigerungspotenzial der „Aussteiger“ seine Ursache. Durch ihren Weggang in den Westen bzw. ihren Rückzug in die innere Emigration enthoben sie sich der Möglichkeit der direkten Einflußnahme. Dies geschah nicht immer freiwillig, gingen doch Partei, Staat und immer stärker auch die FDJ in den frühen Jahren der DDR gegen politisch „nicht paßfähige“ Jugendliche, wie etwa die Mitglieder der evangelischen „Jungen Gemeinde“ oder die Jugendweihe-Verweigerer, mit besonderer Schärfe vor. Demzufolge haben wir es bei der Gegengruppe zur *Aufbaugeneration* mit einer im doppelten Sinne *ausgegrenzten Generationseinheit* zu tun.

⁵⁵ Vgl. dazu: Der Fischer Weltatmanach. Sonderband DDR (Frankfurt a.M. 1990) 134, sowie *Zwahr*, Umbruch 438–447.

⁵⁶ *Zwahr*, Umbruch 443. Der Anteil der 16- bis 25jährigen unter den „Republikflüchtlingen“ schwankt zwischen 17,9 Prozent im I. Quartal 1953 und 43,2 Prozent im IV. Quartal 1956. Der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung betrug zum damaligen Zeitpunkt aber lediglich ca. 15,8 Prozent. Vgl. dazu auch *Peter Skyba*, Vom Hoffnungsträger zum Sicherheitsrisiko. Jugend in der DDR und Jugendpolitik der SED 1949–1961 (Köln, Weimar, Wien 2000) 304 ff.; im folgenden zitiert: *Skyba*, Hoffnungsträger.

⁵⁷ *Ernst Richert*, Sozialistische Universität ([West-]Berlin 1967) 247.

⁵⁸ „Zu keinem Zeitpunkt war es der SED-Führung gelungen, auch nur annähernd das gewünschte Maß an Loyalität unter den Heranwachsenden der DDR zu erzeugen (...) Sie scheiterte ... daran, die Masse der Jugendlichen über die formale Mitgliedschaft hinaus an den (Jugend)Verband zu binden“, *Skyba*, Hoffnungsträger 419. Vgl. auch *Mahlert, Stephan*, Blaue Hemden 102–136.

2. Die Integrierte Generation

Die Bereitschaft zur Einpassung in das gesellschaftliche System der DDR, auch wenn es innerlich nur bedingt akzeptiert wurde, konnte vor 1961 individuell sehr unterschiedlich begründet und motiviert sein: familiäre und lokale Bindungen, soziale Aufstiegschancen, Stolz auf das Geschaffene und Erreichte, geringe Flexibilität, politisches Desinteresse oder auch Vorbehalte gegen die westdeutsche Gesellschaft, die sie nicht als eine persönliche Alternative zur DDR erscheinen ließen. Nach dem Bau der Mauer waren all diese Gründe irrelevant geworden. Die SED-Führung hatte den noch Zögernden die Entscheidung aus der Hand genommen; nun war der DDR auf lange Zeit nur noch unter Riskierung des eigenen Lebens zu entkommen.

Doch das allein erklärt nicht, warum jener Teil der Jugendlichen, der sich zur DDR als persönlichem Lebensentwurf bekannte, in der Nachfolgeneration weiterhin tonangebend blieb. *Keine Jugendgeneration im kurzen Leben des zweiten deutschen Staates war integrierter darin als die um 1945 und bis 1960 Geborenen, die zwischen dem Mauerbau und Mitte der 1970er Jahre ins Jugendalter hineinwuchsen*⁵⁹.

Und dies galt nicht nur für die aufstiegsorientierten Abiturienten und Studenten, wie erste soziologische Erhebungen belegten⁶⁰. So herrschten „bereits Anfang der 60er Jahre bei der Mehrheit der 14- bis 18jährigen Schüler und Lehrlinge ... positive Einstellungen zu den propagierten sozialistischen Zielen und Werten vor. Charakteristisch war eine hohe Identifikation mit der DDR.“ Dies war eine Entwicklung, die sich in allen Gruppen und Schichten der Jugend bis weit in die 70er Jahre hinein konsolidieren sollte⁶¹.

Am Beginn ihrer Jugend erlebten sie – trotz Mauerbau und Abschottung gen Westen – auch viele produktive Entwicklungen, ging doch gerade von der Jugendpolitik zwischen 1963 und 1965 „eine Tendenz zur Demokratisierung der Gesellschaft aus, die nicht im Bereich des Appells verblieb“⁶². Erste Jugendclubs entstanden, der „Gitarrenbeat“ wurde von der FDJ offiziell gefördert, und mit DT 64 erhielten die Jugendlichen aus Anlaß des Deutschlandtreffens 1964 sogar ein

⁵⁹ Hier ist unbedingt darauf zu verweisen, daß sich die Jahrgangsgrenze zwischen der Aufbaugeneration und der Integrierten Generation – was das Ende der einen und den Beginn der anderen betrifft – entwicklungsbedingt leider nicht trennscharf bestimmten läßt. Beide Jugendgenerationen der SBZ/DDR gehen in den um 1945 geborenen Kohorten nahezu nahtlos ineinander über (vgl. Abb. 2).

⁶⁰ In der DDR konnte sich die lange als „bürgerliche Wissenschaft“ bekämpfte Soziologie erst ab Mitte der 1960er Jahre schrittweise etablieren. Für die Jugendforschung ist ihre Geschichte eng mit dem 1965 in Leipzig gegründeten und bis Ende 1990 dort tätigen ZIJ verbunden. Vgl. *Friedrich*, Das Zentralinstitut 13–69.

⁶¹ *Peter Förster*, Die Entwicklung des politischen Bewußtseins der DDR-Jugend zwischen 1966 und 1989, in: *Friedrich*, Das Zentralinstitut 78; im folgenden zitiert: *Förster*, Politisches Bewußtsein.

⁶² *Leonore Krenzlin*, Vom Jugendkommuniqué zur Dichterschelte, in: Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, hrsg. v. *Günter Adge* (Berlin 1991) 151.

eigenes Radioprogramm. Dieser Faden wurde nach Jahren der Stagnation infolge des 11. Plenums des ZK der SED 1965, das insbesondere die Künste und die Jugendlichen erneut mit einschränkenden Verdikten belegte⁶³, sowie nach dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker – auch und gerade unter dem Druck der Jugendlichen – schrittweise wieder aufgenommen.

Trotz all der gegensätzlichen Entwicklungen blieb die Bindung des Gros dieser Jugendgeneration an die DDR während ihrer gesamten Zeit weitgehend stabil. Hauptursache dafür war, daß ihre Jugend in die Phase des relativen Wohlstands und der zunehmenden Anerkennung der DDR fiel (3. und 4. Zeitetappe, vgl. oben). Gleichzeitig wurde ihnen durch eine Reihe konkreter Angebote des Staates – vom Erlaß des weitreichenden Jugendgesetzes 1964 bis zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973 in Ost-Berlin – ein Gefühl des Gebraucht- und Gefördertwerdens gegeben. Sie „waren die ersten Kinder der anderen Republik, die nichts als DDR erlebten“⁶⁴. Fast alle von ihnen waren ohne allzu starke, innere Widersprüche Jungpioniere, gingen nahtlos in die FDJ über und feierten ihre Jugendweihe. Die älteren Kohorten unter ihnen legten in diesem Zeitraum bereits sogar das Abitur oder die Facharbeiterprüfung ab, manche beendeten schon ihr Studium. Als Gründer einer jungen Familie kamen sie nach 1971 bereits in den Genuß der großzügigen Förderung durch das unter Erich Honecker verkündete neue SED-Programm der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ mit seinem zinslosen Ehekredit, dem Babyjahr und der bevorzugten Versorgung mit Kinderkrippenplätzen und Wohnraum. Alles Gute kam „von oben“: In der DDR war daher „der Topos der Dankbarkeit politisch stark instrumentalisiert“⁶⁵, wie Dorothee Wierling ihren lebensgeschichtlichen Interviews mit Ostdeutschen der Jahrgänge 1949/50 entnimmt. Einer von ihnen erinnert sich: „Wir wurden doch als 49er in etwas hineingeboren, das wir selbst nicht mit entwickelt hatten. (...) Es war nicht die Zeit Bedingungen zu stellen.“⁶⁶ Aus all diesen Erfahrungen heraus glaubten viele von ihnen – trotz durchaus wahrgenommener Krisensymptome (CSSR 1968, Biermann-Ausbürgerung 1976) – lange an eine Reformierbarkeit der DDR, hatten sie doch diese in der Phase ihrer tatsächlichen Prosperität erlebt. Diese Generation hat „die politischen und insbesondere moralischen Ansprüche des Sozialismus als Ideologie besonders stark verinnerlicht“; ihre „emotionale Beziehung zur DDR als Heimat“ war sehr stark ausgeprägt⁶⁷. Ich nenne sie daher die *Integrierte Generation*.

Damit steht sie in einem direktem Widerspruch zu der aufbegehrenden *Generation der 68er* in den westlichen Industriestaaten. Als eingepasste, weitgehend systemkonforme Generation steht sie aber auch im Widerspruch zu einer Theorie,

⁶³ Vgl. dazu *Bernd Lindner*, Denkt bloß nicht, wir heulen. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965, die DEFA und die Jugend, in: *Deutschland Archiv* 6 (2000) 891–901.

⁶⁴ *Andreas Molitor*, Die Gruppe 49, in: *Die Zeit* 21 (20. 5. 1999) 16; im folgenden zitiert: *Molitor*, Die Gruppe 49.

⁶⁵ *Wierling*, Opposition und Generation.

⁶⁶ Zitiert nach *Molitor*, Die Gruppe 49, 16.

⁶⁷ *Geulen*, Sozialisationsverläufe 43.

welche „die 68er-Generation als erste globale Generation“⁶⁸ begreift, weil „die Studentenunruhen ... ebenfalls in Staaten des Ostblocks und der Dritten Welt eine Generationserfahrung darstellen, die bisher vernachlässigt“ worden sind⁶⁹.

Hat es „die 68er“ in der DDR also nicht gegeben? Die Meinungen hierüber gehen weit auseinander: Dietrich Mühlberg kommt in seiner systemvergleichenden Ost-West-Analyse zu der Aussage, daß 1968 – wenn überhaupt – in der DDR eine (Zwischen-)Generation früher als im Westen aufgetreten ist hat: „Sie wäre als nachstalinistische Aufbaugeneration zu fassen, deren jugendliche Orientierungsphase mit einem enormen Modernisierungsschub“ der End-50er und beginnenden 60er Jahre zusammenfiel. Sie sahen „seine sozialistische Bewältigung“ als ihre Aufgabe. „Freilich: eine Revolte haben sie nicht veranstaltet“, ihre Ideale waren eher die wissenschaftlich-technische Revolution und die NÖS⁷⁰. Doch zeigte sich in der DDR bald eine zunehmende Diskrepanz zwischen „objektiver“ und „subjektiver“ Modernisierung der Gesellschaft, die aber – anders als im Westen – nicht als Konflikt der Generationen ausgetragen wurde. Für Albrecht Göschel versäumte „die 40er-Jahre-Generation der DDR“⁷¹ die emanzipatorische Dimension des Statuskonfliktes der 60er Jahre und bleibt sowohl den alten Eliten und Parteikadern untergeordnet als auch tradierten Pflicht- und Akzeptanzwerten verhaftet“⁷². Eine den West-68ern vergleichbare Generationseinheit kann die altersgleiche Kohorte im Osten, auch und vor allem unter dem repressiven Druck der in Prag aufziehenden Panzer⁷³, nicht ausprägen. Das sieht Dorothee Wierling ähnlich, obwohl sie mit dem politischen Scheitern des Prager Frühlings „eine gemeinsame Lage in der Geschichte, einen Zusammenhang gemeinsamer Erfahrungen“

⁶⁸ Beate Fietze, 1968 als Symbol der ersten globalen Generation, in: BfJS Band 7 (1997) 3, 367; im folgenden zitiert: Fietze, Globale Generation.

⁶⁹ Fietze, Globale Generation 366. Ähnliche, wenn auch nicht so weitreichend ausformulierte Ansätze finden sich dazu u. a. bei: John R. Gilles, Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen (Weinheim und Basel 1980) 187–222; Almuth und Klaus-Jürgen Bruder, Jugend. Psychologie einer Kultur (München, Wien, Baltimore 1984); Claus Leggewie, Die 89er. Portrait einer Generation (Hamburg 1995) 90–97, im folgenden zitiert: Leggewie, Die 89er. Heinz Bude (vgl. Beitrag im vorliegenden Band) hat dem zu Recht entgegengehalten, daß es sich bereits bei der Kriegsgeneration von 1914 um die erste globale Generation gehandelt hat und jede weitere ausgeprägte Generation des 20. Jahrhunderts zumindest europäisch war.

⁷⁰ Mühlberg, 68 im Osten. NÖS oder auch NÖSPL – Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft –, dessen Entwurf und Niedergang eng mit dem Schicksal des Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission Erich Apel (geb. 1913) zusammenhing, der sich am 3. 12. 1965 aus Protest gegen Ulbrichts Wirtschaftspolitik das Leben nahm.

⁷¹ Die aus der Sicht vieler westdeutscher Soziologen und Zeithistoriker in etwa den Kern der 68er-Generation der Bundesrepublik bildeten. Vgl. Leggewie, Die 89er, 90, der die Jahrgänge 1940–1950 dazu zählt, während Bude sie bereits im Untertitel seines Generationsporträts (Bude, Altern) um zwei Jahre auf „die Jahrgänge 1938–1948“ vorverlegt.

⁷² Göschel, Kontrast und Parallele 158.

⁷³ Nach der DDR 1953 sowie Ungarn und Polen 1956 stellten die sowjetischen Kommunisten 1968 in der CSSR unter Einsatz von massiver Waffengewalt binnen 15 Jahren zum 3. Mal klar, daß sie Abweichungen von ihrer politischen Doktrin im Ostblock nicht dulden wollten.

zu den West-68ern ausmacht. Dennoch gab es ihrer Ansicht nach in der DDR „nicht jene fröhliche Selbststiftung als Generation wie im Westen“, weil die Protestierer dort isoliert und „ohne zusammenhängende geistige Orientierung“ blieben. „1968 wurde in der DDR zur Chiffre für eine Niederlage, nicht aber ein einheitsstiftendes Datum“⁷⁴.

Demzufolge spricht Wierling für den Osten nicht von einer „Generation der 68er“, was Bude durchaus tut, auch wenn er dieses Datum für die DDR (analog zu Wierling) als „eine Geschichte der verlorenen Würde“ ansieht. Die Ost-68er hatten „das große Problem, daß sie ihren Takt in der Gesellschaft nicht durchsetzen konnten“⁷⁵. Auch Engler sieht die Ost-68er in der Geschichte scheitern, und dies gleich zweimal: 1968 selbst und dann noch einmal im Herbst 1989, weil sie sich durch ihre in den 80er Jahren vollzogene Spaltung in sozialistische „Reformisten“ und „idealistische Außenseiter“ (gemeint sind damit die Keime der Bürgerbewegung) einander entfremdeten und sich so 1989/90 der Möglichkeit eines gemeinsamen Handelns beraubten. Das „war für beide Fraktionen ein Unglück“⁷⁶. Anders die Ostberliner Psychologin Annette Simon: Zwar sieht auch sie, daß die 68er in der DDR „keine kulturevolutionären Veränderungen wie ihre westlichen GenerationsgenossInnen“ auslösten; sie „wollten Reformen und setzten letztendlich eine Revolution in Gang, in der es zu einem Wechsel der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse gekommen ist“. Aber: „Eigentlich sollte eine Generation auch daran gemessen werden, inwieweit sie der nächsten Generation Zukunft eröffnet oder verschließt.“⁷⁷

Einmal abgesehen davon, daß man der Beschreibung einer möglichen Ost-68er-Generation nicht gerecht werden kann, wenn man sie wie Engler allein als eine „Bewegung“ von Intellektuellen aus Kultur und Politik oder wie Simon unter dem Aspekt des Generationenkonflikts zwischen leitenden Funktionären des SED-Staates und ihren Kindern schildert⁷⁸, ist es meines Erachtens auch wenig sinnvoll, aus einer 21 Jahre später nachgeholtten Revolution den prägenden Charakter einer Generation für ihre Altersgleichen in der DDR im Jahre 1968 ableiten zu wollen. Die Wahrheit ist, daß die Ost-68er in ihrer Generation marginal blieben und bestenfalls als „ausgebremste Generation“ (Bude) gelten können, während die Mehrheit der Jugendlichen sich in das System integrierte: „... lange Jahre war selbst in intellektuellen Kreisen der Prager Frühling kein Thema. Die Angst allein kann nicht der Grund dafür gewesen sein. Es war wohl auf eine schwer zu

⁷⁴ Wierling, *Opposition und Generation* (Manuskript).

⁷⁵ Von Machern und Halbstarcken. Die Bundesrepublik und ihre Generationen. Interview mit dem Soziologen Heinz Bude, in: *Die Zeit* 21 (20. 5. 1999) 14.

⁷⁶ Engler, *Die Ostdeutschen* 328–338.

⁷⁷ Annette Simon, *Vor den Vätern sterben die Söhne? Die Achtundsechziger der DDR*, in: *Annette Simon, Jan Faktor, Fremd im eigenen Land?* (Gießen 2000) 22 f.

⁷⁸ Von den 506 von Staatsicherheit und DDR-Justiz 1968 eingeleiteten Ermittlungsverfahren gegen Jugendliche „wegen Verbreitung selbst gefertigter Hetzschriften“ betrafen lediglich 7,6 Prozent Studenten, aber 71,1 Prozent junge Arbeiter und Lehrlinge. Vgl. *Bernd Lindner, Enttäuschte Hoffnungen*, in: *ZFL, Einsichten* 118–124 und *Wierling, Opposition und Generation*.

erklärende Weise degoutant, über den Käfig zu reden, in dem man hockte. Ein miefiges Gefühl des Wohlseins und der Übereinstimmung mit dem System prägten die siebziger und frühen achtziger Jahre.⁷⁹ Das Widerspruchspotenzial dieser Generation war nicht politisch, sondern vor allem kulturell geprägt.

3. Die distanzierte Generation

Die Ausformung prägender Generationseinheiten war in der DDR lange Zeit also auch eine Verdrängungsleistung! Dadurch ließen sich – so erstaunlich dies im Nachhinein anmutet – auch tiefe gesellschaftliche Einschnitte wie die Niederschlagung des Prager Frühings 1968 oder die willkürliche Ausbürgerung Wolf Biermanns aus der DDR 1976 von den Jugendlichen mehrheitlich mental „aus-sitzen“. „Die biographische Kontinuitätsnotwendigkeit (auch in bezug auf die Elterngenerationen – B.L.) oder der Zwang zur Konsistenzsicherung kann es verlangen, daß dramatische Veränderungen in der Umwelt weggeschoben werden. Selbst politische Kollektivereignisse werden gar nicht wahr- oder erst nach einer gewissen Zeit zur Kenntnis genommen.“⁸⁰

Erst eine neue Jugendgeneration – *zwischen 1961 und 1975 geboren, von Mitte der 1970er Jahre bis zum Ende der DDR ins Jugendalter hineingewachsen* – war dazu fähig, sich innerlich aus den alten Zwängen zu befreien: Nachgeborene, für die der schmale Wohlstand der DDR nicht mehr eine historische Errungenschaft, sondern etwas Vorgefundenes und selbstverständlich in Anspruch Genommenes war. So vermochten sie auch eher dessen zunehmende Brüchigkeit zu erkennen und den dafür zu entrichtenden Preis an politischer Anpassung – den ihre Eltern- und Vorgängergeneration zu großen Teilen noch zu zahlen bereit war – in Frage zu stellen. Bei ihnen handelt es sich um die Generation der Nicht-Mehr-Eingestiegenen. Ihre Grundhaltung zur DDR war die des „Protestes durch Verweigerung“⁸¹. Ihre Lust am direkten Eingreifen in den täglichen Ablauf der Gesellschaft war sichtlich gebremst. Diese Generation trat den „Rückzug statt (der) Offensive“ an, wie es der Dichter Kurt Drawert (geb. 1956) für sich und seine Altersgleichen treffend auf den Punkt brachte: „... im Osten und doch nicht im Osten, wir wohnten, aber wir lebten nicht dort“⁸² – eine Aussage, die nachhaltig von Ergebnissen der Jugendforschung gestützt wird: Ab Ende der 70er Jahre ist eine Stagnation in der Bewußtseinsbildung Jugendlicher in bezug auf alle wichtigen

⁷⁹ Stefan Wolle, Die „nachvollziehende Rebellion“ der DDR-Achtundsechziger, in: *Leviathan* 4 (Dezember 1998) 530.

⁸⁰ Heinz Bude in einem Gespräch mit Rudolf Woderich über Biographieforschung im neuen Osten und im alten Westen, *Dynamische Gelegenheitssucher und defensive Einfädler*, in: *Berliner Debatte INITIAL* 2 (1966) 5.

⁸¹ Günther Lange, Hans-Jörg Stiehler, Abschied von der Utopie? Jugend in der DDR im sozialen Wandel der achtziger Jahre, in: *Sozialisation im Sozialismus*, hrsg. v. Gunther Burkart (ZSE, Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1. Beiheft [1990]) 55–69.

⁸² Kurt Drawert, Rückzug statt Offensive, in: *Freitag* 52/1 (18. Dezember 1998).

politischen Werte der Gesellschaft (Identifikation mit dem Marxismus-Leninismus und dem Staat DDR, Einstellung zur SED, zur Sowjetunion und zur historischen Perspektive des Sozialismus, Haltung zur Bundesrepublik) zu verzeichnen⁸³. Nur kurz unterbrochen durch die Nachrüstungsdebatte und den Hoffnungsschub auf eine Reformierung des Sozialismus, der sich mit Gorbatschows Politik von Glasnost und Perestroika auch für viele Jugendliche verband, spiegelt sich in den Daten soziologischer Untersuchungen ab 1987/88 pure Endzeitstimmung wider. „Die regressiven Tendenzen gingen geradezu in einen Verfall der Identifikation mit den sozialistischen Werten über ...“⁸⁴ Potenziert wurde diese Entwicklung noch durch einen tiefgreifenden Wandel der jugendlichen Lebensorientierungen, der – so Walter Friedrich – „eher als „Mentalitätsumbruch“ oder „Werteaufbruch“ in der DDR charakterisiert werden kann“⁸⁵. Das Streben der Jugendlichen nach Selbstgestaltung und sozialer Anerkennung nahm seit 1975 stark zu. Sprunghaft stieg das Erlebnisstreben, die Orientierung auf Mode, Luxus und Geselligkeit: alles Reaktionen auf Defizite des DDR-Alltags, aber auch Wunschprojektionen eines Gesellschaftsbildes, das sich ganz selbstverständlich der (medienvermittelten) Vorteile des Westen bediente. In dieser Generation tritt „die systemimmanente Denkweise ... zurück zugunsten einer moralischen und in gewissem Sinne auch ästhetischen Kritik“ am SED-Staat⁸⁶. Damit entthob sich diese Jugendgeneration lange selbst einer direkten politischen Wirksamkeit: „Sie forderten den Staat und seine Instanzen nicht heraus, sondern ignorierten ihn und traten den langen Marsch durch die Institutionen erst gar nicht an.“⁸⁷ Auf ihrer Agenda standen statt dessen das Streben nach individuellem Wohlstand, kultureller (Szenen-)Vielfalt und geistigem Freiraum, wo auch immer die schwächelnde DDR ihn nicht mehr verhindern konnte.

Die dominierende Generationsgestalt der End-DDR nenne ich daher *Distanzierte Generation*. Mit ihrer Dominanz vollzog sich ab 1975 in der Abfolge der Jugendgenerationen der DDR erstmals ein (folgeschwerer) Paradigmawechsel. Nicht mehr die systemfreundlichen Strömungen stellten die prägende Generationseinheit unter den Jugendlichen, sondern jene, die ihr kritisch-distanziert bis ablehnend gegenüberstanden. So machte (auch und gerade) die Jugend der DDR den Weg in die demokratische Revolution vom Herbst 1989 frei. Zwar mag es vom Durchschnittsalter der führenden Köpfe der Bürgerbewegung her Sinn machen, von 1989 als einer „Revolution der Vierzigjährigen“⁸⁸ zu sprechen. Der Kern der Leipziger Montagsdemonstranten lag mit 25 bis 55 Jahren ebenfalls jenseits des Jugendalters⁸⁹. Doch ändert sich das Bild schlagartig, wenn wir die

⁸³ Vgl. Walter Friedrich, Mentalitätswandlung der Jugend in der DDR, in: SAPuZ B 16–17 (13. April 1990) 25–37; im folgenden zitiert: Friedrich, Mentalitätswandlung.

⁸⁴ Förster, Politisches Bewußtsein 79.

⁸⁵ Friedrich, Mentalitätswandlung 34 f.

⁸⁶ Geulen, Politische Sozialisation 329.

⁸⁷ Wolle, Heile Welt 232.

⁸⁸ Wierling, Opposition und Generation.

⁸⁹ Lindner, Demokratische Revolution 114.

Massenflucht von DDR-Bürgern über Ungarn und die bundesrepublikanischen Botschaften in Prag, Warschau und Sofia in den Westen als weiteren entscheidenden Auslöser für den Kollaps des SED-Staates einbeziehen. Das Durchschnittsalter der 225 233 Flüchtlinge und Übersiedler, die vom 1. Januar bis 9. November 1989 aus der DDR in Bundesrepublik kamen, lag bei ca. 23,5 Jahren⁹⁰. Als sich diese erst nach dem Mauerbau geborenen „Kinder der geschlossenen Gesellschaft“⁹¹ entschlossen, der DDR den Rücken zu kehren, war es kaum mehr ein Abschied von „ihrem Land“, sondern einer von einem jeweils konkreten sozialen Umfeld, von Familie und Freundeskreis. Die „Generation ohne Alternative“⁹² schuf sich eine solche – durch ihren Ausbruch aus dem DDR-System bzw. ihre Emanzipation davon.

Parallel zu ihr existierte im gleichen Zeitraum aber weiterhin auch eine Generationseinheit, die sich konform zum Staat verhielt. Die Loyalität zur DDR und deren Institutionen hielt sich bei ihnen allerdings in Grenzen – zur gegenseitigen Vorteilsnahme. Kehrteten viele von ihnen z. B. „spätestens nach dem Erreichen ihres beruflichen Ziels der FDJ den Rücken“⁹³, ließ sie der Jugendverband – wegen des schönen Scheins – dennoch weitgehend in Ruhe. Die Kraft, Einfluß auf das Gros der Jugend zu nehmen, hatte die FDJ längst verloren. Auch der Versuch, sich mit bis dato in der DDR nicht zugelassenen Open-Air-Konzerten westlicher Rockstars wie Bob Dylan, Joe Cocker oder Bruce Springsteen einen Prestigegewinn bei der Jugend zu „erkaufen“, fruchtete nur noch wenig⁹⁴. Die Jugendlichen strömten zwar in Scharen zu den Konzerten, aber nicht mehr in die FDJ-Versammlungen.

Erstes Fazit und offene Felder

Das Projekt der politischen Vereinnahmung der Jugend für den Sozialismus war in der DDR lange vor dessen Ende gescheitert. Zu fragen bleibt, ob dies auch an den hier dargestellten Jugendgenerationen gelegen hat. Zwar konnten sie prägende Gestalt für ihre jeweilige Generation erreichen; politisch innovativ im Sinne des Systems wurde jedoch lediglich die *Aufbaugeneration* – soweit dies die „Ge-

⁹⁰ Lindner, Demokratische Revolution 46. 90% der Flüchtlinge des Sommers 1989 waren unter 40 Jahre alt, was dafür spricht, daß sich in der Endzeit der DDR auch nennenswerte Teile der Integrierten Generation aus ihrer Bindung an diesen Staat zu lösen begann und/oder vom Sog der Massenflucht erfaßt wurde.

⁹¹ Zwahr, Umbruch 443.

⁹² So nennt Bettina Völter in ihrem gleichnamigen Aufsatz die nach dem Mauerbau geborene Jugendgeneration, weil sie „die deutsche Teilung ... bei ihrer Geburt vorfanden bzw. sie als alternativlose gesellschaftliche Realität erlebten.“ In: Berliner Debatte INITIAL 7 (1996) 6, 109.

⁹³ Wollé, Heile Welt 114.

⁹⁴ Vgl. Michael Raubut, Musik kennt keine Grenzen. Politische Hintergründe internationaler Rockkonzerte in der DDR der Endachtziger, in: Helga Gotschlich (Hrsg.), „Links und links und Schritt gehalten ...“. Die FDJ: Konzepte – Abläufe – Grenzen (Berlin 1994) 304–310.

neration der Alten“ zuließ. Die *Integrierte Generation* dagegen konnte Innovationen im Sinne gesellschaftlicher Veränderungen weder für noch gegen das DDR-System dauerhaft ausprägen. Sie paralyisierte sich durch ihr Streben nach Übereinstimmung weitgehend selbst. Aber auch die *Distanzierte Generation* vermochte lange keine eigenständigen politischen Zeichen zu setzen. Erst als sie – zu nicht unerheblichen Teilen – ihre Existenz in diesem System auch physisch in Frage stellte, nahm sie unübersehbar Einfluß auf das Ende der DDR.

Zu lange war das politische Feld uneingeschränkt von jener Generation besetzt, die diesen Staat bereits gegründet hatte. Zweifelsohne ist Mühlberg zuzustimmen, dem zufolge „Generationen dann wirksame Verbände werden, wenn die kulturellen Konkurrenzen zwischen sozialen Bewegungen und Strömungen bedeutungsvoller, die Klassenkonkurrenzen dagegen schwächer werden“⁹⁵. Das hier vorgestellte Modell der politischen und sozialen Jugendgenerationen der DDR bedarf also unbedingt der Ergänzung um eine kulturelle Perspektive. Dies ist andernorts bereits ansatzweise geschehen⁹⁶. An dieser Stelle kann – aus Platzgründen – lediglich darauf verwiesen werden, daß im kulturellen Feld die Parallelen zur Entwicklung der Altersgleichen in der Bundesrepublik deutlich größer sind als im politischen Raum. Die kulturelle Identität Jugendlicher in der DDR war immer schon eine Mischidentität, von Elementen des Ostens ebenso geprägt wie von denen des Westens, und zwar mit wechselnden Dominanzen: ein Unikat mit vielen Anleihen! Sie bei weiteren Analysen der Jugendgenerationen stärker zu betonen, ist daher auch eine Forderung der Gegenwart!

Bleibt die nicht unerhebliche Frage, wie jene Jugendgeneration zu charakterisieren ist, die zwar noch in der DDR geboren wurde, deren Eintritt in das Jugendalter jedoch erst mit oder nach dem Ende der DDR erfolgte. Es entspricht der Logik des dargestellten Generationsmodells, daß die *nach 1975 Geborenen*, deren erste Kohorte genau 1989/90, an der Bruchstelle der Systeme, in die Jugend hineinwuchs, die Wendezeit als einen deutlichen Einschnitt in ihre Sozialisation erlebten. Allerdings hatten sie gegenüber allen anderen beteiligten Generationen den Vorteil, sich unbelasteter dem Wendeprozess stellen zu können. Zugleich befanden sie sich in einer Lebensphase, in der sie wie jeder Heranwachsende (zu allen Zeiten) verstärkt auf die Hilfestellung von Erziehungsautoritäten – Personen wie Institutionen – angewiesen waren. Doch: Ob Eltern oder Verwandte, Schulen, Jugendorganisationen oder Medien – sie alle fielen im Osten dafür weitgehend aus! Nicht nur, weil ihnen die Lebensumstände der Bundesrepublik ebenfalls fremd waren, sie also schon faktisch nicht in der Lage waren, den Heranwachsen-

⁹⁵ Mühlberg, 68 im Osten.

⁹⁶ Vgl. Bernd Lindner, Sozialisation und politische Kultur junger Ostdeutscher vor und nach der Wende – ein generationsspezifisches Analysemodell, in: Uta Schlegel, Peter Förster (Hrsg.), Ostdeutsche Jugendliche: Vom DDR- zum Bundesbürger (Opladen 1996) 31–34. Ein Überblick über wichtige Entwicklungslinien der DDR-Jugend in ausgewählten kulturellen und künstlerischen Feldern findet sich bei: Bernd Lindner, Dieter Wiedemann, Kultur und Medienforschung, in: Friedrich, Das Zentralinstitut 301–351.

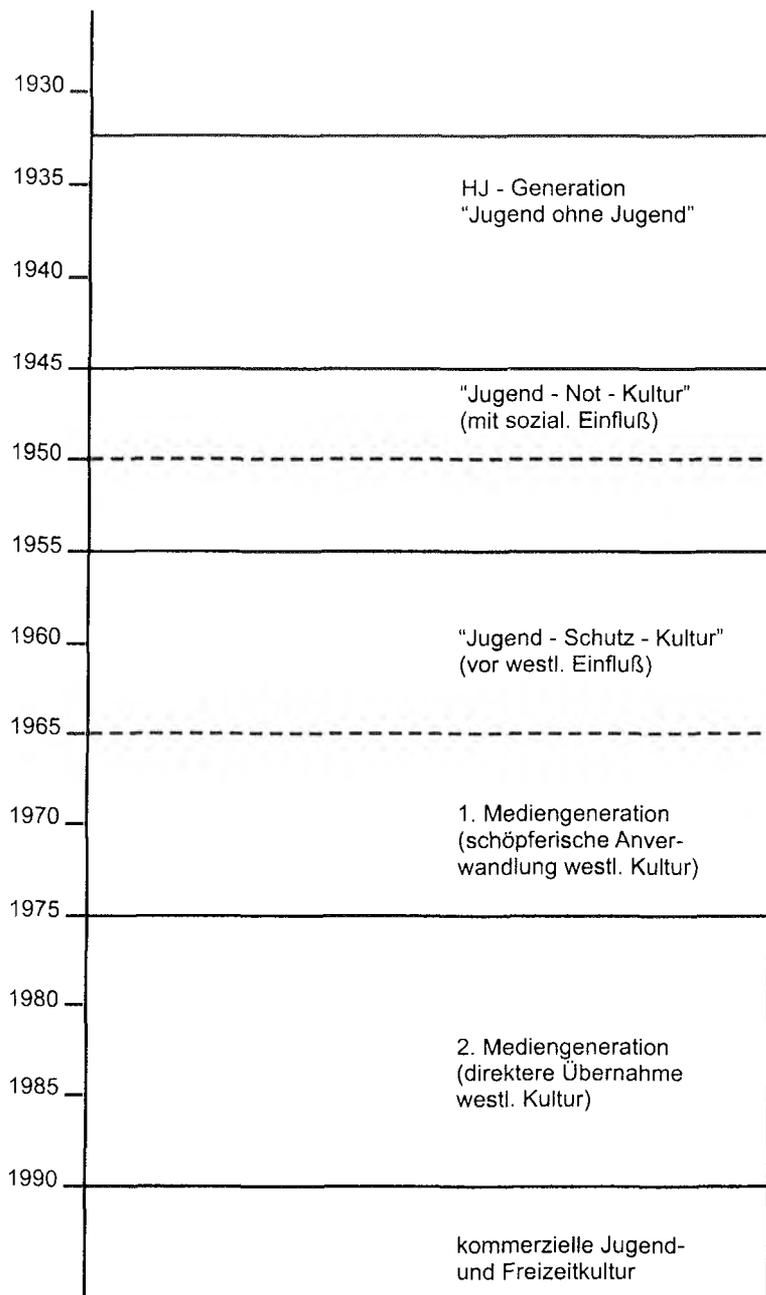


Abb. 3

den Ratschläge zu erteilen, sondern vor allem auch, weil ihre Glaubwürdigkeit in den Augen der Jugendlichen in hohem Maße diskreditiert war. Das galt zwar nicht in gleichem Maße für die Kirche⁹⁷, doch war und ist deren Wirkungsraum durch die hochgradige Säkularisierung des Ostens unter Jugendlichen erheblich eingeschränkt⁹⁸. Aber auch die eingeführten Institutionen und Organisationen der Jugendarbeit des Westens konnten hier nur bedingt als Äquivalent wirksam werden: Zu unbekannt waren ihre Strukturen, zu fremd ihre Genese und nicht zuletzt zu ungeschickt ihre Versuche, im Osten Fuß zu fassen.

Dementsprechend waren (und sind) die Heranwachsenden im Osten weitgehend auf sich selbst verwiesen. Wir haben es bei ihnen mit einer in hohem Maße *Unberatenen Generation* zu tun⁹⁹. Die Folgen dieses Sachverhaltes für diese Jugendgeneration, die heute noch anhalten, sind bereits allenthalben zu spüren: Distanzierung und soziale Entwurzelung, Zuwachs an Aggressivität und Gewalt sowie politisches Desinteresse auf der einen und politische Polarisierung an rechten und linken Rändern auf der anderen Seite. Erschwerend kommt hinzu, daß es sich bei ihnen weitgehend um *die Kinder der Integrierten Generation* handelt, jener Jugendgeneration der DDR also, die es nach der „Wende“ mit Abstand am schwersten hatte, in der bundesrepublikanischen Gegenwart anzukommen. Mit den „guten Zeiten“ der DDR-Entwicklung besonders eng verbunden, kompensiert diese Generation ihre sozialen und mentalen Probleme mit der Gegenwart verstärkt durch (n)ostalgische Rückbezüge, die um so stärker auch auf ihre Kinder

⁹⁷ Sie hatte durch ihre Schlüsselfunktion im Herbst 1989 sogar einen erheblichen Imagegewinn in der Bevölkerung zu verzeichnen, den sie aber nicht dauerhaft für sich nutzen konnte. Vgl. *Matthias Hartmann*, Kirchen, in: *Werner Weidenfeld, Karl-Rudolf Korte* (Hrsg.), *Handbuch zur deutschen Einheit* (Bonn 1996) 419–428.

⁹⁸ Vgl. *Walter Friedrich*, Weltanschauliche Positionen der Jugend, in: *ders.*, *Das Zentralinstitut* 184–205.

⁹⁹ Ihre Charakterisierung in den Medien als „Verwahrloste Generation“ („die ihre Prägung in einer gesellschaftlichen Zwischenzeit erfahren“ hat, als „alle bekannten Werte der DDR weggebrochen“ und die neuen „noch fremd“ waren, in: Freitag 19 [1998]), als „Generation Null“ („zu alt, um ihre Vergangenheit zu vergessen, und zu jung, um in ihr zu verharren“, in: Tagesspiegel v. 22. 10. 1998) oder Generation „auf dem Seil“ (die zwischen Mitleid mit ihren Eltern und den eigenen, brüchigen Zukunftshoffnungen schwankt, in: Die Zeit 38 [1999]) spricht ebenso dafür wie umfangreiche soziologische Befunde aus dem ersten Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung. Vgl. dazu u.a.: *Imbke Behnken, Bernd Lindner, Jürgen Zinnecker* u. a., Schüler-Studie⁹⁰. Jugendliche im Prozeß der Vereinigung (Weinheim, München 1990); *Peter Förster, Walter Friedrich, Wilfried Schubarth*, Jugend Ost. Zwischen Hoffnung und Gewalt (Opladen 1993); *Walter Bien, Ute Karig* u. a., Cool bleiben – erwachsen werden im Osten (Weinheim, München 1994); *Hans-Jürgen von Wensierski*, Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im Umbruch (Opladen 1993); *Rainer Silbereisen, Laszlo A. Vaskovics, Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996 (Opladen 1993); *Walter Friedrich, Peter Förster*, Jugend im Osten. Politische Mentalität im Wandel (Leipzig 1996); *Schlegel, Förster*, Vom DDR- zum Bundesbürger, insbesondere 21–388; *Peter Förster*, Die 25jährigen auf dem langen Weg in das vereinte Deutschland, in: APuZ B 43–44 (1999) 22. Oktober, 20–31 sowie die Shell-Jugendstudien 1992, 1997 und 2000 (alle Opladen).

und Enkel (ein)wirken, als diese selbst Probleme mit ihrer Verortung in der Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts haben⁹⁷. Die Geschichte der Jugendgenerationen der DDR setzt sich also bis in die unmittelbare Gegenwart fort, obwohl der Staat, der sie hervor- und den sie mit zu Fall gebracht haben, schon über ein Jahrzehnt nicht mehr existiert. Die Ursachen dafür und Reaktionsmuster darauf zu erhellen, ist eine Möglichkeit des hier vorgestellten Generationenmodells und zugleich eine Leistung, die es noch zu erbringen hat.

⁹⁷ Vgl. *Bernd Lindner*, Die Generation der Unberatenen, in: *Berliner Debatte Initial* 14 (2003) 2, 32 f.



Dorothee Wierling

Wie (er)findet man eine Generation? Das Beispiel des Geburtsjahrgangs 1949 in der DDR

Anfang der 90er Jahre begann ich, mich für die Erfahrungen meiner eigenen Altersgruppe in Ostdeutschland zu interessieren. Daraus ist eine Studie über den Geburtsjahrgang 1949 entstanden und eine These über die erste Nachkriegsgeneration in der DDR¹. Der folgende Text versucht in knapper Form, diesen Forschungsprozeß zu skizzieren.

Der Begriff der *Generation* ist 1928 in bis heute anregender Weise von Karl Mannheim problematisiert worden². Folgt man Mannheim³, so muß zwischen Geburtskohorten, also den eher technisch und meist an metrischen Zeitrhythmen orientierten Altersgruppen einerseits, und Generationen andererseits unterschieden werden. Anders als Kohorten, die lediglich quantitative Größen sind, konstituieren sich Generationen qualitativ durch ihren besonderen Ort in der Geschichte und eine besondere Erlebnisschichtung. Eine Altersgruppe als Generation zu identifizieren, erfordert, sie als solche zu begründen.

In einem Sammelband zu Generationen und Generationskonflikten in Deutschland hat der britische Herausgeber beides zu auffälligen Phänomenen gerade der deutschen Geschichte erklärt⁴. Zum Teil leitet er dies ab aus den extremen und häufigen politischen und systemischen Brüchen vor allem der deutschen Zeitgeschichte. Aus seiner Einleitung in das Problem, aber auch aus anderen Darstellungen zu Generationen in Deutschland wird dabei deutlich, daß Generationen häufig nicht so sehr über eine bestimmte Erlebnisaufschichtung im Mannheim'schen Sinne, sondern über ein zentrales, dramatisches Ereignis oder einschneidende Erfahrungen in der *Jugendphase* in die Geschichte eingehen: die sog. Generation von 1914, die Flakhelfergeneration, die 68er-Generation. Jugend und Adoleszenz gelten insofern als die eigentliche Phase der Generationswerdung, als hier erstmals „die Welt“ betreten, kritisch erfahren und angeeignet wird – in der

¹ Dorothee Wierling, Geboren im Jahr Eins. Der Geburtsjahrgang 1949 in der DDR (Berlin 2002).

² Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: *ders.*, Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk, hrsg. von Kurt H. Wolff (Neuwied, Berlin 1970) 508–565.

³ S. dazu den Beitrag von J. Zinnecker im vorliegenden Band!

⁴ Mark Roseman (Hrsg.), Generations in Conflict. Youth Revolt and Generation Formation in Germany 1770–1968 (Cambridge 1995).

Regel in Absetzung von bzw. im Konflikt mit der wichtigsten Referenzgeneration, derjenigen der Eltern und Erzieher.

Ein solcher Bezug auf Mannheim verweist nicht nur auf die Fruchtbarkeit seines Ansatzes für die historische Erforschung von Generationalität, sondern auch auf die engen Grenzen seines Konzepts; denn in der Tat geht es Mannheim vor allem um Jugend als prägende Phase, wenn er von Erlebnisaufschichtung spricht, und im engeren Sinne um männliche Jugend, insbesondere um diejenige der bürgerlichen, vor allem bildungsbürgerlichen Schichten. Hier suchte er nach den Generationseinheiten, die nicht nur als besondere gesellschaftlich geprägt waren, sondern auch ihrerseits in der Lage sein würden, prägend auf Gesellschaft, d.h. auf Geschichte zu wirken.

Es fehlt nicht an Versuchen, die deutsche Zeitgeschichte als Abfolge bestimmter Generationen in diesem oben skizzierten Sinne zu beschreiben⁵. In jeder dieser Bestimmungen von „Generationsgestalten“ und Generationsabfolgen aber handelt es sich um eine Generationsstiftung, entweder von innen, aus der entsprechenden Altersgruppe selbst, wie im Fall der sog. '68er – oder von außen, d.h. durch Soziologen oder Historiker. Generationen ergeben sich nicht einfach aus der Geschichte, sondern bilden auch ein historisches Konstrukt. Allerdings lassen sie sich kaum willkürlich konstruieren, bzw. können als solche zwar einen kurzlebigen Diskurs prägen, aber nicht wirklich in die Geschichte eingehen⁶.

Im Zentrum des Interesses an Generationen (in) der DDR standen einerseits die jüngsten Erwachsenen, diejenigen also, die das Scheitern des Systems herbeigeführt und die DDR aufgegeben hatten. Sie galten zugleich als diejenigen, die sich am ehesten in die gesamtdeutsche Nation integrieren wollten und konnten⁷. Das historische Interesse an der DDR selbst konzentrierte sich dagegen auf die sog. Aufbaugeneration, d.h. einerseits diejenigen, die aus der Weimarer Republik stammten und als antifaschistische Widerstandskämpfer bzw. im Exil den Nationalsozialismus überlebt hatten. Sie hatten jene kleine Elite gebildet, die bis zuletzt die eigentlichen Führungspositionen in der DDR innehatte⁸. Andererseits umfaßt der Begriff der Aufbaugeneration auch jene, die, in den 20er Jahren geboren, das

⁵ Einflußreich wurden zwei solcher Versuche, die bei allen Unterschieden im Ansatz doch auf eine deutsche Generationengeschichte des 20. Jahrhunderts abzielen. *Walter Jaide*, *Generationen eines Jahrhunderts* (Opladen 1988); und *Helmut Fend*, *Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert* (Frankfurt a. M. 1988).

⁶ Als Beispiel für eine solche, kurzfristige und modische Prägung vgl. *Florian Illies*, *Generation Golf* (Berlin 2000); oder in den USA die Erfindung der sog. Generation X. Nicht verwunderlich ist es, daß solche Generationsstiftungen häufig an bestimmte Konsummuster bzw. Konsumgüter gebunden werden.

⁷ *Werner Hennig*, *Walter Friedrich* (Hrsg.), *Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende* (Weinheim 1991); *Walter Friedrich*, *Hartmut Griese* (Hrsg.), *Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in der DDR in den achtziger Jahren* (Opladen 1991).

⁸ *Catherine Epstein*, *The Production of „Official Memory“ in East Germany: Old Communists and the Dilemma of Memoir Writing*, in: *Central European History* 32 H. 2 (1999) 181–201.

Kriegsende als Jugendliche oder junge Erwachsene erlebten und in den Aufbau eines sich antifaschistisch-demokratisch nennenden Gemeinwesens einbezogen werden konnten – die sog. HJ-Generation⁹. Sie bildeten am Ende der DDR die Mehrheit der ZK-Mitglieder; potentielle Nachfolger Honeckers gehörten dieser Generation ebenso an wie die kulturelle Elite der DDR. Als Altersgruppe stellten sie die Masse des lokalen und betrieblichen Führungspersonals seit den 60er Jahren. Zur biographischen Konstruktion dieser Aufsteigergeneration gehörten der Zusammenbruch des Nationalsozialismus und der Aufbau des Sozialismus als Bekehrung, Reinigung und Wiedergutmachung¹⁰.

Neben der Identifikation solcher für die DDR paradigmatischen Generationen hat es auch andere Versuche gegeben, die Geschichte der DDR im Lichte unterschiedlicher Generationslagen zu verstehen bzw. die Bedeutung der DDR-Erfahrung für verschiedene Generationen genauer zu bestimmen. Hierzu gehören Versuche, Generation und DDR-Bindung aufeinander zu beziehen¹¹. Hartmut Zwahr kommt im Rahmen eines Geburtskohortensystems, das sich auch hier in Dekaden unterteilt, zwar zu einer qualitativen Bestimmung von Generationen, führt dies aber eigentlich nur für zwei solcher Gruppen aus: die Geburtsjahrgänge der 20er Jahre, also die HJ- bzw. FDJ-Aufbaugeneration; und die Geburtsjahrgänge der 30er Jahre, also die letzte Friedensgeneration. Über die Kinder des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit sagt er fast gar nichts, und die Geburtsjahrgänge 1950 bis 1988 (!) faßt er pauschal unter dem Begriff: „eigentliche Kinder der Republik“¹² zusammen. In diesem Kontext den Mauerbau und den August 1968 als zentrale Marksteine der politischen Erfahrung zu benennen reicht offensichtlich nicht aus, um die Prägungen dieser Jahrgänge auch nur anzudeuten.

Durch eine differenziertere Perspektive könnte der DDR ein Stück Geschichtlichkeit zurückgegeben werden – und zwar sowohl im Hinblick auf die innere Differenzierung ihrer eigenen Geschichte als auch im Hinblick auf ihre Integration in die deutsche Zeitgeschichte. Dafür scheint ein Ansatz, der nach der Erfahrung ver-

⁹ *Dorothee Wierling*, The Hitler Youth Generation in the GDR. Insecurities, ambitions, and dilemmas, in: *Konrad Jarusch* (ed.), *Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR* (New York, Oxford 1999) 307–324.

¹⁰ Siehe die entsprechenden Porträts in *Lutz Niethammer*, *Alexander von Plato*, *Dorothee Wierling*, Die volkseigene Erfahrung. Zur Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR (Berlin 1991). Systematischer zur sog. HJ-Generation in der DDR *Alexander von Plato*, The Hitler Youth Generation and its Role in the Two Postwar German States, in: *Mark Roseman*, *Generations in Conflict* 210–226. *Dorothee Wierling*, The Hitler Youth Generation (wie Anm. 9).

¹¹ Vgl. vor allem den Text von Bernd Lindner in diesem Band. *Kerstin Harnisch*, Lebenswege und Lebenschancen. Biographien aus drei Generationen der DDR-Gesellschaft, in: *Gerd Meyer* (Hrsg.), *Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland* (Jena 1992) 102 – 127; *Dietrich Mühlberg*, Die '68er und wir, oder: Wer waren die '68er im Osten, Vortrag Humboldt-Universität 9. Juni 1998, unveröffentlichtes Manuskript; *Hartmut Zwahr*, Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch: Die DDR auf dem Höhepunkt der Staatskrise 1989. Mit Exkursen zu Ausreise und Flucht sowie einer ostdeutschen Generationenübersicht, in: *Sozialgeschichte der DDR* 426–465, bes. 447 ff.

¹² Ebd. 451.

schiedener Altersgruppen im Vergleich fragt, produktiv zu sein. Die bisher umfassendste Studie zum Kohortenvergleich in der DDR liegt aus dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung vor¹³. In ihr werden vier verschiedene Geburtskohorten, die Geburtsjahrgänge 1929/31, 1939/41, 1951/53 und 1959/61 miteinander verglichen, und zwar im Hinblick auf ihre „Lebensverläufe“, d. h. vor allem Ausbildung, Berufsverläufe und Familiengründung. Die Autor/innen sind in der Lage, die durchaus unterschiedlichen, kohortenspezifischen Grade und Weisen der Prägung durch institutionelle und strukturelle Rahmenbedingungen in der DDR aufzuzeigen. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen von Reglementierung versus Handlungsspielräumen sowie Probleme sozialer Ungleichheit. So interessant die Ergebnisse im Einzelnen sind, so begrenzt sind sie aber auch im Hinblick auf die Subjektivität und Erfahrungsaufschichtung der historischen Subjekte. Dies ist einerseits einer bewußten Entscheidung der Autoren im Hinblick auf Methoden und Fragestellungen geschuldet, was hier nicht weiter kritisiert werden soll, andererseits aber auch dem fehlenden Versuch, so etwas wie ein Generationenprofil herzustellen – durch systematische Verknüpfung der verschiedenen Untersuchungsaspekte¹⁴.

Mit meiner Entscheidung, den Geburtsjahrgang 1949 zum Ausgangspunkt meiner Geschichte zu nehmen, sollte im Vorab keine Generation im emphatischen Sinne gestiftet werden. Vielmehr sollte die *Frage* nach einer solchen Nachkriegsgeneration einen neuen Zugang zur Geschichte der DDR eröffnen. Ob es diese Generation wirklich gegeben hat und worin ihre „Gestalt“ besteht, konnte also erst am Ende des Projekts beantwortet werden.

Die Angehörigen des Jahrgangs 1949 in der DDR als Vertreter einer möglichen Generation zu untersuchen, hieß fragen: Worin bestand deren Reichweite und gemeinsame Lage, worin ihre Erlebnisaufschichtung? Welcher mögliche Generationenzusammenhang entstand hieraus, und wer war davon erfaßt? Welches waren formende Ereignisse und Erlebnisse, und in welcher biographischen Phase traten sie auf? Welches war die Referenzgeneration der '49er, und in welches Verhältnis setzten die Nachkriegsgeborenen sich zu dieser Elterngeneration? Gab es zentrale, besonders prägende Erfahrungen oder Einschnitte, also solche, die der Generation ihren Namen geben könnten? Entstanden in diesem Rahmen Generationseinheiten, und welche Antwort gaben sie auf die Herausforderungen der historisch-gesellschaftlichen Umwelt? Die wichtigste Frage aber ist: Gab es in der DDR überhaupt eine Nachkriegsgeneration im qualitativen Sinn? Inwieweit lagen Elemente von – innerer oder äußerer – Stiftung vor und wie erfolgreich (historisch mächtig) waren diese Konstruktionen?

Der Impuls dieser Arbeit war also nicht die Suche nach einer Generation, und das Ergebnis der Arbeit besteht auch nicht in ihrer Stiftung. Vielmehr ergaben sich

¹³ Johannes Huinink, Karl-Ulrich Mayer u. a. (Hrsg.), Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach (Berlin 1995).

¹⁴ Ebd. bes. Heike Solga, Die Etablierung einer Klassengesellschaft in der DDR: Anspruch und Wirklichkeit des Postulats sozialer Gleichheit 45–88; und Johannes Huinink, Karl-Ulrich Mayer, Heike Trappe, Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe, in: Huinink u. a., Kollektiv und Eigensinn 89–143.

im Laufe des Forschungsprozesses Erfahrungs- und Deutungsmuster des untersuchten Jahrgangs, die auf die Möglichkeit einer Generation verweisen, und ich möchte im folgenden diese Muster einerseits darstellen, andererseits Vorschläge dafür machen, in welchem Sinne und mit welcher Reichweite hier von einer Generation gesprochen werden kann.

Die Wahl des Jahrgangs 1949 als Untersuchungsgegenstand erklärt sich aus vier Zusammenhängen: Zum einen suchte ich nach einer Altersgruppe, die keinerlei gesellschaftliche und politische Erfahrungen vor und außerhalb der DDR-Kontextes gemacht hatte. Damit sollte ein Vergleich möglich werden zu den Erfahrungen jener zwischen 1900 und 1930 geborenen Aufbaugeneration der DDR, die wir 1987 in der DDR lebensgeschichtlich interviewt hatten. Um die biographischen Erfahrungen des Nachkriegs sinnvoll aufeinander beziehen zu können, war es notwendig, sich dabei auf einen einzigen Jahrgang zu konzentrieren, weil etwa die Bedeutung des Mauerbaus sich für ein Kind von sechs Jahren sicher anders darstellte als für einen Jugendlichen von sechzehn Jahren. 1949 bot sich dabei als Stichjahr an, weil es Versuche der politischen Führung gab, die 1949er zum symbolischen Jahrgang zu machen, zur Personifizierung der DDR selbst und zur vorläufigen Krönung ihrer Erziehungsanstrengungen. 1989 war der Jahrgang 1949 vierzig Jahre alt, also in der Lebensmitte, von der aus sich die Wende als besonders problematisch bzw. ambivalent herausstellen mochte – und schließlich würde es sich beim Jahrgang 1949 fast um mir Gleichaltrige handeln, ein Zusammenhang, von dem ich mir besondere Erkenntnisimpulse versprach.

Das mir zur Verfügung stehende Quellen-Material umfaßte einmal Archivbestände derjenigen Institutionen, die mit der Versorgung, Verplanung, Erziehung, Beobachtung, Kontrolle und Sanktionierung des Jahrgangs befaßt waren – von den zuständigen Ministerien über die verschiedenen Organisationen bis zur SED als Zentrale der Herrschaft. In diesem Material wird besonders deutlich, wie sich die Führung die Entwicklung und Haltung der 1949er vorstellte und mit welchen Mitteln sie diese zu verwirklichen suchte – allerdings sprechen diese Quellen auch von den Hindernissen und Widerständen und schließlich von der Enttäuschung über das Ausbleiben der entworfenen Figur des Neuen Menschen der Nachkriegszeit. Zum anderen handelt es sich um lebensgeschichtliche Interviews mit 22 Angehörigen des Jahrgangs, die sich über diese einzige Gemeinsamkeit hinaus so weit wie möglich unterschieden und die mir in Gesprächen von durchschnittlich sechs Stunden Mitte der 90er Jahre ihr Leben erzählten. Aus diesen Texten gehen vor allem die Deutungen und Selbstdeutungen hervor, die im nachhinein, also nach dem Ende der DDR, den Blick auf die erlebte Vergangenheit bestimmen.

Am Ende meiner Arbeit, die dem Jahrgang 1949 bis in die Gegenwart folgte, zeigten sich wichtige Gemeinsamkeiten in den Bedingungen des Aufwachsens, im Aufbau von Erfahrungsschichten, also Gemeinsamkeiten des Erlebens, der Deutung und des Erzählens, allgemeiner: der Subjektivität. Diese Gemeinsamkeiten sollen im folgenden zusammenfassend dargestellt werden. Sie verweisen auf den Kern dessen, was man die Kollektivbiographie der 1949er bezeichnen könnte, oder, in den Formulierungen Mannheims, auf die Generationslage und den Gene-

rationszusammenhang. Danach muß freilich auch nach den Unterschieden gefragt werden und nach den Faktoren, die solche Unterschiede vor allem herstellen.

Als Ausgangspunkt der Biographien kann ich eine Geburtskonstellation beschreiben, die von der Präsenz der *Vergangenheit* bestimmt ist: in materieller sowohl als in mentaler Hinsicht. Die 1949 Geborenen waren virtuelle Kriegskinder, die in einer Gesellschaft aufwuchsen, in der vieles sie täglich an jenen Krieg erinnerte, den sie zwar selbst nicht mehr erlebt hatten, von dem aber alle und alles noch geprägt waren. Die Eltern waren noch geschlagen und geschwächt. Bindung an die Eltern hieß Bindung an die Vergangenheit – und Aufmerksamkeit für die Geschichten, die über diese Vergangenheit erzählt werden. In ihnen sind die Eltern Opfer, und ihr Opferstatus verbindet sich in zweifacher Hinsicht mit der offiziellen Politik: In der antifaschistischen Erzählung lassen sich die Eltern als Opfer unterbringen, auch wenn sie keine Opfer gebracht haben; und sie bleiben auch in der neuen Zeit, in der das Kind aufwächst, die Angestregten, die Überarbeiteten, die Abhängigen und Unterdrückten, selbst da, wo sie scheinbar an der Macht teilhaben. Vor allem dem Staat waren die Mittel in die Hand gegeben, das Versprechen einer besseren *Zukunft* einzuhalten. Diese Zukunft war ein Geschenk an die Kinder, und zugleich sollten sie sich selbst zu einem Geschenk für das Ganze entfalten – eine Last, die aber auch stolz machte. Im Bildungsprogramm der frühen DDR wurden solche Zukunftsentwürfe scheinbar eingelöst oder doch in den Bereich des Möglichen gerückt.

In den 60er Jahren schien sich dieses wechselseitige Vertrauensverhältnis zunächst weiter zu entfalten. Während die Kinder den Mauerbau noch nicht als eine persönliche Einschränkung empfanden, sondern eher von der Kriegsangst der Eltern und deren Zorn über den Einschuß geprägt waren, begann die SED wenig später eine groß angelegte Modernisierungsoffensive, die sich schwerpunktmäßig auf die 14–18jährigen, also einerseits die nach dem Krieg Geborenen, andererseits an die Altersgruppe, vor allem deren männlichen Teil richtete, die von jeher die Aufmerksamkeit autoritärer Regierungen auf sich zog. Was sich schon in informellen Kindergruppen angedeutet hatte, nahm nun bedrohlichere Formen an: die Lust an autonomer Vergemeinschaftung und an öffentlicher Selbstdarstellung, überhaupt die provokative Besetzung der Straße als öffentlichen Raum, was eine bewußte Regelverletzung darstellte. Dazu gehörten der offensive Konsum westlicher Musik und die Zurschaustellung westlicher Kleidungs- und Frisurenstile. Die aggressive Politisierung dieses Verhaltens von oben und das gefährliche, aber lustvolle Spiel mit der politischen Drohung von unten bestimmten die wechselseitige Wahrnehmung im Alltag auch über die unmittelbar an solchen Konflikten Beteiligten hinaus. In der kurzen Phase aufgeklärterer Jugendpolitik zwischen 1963 und 1965 hatte man die Autonomiewünsche der Jugend einerseits als natürliche biographische Phase anerkannt, andererseits aber für den sozialistischen Aufbau und die gesellschaftliche Fortschrittsdynamik nutzbar machen wollen. Aber es war unmöglich, jugendliche Kräfte zugleich freizusetzen und zu disziplinieren oder den Freiheitsraum der Jugendlichen wirksam einzuschränken. Im Freizeitbereich geriet die politische Führung am deutlichsten an ihre Grenzen. Zugleich

aber erfuhr die untersuchte Kohorte hier ihre Brechung, ihre Zubereitung als kontrollierte, disziplinierte, gedemütigte und ins Private abgedrängte Jugend. Im Bereich der Bildung, Ausbildung und der Berufslenkung dagegen ging der Fortschrittsdiskurs weiter. Hier wurden die Versprechen, die den Kindern gemacht worden waren, scheinbar eingelöst. Noch gab es kaum Beschränkungen bei der Zulassung zur Erweiterten Oberschule, noch standen den Jugendlichen zwar nicht alle, aber doch viele Wege offen in Berufe, die sich mit den scheinbar unendlichen technischen Möglichkeiten als zukunftsweisend anboten. Anders als in den 50er Jahren, wo diese Zukunft sich noch mühselig „aus Ruinen“ herausquälen mußte, waren die 60er Jahre, als der Jahrgang 1949 seine Jugendphase durchlief, fast ganz „der Zukunft zugewandt“. In einer Art geheimer Verabredung einigten sich gegen Ende der 60er Jahre Jugend und Staat darauf, diese Zukunft vorwiegend im Sinne technischer, materieller und sozialer „Errungenschaften“ zu erhoffen bzw. zu versprechen. Von der Einhaltung solcher ökonomistischer und technokratischer Zukunftsversprechen würde die Anpassungsbereitschaft der späteren Erwachsenen abhängen.

Während die 70er Jahre zunächst von der persönlichen Etablierung und damit von Aufbruch und Zukunft bestimmt waren: Prüfungen wurden bestanden, Ehen geschlossen, Kinder gezeugt, erste Stellen angetreten, erste Wohnungen bezogen – stellten sich in der Sphäre der Arbeit zugleich die ersten Enttäuschungen ein: Das Leben, in das man so hoffnungsfroh eingetreten war, hatte wenig zu tun mit den gemachten Versprechungen. Wo die Arbeit als Tätigkeit enttäuschte, wurden die Arbeitsbeziehungen zum Ersatz. Nicht in der Produktivität oder Rationalität der Arbeit, sondern in der Kollegialität und Solidarität der Arbeitsgruppe wurden Sinn und Befriedigung gesucht und nicht selten gefunden. Die höher Qualifizierten dagegen hatten mehr erwartet: Sie sollten und wollten ja nicht nur arbeiten, sondern leiten. Die Leitungsebene war weitgehend verschlossen, weil der Ausbildung kaum qualifizierte, besetzbare Stellen entsprachen, denn diese waren meist von Angehörigen der aufgestiegenen HJ-Generation besetzt – die Leitungstätigkeit selbst stieß auf dieselben Unzulänglichkeiten der sozialistischen Arbeitswelt, mit denen sich auch die Arbeiter herumzuschlagen hatten. Es ist diese Diskrepanz zwischen in den 60er Jahren aufgebauten Erwartungen einerseits und realen Möglichkeiten der 70er Jahre andererseits, die den Jahrgang 1949 und die benachbarten Jahrgänge stärker trafen als die Älteren und die Jüngeren. Aus dieser Enttäuschung erwuchs eine Haltung der Indifferenz, mit der Zukunft vorwiegend privatisiert, d. h. auf den Bereich der Familie und die persönlichen Lebensumstände bezogen wurde. Für einige wird und bleibt die SED jedoch eine Instanz, der sie sich dankbar oder gehorsam zur Verfügung stellen, mit deren Hilfe sie an jenen Sinn-erwartungen festhalten, die ihnen in der Kindheit mitgegeben worden sind. Andere wagen den Ausstieg, bevor das Leiden an der Enttäuschung zu groß wird. Es sind diejenigen, die, mehr noch als die SED-Genossen, das Projekt nicht aufgeben, sondern in die Hand nehmen wollen. Ihr unbewußter Bezugspunkt ist das Jugendkommunique von 1963: Hausherren wollen sie sein. Ansonsten bleiben noch Träume, von denen die meisten in den Westen führen.

In der Bilanz wird das Leben von den meisten dennoch als sinnvoll reflektiert, anders als in den veröffentlichten Schlagworten von den Leben, die „umsonst“ gelebt worden seien. Der biographische Sinn stellt sich als übergreifendes Muster des Jahrgangs 1949 vor allem in Form des irgendwie doch geglückten Lebens her: wie man versucht hat, die Chancen zu nutzen, die die DDR einem bot, und dennoch man selbst zu bleiben, d. h. die Zumutungen der Politik zu vermeiden, oder aber sich mit ihnen zu identifizieren; wie man es trotz aller materiellen Beschränkungen dennoch zu einem guten Leben gebracht hat; wie es gelungen ist, privates Glück zu finden, oder doch hätte gelingen sollen; wie man den Auftrag, unter dem man aufwuchs, also doch irgendwie erfüllt hat, wenn auch nicht im pathetischen Sinn, in dem er vom Staat aufgegeben wurde; wie man schließlich im Leben vor 1989 genug Potential geschaffen hat, um einen bescheidenen neuen Anfang zu wagen. Solcher Lebenssinn wurde formuliert als Gegenrede zum Scheitern eines Systems, das zum Anlaß wurde für das Erzählen der eigenen Geschichte. Es ist also eine Weise der Selbst-Behauptung gegen die Identifikation mit diesem Scheitern.

Hinter solchen allgemeinen biographischen Behauptungsversuchen angesichts des Zusammenbruchs der DDR zeichnen sich Erfahrungen ab, die über den Geburtsjahrgang 1949 hinaus für eine größere Altersgruppe Geltung haben, so daß ich am Ende meiner Arbeit von einer ersten Nachkriegsgeneration der DDR sprechen kann. Aber in welchem Sinne trifft „Generation“ zu, und welche Jahrgänge umfaßt sie? Entscheidend ist das Ende des Krieges. Dieses erlaubt erst die Hoffnung und Zuversicht, die in die neue Generation, die wirklich Nachgeborenen, investiert werden. Das Kriegsende ist die eigentliche, notwendige Basis dessen, was ich den Glücksauftrag an die nachgeborene Generation nennen möchte. Wichtig ist aber auch die Nähe zum Krieg, seine Präsenz in der Gesellschaft, in der das Kind aufwächst, bestimmt durch die materiell sichtbaren Folgen des Krieges und diejenigen, die sich in die Körper und die Psyche der Erwachsenen eingeschrieben haben und aus ihnen abgelesen werden können. Aus dieser These ergibt sich eine Begrenzung nach hinten bis zu denjenigen, die in der Mitte der 50er Jahre geboren wurden.

Zweites Kriterium ist das Erlebnis der Pubertät in den 60er Jahren. Es sind die besonderen Bedingungen, unter denen die kindlichen Autoritätsbindungen gelöst werden wollen und jugendliche Autonomiebestrebungen in den Vordergrund treten. Damit verbunden sind in der Regel – d. h. im Idealverlauf der Adoleszenz in der Moderne – eine Ablösung vom Elternhaus und der aktive Eintritt in die weitere Gesellschaft. Anders als die 50er Jahre, in denen die Repression stark, aber nicht umfassend war und in der der Westen noch eine reale Alternative darstellte, und anders als die 70er Jahre, in denen eine pragmatischere Jugend- und Kulturpolitik mehr Freiräume ließ, stellen die 60er Jahre im engeren Sinne die Phase der Erziehungsdiktatur der DDR dar; erst jetzt gelang es der Führung, ihre Institutionen flächendeckend auszubreiten, erst jetzt gelang die vollständige Ablösung der älteren durch die repolitisierte HJ-Generation in den Erziehungsinstitutionen. Zugleich blieb ein hoher Erziehungsanspruch bestehen, der nach seinem offensichtlichen Scheitern Mitte der 60er Jahre zunächst in Mißtrauen und Feindselig-

keit gegenüber der Jugend umschlug. Die Jahrgänge 1945 bis 1955 waren in ähnlicher Weise von dieser Politik betroffen. Sie waren auch diejenige Altersgruppe, die am ehesten in einen Generationenkonflikt verwickelt war, der weniger familiär als öffentlich ausgetragen wurde: gegenüber jenen Erwachsenen, die ihren Status durch die Nachgeborenen bedroht sahen, vor allem aber gegenüber den öffentlichen Autoritäten, die zwar weitgehend der Generation der Eltern angehörten, aber gegenüber den Jugendlichen den autoritären Staat verkörperten bzw. in der latent unangepaßten Jugend eine Gefahr auch für ihre Macht witterten.

Schließlich sind es diese Jahrgänge, die in besonderer Weise von der Diskrepanz zwischen Zukunftsversprechen und Zukunftsblockaden betroffen sind. Aufgewachsen in der Selbstverständlichkeit unbegrenzter Entwicklungsmöglichkeiten, erwarteten sie Optionen, mit denen die Älteren noch nicht, die Jüngeren nicht mehr rechneten. Die Blockaden der 70er Jahre sind aber nicht einfach Ergebnis der Schließung der Aufstiegskanäle, sondern ebenso der Selbstverschließung gegenüber dem Aufstieg. In der gelassenen Erwartung einer sicheren Zukunft galt den Kindern der Aufstieg in Nachfolge der Eltern zwar als ein Projekt, um das zu kämpfen sich lohnte. Sie waren aber, nicht zuletzt geschult am Beispiel ihrer Eltern, aufmerksamer für die damit verbundenen Kosten.

Dennoch wäre es falsch, die Jahrgänge 1945 bis 1955 als die erste entpolitisierte, nur am pragmatischen Konsens orientierte Generation zu bezeichnen. Vielmehr geht die Bindung an den pathetischen Anfang der DDR nie ganz verloren und wird durch deren dramatisches Ende noch einmal belebt. Dazu gehört, daß es sich bei der ersten Nachkriegsgeneration zugleich um die letzte DDR-Generation handelt, die vom Antifaschismus noch beeindruckt und innerlich berührt scheint. In ihrer Kindheit wird diese Gründungsgeschichte erst in ihre später geronnene Form gebracht. In ihrer Jugend werden sie noch, anders als die Jüngeren, brutal mit den Bildern der Opfer, der Leiden und mit den Überlebenden wie den Toten selbst konfrontiert. Es wäre demnach genau die Spannung zwischen Pathos und Pragmatismus, zwischen präsenter Vergangenheit und sich verflüchtigender Utopie, die das Leben der ersten Nachkriegsgeneration stärker bestimmte als das der Jüngeren, für die diese Vergangenheit immer schon Geschichte und die Utopie immer schon abstrakt war. Die wichtigste Referenzgeneration der ersten Nachkriegsgeneration aber sind die Geburtsjahrgänge der 20er Jahre, die nicht nur den Großteil der Eltern, sondern auch die Mehrheit der öffentlichen Erzieher stellten. Deren historische Erfahrung ist die des schmerzhaften Bruchs von 1945. Die gebrochenen Biographien der HJ-Generation führten bei den Kindern zu gespaltenen Reaktionen: Gegenüber den Eltern praktizierten sie Loyalität und Empathie; gegen die Lehrer, die sich oft in gewaltsamer Selbsterziehung zu disziplinierten und autoritären Sozialisten gemacht hatten, setzten sie sich zumindest innerlich zur Wehr, wenn deren aggressives Potential sich gegen sie richtete.

Gemeinsame Erfahrungsmuster festzustellen, die grob auf die Jahrgänge 1945 bis 1955 zutreffen, erlaubt freilich nicht, eine Generation im emphatischen Sinne zu stiften, vor allem, weil die ersten Nachkriegsgeborenen zwar immer wieder von seiten der Politik, d. h. von oben, dafür in Anspruch genommen wurden, sich

aber als Generation selbst nie empfunden oder gar gestiftet haben. Auch meine Interviewpartner/innen sprechen kaum und wenn, dann nur beiläufig von sich als Angehörigen einer Generation. Das vorsichtige Fazit muß demnach lauten: Der Jahrgang 1949 ist Teil einer Generation, die über die Gemeinsamkeit der Generationslagerung und eines rudimentären Generationszusammenhangs nicht hinausgekommen ist. Dieser Zusammenhang selbst ist nämlich weitgehend unbewußt geblieben. Es handelt sich um eine Generation *an* sich, aber nicht *für* sich. Das verweist sowohl auf den Erfolg der Propaganda als auch auf das Scheitern: Denn der Stiftungsversuch von oben ist zwar vergeblich gewesen; aber zu einer kollektiven Verständigung im Widerspruch zu diesem Stiftungsversuch ist es auch nicht gekommen.

Geht man von einem gemeinsamen Erfahrungszusammenhang als Grundlage für Generation im Mannheim'schen Sinne aus, so stellt dieser sich nie in gleichem Maße und in gleicher Weise für alle Angehörigen der entsprechenden Altersgruppe dar. Auch im Jahrgang 1949 zeigen sich, neben zahllosen individuellen Eigenarten, strukturelle Unterschiede, deren wichtigste Elemente sich auch bei den soziologischen Untersuchungen in der DDR herausstellten: Es sind dies Geschlecht, Region, politische Herkunft bzw. Affiliation sowie soziale Herkunft bzw. Schichtzugehörigkeit. Doch lassen sich mit Hilfe zusätzlicher Quellen solche Unterschiede genauer beschreiben bzw. in ihrem Erfahrungsgehalt besser erfassen. Das trifft allerdings auf die regionalen Unterschiede am wenigsten zu. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede zeigen auf den ersten Blick wenig Überraschungen: Mädchen und junge Frauen scheinen im allgemeinen stärker anpassungsbereit an die politischen und Verhaltensvorgaben von Staat und Gesellschaft zu sein. Allerdings zeigt sich in der Jugendphase der geschlechtsspezifische Unterschied deshalb besonders kraß, weil jetzt bestimmte männlich-proletarische Vergemeinschaftungsformen und Renitenzpraktiken, die sich später abschleifen, die Aufmerksamkeit der Autoritäten fesseln. Als Ehepartnerinnen haben Frauen anscheinend mit gewisser Selbstverständlichkeit die Verantwortung für die Familienarbeit übernommen, und ihre Familienorientierung schlägt sich in entsprechenden Erzählmustern nieder. Dieses Gesamtbild eines stärker domestizierten, weiblichen Typus gegenüber dem eher renitenten und im außerfamiliären Raum aktiven männlichen Typus zeigt aber nur einen Teil der geschlechtsspezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen. Einerseits nämlich spielt der Beruf bzw. der Arbeitsplatz auch in den Biographien von Frauen eine bedeutsame Rolle, andererseits ist die emotionale Familienorientierung auch bei Männern mehrfach belegt, wenn sich das auch nicht in entsprechend angeglichenen Erzählmustern niederschlägt. Im Hinblick auf die zentrale Stellung des Arbeitsplatzes findet demnach eine Angleichung von Frauen an Männer statt, während im Hinblick auf die zentrale Bedeutung des Privaten eine Angleichung der Männer an die Frauen stattfindet.

Gegenüber dieser tendenziellen Angleichung der gesellschaftlichen Rollen und der Wertorientierungen von Männern und Frauen scheint mir die Bedeutung der sozialen Herkunft bzw. Zugehörigkeit der bestimmendere Faktor zu sein, wenn es um die Feststellung struktureller Unterschiede in den Erfahrungen des Jahr-

gangs 1949 in der DDR geht. So zeigt sich vor allem in den Jugendstudien der 60er Jahre, wie in diesem Zeitraum bestimmte biographische Entscheidungen, die häufig noch von den Eltern getroffen wurden, z.B. der Eintritt in die Erweiterte Oberschule, zu Weichenstellungen werden, die schichtspezifische Unterschiede im Hinblick auf den Grad der Teilnahme an der sozialistischen Veranstaltung DDR bezeichnen. Heike Solga hat auf die wachsende Selbstrekrutierung der „sozialistischen Dienstklassen“ verwiesen, die allerdings für den Jahrgang 1949 noch nicht voll greift¹⁵. Es kommt hier also noch zu Aufstiegsprozessen, vor allem im Zusammenhang mit dem noch weitgehend unbeschränkten Zugang zu höherer Bildung. Keine andere Kohorte weist im Vergleich einen so hohen Prozentsatz von Abiturienten und Personen mit Hochschulabschluß auf und einen so niedrigen Prozentsatz von Personen ohne Berufsausbildung wie diejenige der Geburtsjahrgänge 1951–53¹⁶. Zugleich war in den 60er Jahren, als solche Entscheidungen fielen, der damit verbundene innere Anpassungsdruck hoch. Die Spaltung zwischen denjenigen, die solche Kosten in Kauf zu nehmen bereit waren, und denen, die sich verweigerten, indem sie freiwillig und trotz aller Qualifizierungsangebote auf der unteren Stufe von Bildung und Beruf verblieben, kommt in den vergleichenden Untersuchungen, die in dieser Arbeit zitiert wurden, immer wieder zum Ausdruck und verbirgt sich dort in der Kategorie der Schulformen.

Die genannten Unterschiede setzen die oben beschriebenen biographischen Gemeinsamkeiten aber nicht außer Kraft, sondern verweisen auf die differenzierenden Erfahrungen besonders nach Geschlecht und Schicht. Für die Gründer und Führer der DDR steht die Altersgruppe der um 1949 Geborenen für eine enttäuschte Hoffnung: Der überzogene Anspruch, niemanden „zurückzulassen“, alle einzubinden und alle zu Sozialisten zu erziehen, war schon Ende der 60er Jahre gescheitert. Dabei hat dieser Jahrgang tatsächlich die günstigsten Voraussetzungen mitgebracht und die besten Chancen erhalten. Anders als die Erzieherkaste kann ich fragen, woran denn das Erziehungsprojekt „Jahrgang 1949“ gescheitert ist. Gerade in seinem Scheitern scheint es die Geschichte der DDR auf subversive Weise abzubilden. Die Unmöglichkeit der totalen Erziehung wird an denen exemplarisch deutlich, die als erste in einem scheinbar geschlossenen Erziehungsmilieu aufwachsen; die Unmöglichkeit der totalen Disziplinierung zeigt sich gerade auch an denen, die zunächst so bereit waren, sich anzupassen; die Unmöglichkeit der totalen Mobilisierung erweist sich gerade dort, wo die Zukunftsgewißheit ursprünglich so stark war.

Der Jahrgang 1949 selbst bleibt, nachdem es die DDR nicht mehr gibt, in einem merkwürdigen Zwiespalt zurück. Aufgewachsen in den schweren Zeiten und im Pathos des Aufbaus, können sie nicht jene Ironie und spielerische Leichtigkeit aufbringen, mit denen die Jüngeren das Ende der DDR, aber auch deren Geschichte feiern. Die Erziehungsdiktatur der 60er Jahre hat andere Wunden hinter-

¹⁵ Vgl. Heike Solga, Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR (Berlin 1995) Tabellen S. 234 f.

¹⁶ Ebd. Tabelle S. 145.

lassen als die pragmatischen Zeiten unter Honecker. Ihnen ist so viel mehr versprochen worden, als am Ende, das für viele schon Mitte der 70er Jahre begann, eingelöst wurde. Zum nicht gehaltenen Glücksversprechen gehört, daß sie selbst den Glücksauftrag nur in Ansätzen erfüllen konnten und ihn deshalb teilweise an die Kinder weitergeben müssen. Aber ihre eigene Geschichte geht auch weiter. Für manche ist sie sogar noch immer, oder wieder, mit einem Projekt verbunden, das mehr sein soll als das eigene gute Leben. Als ich in der ersten Hälfte der 90er Jahre mit Angehörigen des Jahrgangs 1949 sprach, waren die meisten noch dabei, einige auch schon erfolgreich, ein solches Leben auch für sich selbst noch einmal zu planen, aufzubauen und einzurichten.

Axel Schildt

Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre

„Deutschlands Schüler spielen verrückt. Von Flensburg bis zum Bodensee. Aufstand gegen die falsche Autorität. Rabatz. Revolution. Mao-Sprüche an der Schulmauer. Zeugnisverbrennungen. Flugblätter. Die Pille für alle. Boykott des Religionsunterrichtes. Die Lehrer schießen zurück. Mit unzulänglicher Munition: Nachsitzen, Strafarbeiten, schlechte Zensuren, blaue Briefe. Sitzenbleiben. Durchs-Abitur-fallen-lassen. Die Schüler wollen sich nicht mehr mit Selbstverwaltungs-Mätzchen und etwas Sexual-Kunde abspesen lassen. Sie wollen das Schulsystem nicht reparieren, sondern ändern. Schule kaputt. Damit eines Tages auf unseren Schulen mündige Menschen ausgebildet werden. Für eine mündige Gesellschaft. Eine Million Schüler stehen im Aufstand. Eine Bewegung, die viel stärker und breiter ist als die Studentenbewegung.“¹

Diese reißerische Einleitung einer Titelgeschichte in der Ende der 60er Jahre vielgelesenen linken Zeitschrift „Konkret“ galt einem Teil der Protestbewegung, der zeitgenössisch einige, rückblickend hingegen nahezu überhaupt keine Beachtung gefunden hat. Während die Studentenrevolte der späten 60er Jahre mittlerweile in zahllosen semi-professionellen und seriösen zeitgeschichtlichen Studien, autobiographischen Rückblicken und anderen literarischen Erzeugnissen auch und gerade hinsichtlich generationeller Dimensionen gewürdigt worden ist, blieben die jüngeren, meist männlichen Teilnehmer jener Protestbewegung, Gymnasiasten bzw. Oberschüler der Jahrgänge von etwa 1948 bis 1953, abgesehen von einigen beiläufigen Hinweisen, in der Zeitgeschichtsschreibung bisher nahezu vollkommen unbeachtet. Im Unterschied zur gelungenen Konstruktion einer „68er-Generation“ der Ende der 30er und in der ersten Hälfte der 40er Jahre Geborenen haben die nachfolgenden Alterskohorten keine generationelle Dignität erlangen können. Offenbar reicht es eben nicht aus, die Kriterien der klassischen Definition einer „Generationseinheit“ à la Mannheim zu erfüllen², die auf die

¹ Schule der Angst, in: Konkret 14 (November 1968) 11.

² Folgt man dem von Karl Mannheim in den 20er Jahren skizzierten Ansatz, so bedeutet die Zugehörigkeit zu einer Generation eine „verwandte Lagerung“ der „einander verwandten Geburtsjahrgängen“ angehörenden Individuen im „gesellschaftlich-historischen Lebensraume“, die sich in der Tendenz ähnlicher „Verhaltens-, Gefühls- und Denkweisen“ zeige. Allerdings genüge dafür noch nicht die chronologische Gleichzeitigkeit; der „Generations-

Schülerbewegung ebenso zutreffen wie auf die studentischen „68er“; hinzu kommt als Bedingung eine in die Öffentlichkeit wirkende Etablierung und Tradierung von Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften – Karl Mannheim hat dies in seinem zentralen Aufsatz übrigens zumindest angedeutet, wenn er es als Phänomen des 20. Jahrhunderts bezeichnet, daß der „bewußtgewordene Generationenzusammenhang“ selbst zur Grundlage von „Generationseinheiten“ werden könne; die retrospektive, medial stilisierte Stiftung eines Generationenzusammenhangs als kommunikativer Prozeß scheint im Falle der „68er“ derart weitgehend gelungen, daß sie sogar als letzte abgrenzbare Generation fungieren. Alle seither konkurrierenden Konstrukte, etwa die „78er-“ oder „89er-Generation“, die von politisch interessierter Seite gegen die „68er“ ins Feld geführt wurden, entpuppten sich als publizistische Eintagsfliegen. Während aber in diesen Fällen immerhin die

zusammenhang“ werde erst durch die „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen“ der Generation gestiftet, wobei wiederum hinsichtlich der unterschiedlichen Verarbeitung zwischen verschiedenen (bei Mannheim politisch konnotierten) „Generationseinheiten“ zu unterscheiden sei. (*Karl Mannheim*, Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 [1928] 157–185, 309–330); der Generations-Ansatz von Mannheim würde es also verbieten, eine bestimmte historische Phase einfach mit einer Generationskennzeichnung zu verbinden; vgl. dazu auch *Hans Jaeger*, Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption, in: GG 3 (1977) 429–452; diesem Entwurf in etwa – selten explizit, sondern meist nur vage und unausgesprochen – folgend (vgl. die Rekonstruktion des Mannheimschen Ansatzes von *Helmut Fogt*, Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell [Opladen 1982; im folgenden zitiert: *Fogt*, Politische Generationen] 9–25; *Ulrich Herrmann*, Das Konzept der „Generation“. Ein Forschungs- und Erklärungsansatz für die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Historische Sozialisationsforschung, in: Neue Sammlung 27 [1987] 364–377; *Arne Stiksrud*, Jugend im Generationen-Kontext. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven [Opladen 1994]; Überlegungen zur zeitgeschichtlichen Operationalisierung bei *Claus Leggewie*, Generationsschichten und Erinnerungskulturen – Zur Historie der „alten“ Bundesrepublik, in: Tel Aviver Jahrbuch 28 [1999] 211–235) sind verschiedene Bezeichnungen für die Jugendgenerationen der Nachkriegszeit gefunden worden, die jeweils bestimmte zentrale Erfahrungsräume privilegieren: Der den Wiederaufbau „vielleicht faktisch“, wenn auch nicht „normativ“ prägenden „Flakhelfer-Generation“ der Jahrgänge 1926–1929 (*Heinz Bude*, Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation [Frankfurt a.M. 1987] 182; vgl. *Rolf Schörken*, Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewußtseins [Stuttgart 1984]; *Gabriele Rosenthal*, ... wenn alles in Scherben fällt. ... Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration [Opladen 1987]; *Sibylle Hübner-Funk*, Loyalität und Verblendung. Hitlers Garanten der Zukunft als Träger der zweiten deutschen Demokratie [Potsdam 1998]; für die vorhergehende Generation der um 1920 Geborenen vgl. *Henry Ries*, Abschied meiner Generation [Berlin 1992]) ob ihrer desillusionierten Haltung zeitgenössisch als „schweigende“ (*Helmut Thielicke*, Die geistige Situation unserer Studenten, in: Universitas 10 [1955] 147–152; vgl. *ders.*, Kulturkritik der studentischen Rebellion [Tübingen 1969] 1) oder „skeptische“ (*Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend [Düsseldorf, Köln 1957]; der Begriff geht im übrigen auf Schelskys Verleger Eugen Diederichs zurück, der sich mit dem ursprünglichen Titel „Ohne-mich-Generation“ nicht anfreunden mochte; *Heinz Bude*, Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus [Frankfurt a.M. 1982] 81) und später auch als „re-education-Generation“ apostrophiert, folgte demnach die „unbefangene Generation“ (*Viggo Graf Blücher*, Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Men-

Erfindung einer Generation als Negation von „1968“ einen – wenn auch nicht tragfähigen – Ansatzpunkt bot, verhält es sich mit den Alterskohorten der Schülerbewegung anders. Die Schüler waren ein Teil der Revolte von „1968“, aber eben nicht der wortführende, sondern ihr Nachwuchs, der die studentische Politik erst in den 70er Jahren bestimmte, als das linke jugendlich-akademische Zusammengehörigkeitsgefühl erbitterten fraktionellen Auseinandersetzungen gewichen war und die Massenmedien sich weitgehend vom Protestgeschehen abgewandt hatten – schlechte Zeiten für die Ausbildung einer „Generationseinheit“. Insofern soll mit dem folgenden Beitrag an eine Altersgruppe des bildungsbürgerlichen Nachwuchses erinnert werden, für die der Begriff der „Generation“ zwar zu hoch gegriffen erscheint, die aber in den Jahren des antiautoritären Protests durchaus eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hat.

Zeitgenössische Flugblätter appellierten nicht zufällig in dieser oder anderer Reihung an „Studenten, Schüler, Arbeiter“, und der damalige Bundesinnenminister Ernst Benda (CDU) berichtete vor dem Deutschen Bundestag am 30. April 1968, unter den wegen der „Osterunruhen“ Beschuldigten befänden sich 286 Studenten und 92 Schüler³. Während die linke Schülerbewegung schon früh zum Beobachtungsobjekt der politischen Kommissariate und des Verfassungsschutzes avancierte, nahmen die für die politische Meinungsbildung des linksliberalen Spektrums maßgeblichen Taschenbuchverlage – Rowohlt, Fischer, Suhrkamp – 1968/69 mit hoher Auflage jeweils einen Titel zum „Kinderkreuzzug“ in ihr

schen heute [Düsseldorf, Köln 1966]), – die erste Generation, die nicht mehr vom NS-Regime politisch sozialisiert worden war und „deren Erinnerung nicht mehr durch die Naziperiode und deren unmittelbare Folgen bestimmt“ wurde (*Jürgen Habermas*, Protestbewegung und Hochschulreform [Frankfurt a.M. 1969] 169; hier bezogen auf die studierende Jugend der zweiten Hälfte der 60er Jahre). Bisweilen werden dabei allerdings zwei Generationen unterschieden, die um 1940 geborenen Kriegskinder und die um 1950 Geborenen, deren Kindheit „durch den Glauben an die Fortschrittlichkeit wachsenden Konsums“ geprägt worden sei (*Arbeitsgruppe „Wandel der Sozialisationsbedingungen seit dem Zweiten Weltkrieg“*, Was wir unter Sozialisationsgeschichte verstehen, in: *Ulf Preuss-Lausitz* u.a., Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg [Weinheim, Basel 1983] 11–25, Zitat: 13; zu einer differierenden Einteilung gelangt *Fogt*, Politische Generationen 127; dort werden die Geburtsjahrgänge 1934–1945 als Jugend in der „etablierten Adenauerzeit und ihrer Ablösung“, die nachfolgenden Jahrgänge 1945–1954 als Jugend der „Studenten- und Protestbewegung“ angesehen – was im Blick auf die 60er Jahre Zuordnungsprobleme ergeben würde, die Heinz Bude mit der Konzentration der Jahrgänge 1938–1948 als „68er“-Generation zu lösen versucht: *ders.*, Vom Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948 [Frankfurt a.M. 1995]; *ders.*, Der einzelne und seine Generation. Kriegskindheit und Jugendrevolte bei der 68er-Generation, in: Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, hrsg. v. *Elisabeth Domansky, Harald Welzer* [Tübingen 1999] 26–34).

³ *Peter Mosler*, Was wir wollten, was wir wurden. Studentenrevolte – zehn Jahre danach (Reinbek 1977) 76; vgl. als allgemeinen Hintergrund die – hinsichtlich der Schüler leider nicht spezifizierten – Konjunkturen von Jugendprotesten in der Bundesrepublik bei *Dieter Rucht, Roland Roth*, Weder Rebellion noch Anpassung: Jugendproteste in der Bundesrepublik 1950–1994, in: Jugendkulturen, Politik und Protest. Vom Widerstand zum Kommerz?, hrsg. v. *dens.* (Opladen 2000) 283–304.

Programm auf⁴. So mager die Ausbeute an Rückblicken auf die Schülerbewegung bisher ist⁵, so hervorragend stellt sich die Quellenlage dar. Die staatlichen und privaten Archivbestände zur „Außerparlamentarischen Opposition“ bersten von Flugblättern, Broschüren und Schülerzeitungen, so daß aus arbeitspragmatischen Gründen im folgenden innerhalb der überregional angelegten Skizze für Beispiele in starkem Maße auf Hamburger Provenienzen zurückgegriffen werden soll. Dort befindet sich z. B. der einzige bereits abgegebene und geordnete Bestand an Sachakten des Verfassungsschutzes zur linken Schülerbewegung. Für die Möglichkeit, die Quellen ausführlich zu Wort kommen zu lassen, muß allerdings eine Konzentration auf großstädtische Zusammenhänge in Kauf genommen werden, während Ungleichzeitigkeiten und die wichtige Rolle der Schülerbewegung für die Ausweitung der Revolte in der Provinz und in Orten ohne Hochschulen nicht systematisch berücksichtigt werden können. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang nur auf Peter Zadeks Film „Ich bin ein Elephant, Madame“ (1968), in dem ein vormaliger Pennäler, der nun in einer anderen Stadt studiert, mit einem Jeep, eine daran befestigte rote Fahne im Fahrtwind wehend, nach Bremen zurückkehrt und den Geist der Rebellion unter den Schülern entzündet⁶.

⁴ Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen?, hrsg. v. Günter Amendt, (rororo-aktuell 1153, Reinbek 1968); im folgenden zitiert: *Amendt* (Hrsg.), Kinderkreuzzug; abgesehen vom Herausgeber (Jg. 1939) gehörten die sechs Autoren, die aus der Schülerbewegung stammten, den Jahrgängen 1948–1951 an; *Hans-Jürgen Haug, Hubert Maessen*, Was wollen die Schüler? Politik im Klassenzimmer (Fischer Bücherei Informationen zur Zeit, Frankfurt a. M. 1969); im folgenden zitiert: *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler?; dort, 51 f., auch Hinweise zur polizeilichen Beobachtung; die beiden Autoren (Jg. 1946 und 1947) hatten der Schülerbewegung angehört; *Manfred Liebel, Franz Wellendorf*, Schüler selbstbefreiung. Voraussetzungen und Chancen der Schülerrebellion (edition suhrkamp 336, Frankfurt a. M. 1969); im folgenden zitiert: *Liebel, Wellendorf*, Schüler selbstbefreiung; die Autoren (Jg. 1940 bzw. 1935) waren als Erziehungswissenschaftler am Pädagogischen Zentrum Berlin tätig; wie auch in den zuvor genannten Bänden finden sich hier programmatische Dokumente der Schülerbewegung; vgl. ferner *Kuno Barth*, Die Revolutionierung der Schüler – Hintergründe, Ziele, Abwehr (Mannheim o. J. [Ende 1969]); im folgenden zitiert: *Barth*, Revolutionierung; wie der Untertitel andeutet, huldigte diese durchaus informative Schrift eines Mannheimer Betriebswirtschaftlers einer eher konservativen Tendenz.

⁵ Vgl. bisher lediglich *Ulrike Heider*, Schülerprotest in der Bundesrepublik Deutschland (Frankfurt a. M. 1984); im folgenden zitiert: *Heider*, Schülerprotest; hier wird folgendermaßen periodisiert: Entstehung der Schülerbewegung vor 1967; Schülerrevolte 1967 bis 1969/70; Dogmatisierungsphase 1969 bis 1973; partielles Wiederaufleben einer antiautoritären Schülerbewegung im Zuge der Sponti-Bewegung (ebd. 8); Heider verzichtet auf die Auswertung von AUSS-Materialien, da die Avantgarde nicht das Bewußtsein der Basis spiegele, und zieht lediglich einige Schülerzeitungen der nordhessischen Region heran.

⁶ In alltags- und lokalgeschichtlicher Perspektive sind hier interessante Entwicklungen zu entdecken, wie einige Arbeiten im Rahmen des Schülerwettbewerbs der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten zum Rahmenthema „Protest“ (1999/2000) gezeigt haben; vgl. *Axel Schildt*, Knabbern am Mythos – das Thema 1968 im Blick der Wettbewerbsteilnehmer, in: Spuren suchen. Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten 13 (1999) 48–53; nicht zuletzt eine intensive Auswertung von Schularchiven und der ca. 1200 bis 1400 Schüler- und Schulzeitungen Ende der 60er Jahre wäre interessant.

Die archivalischen Quellen legen es außerdem nahe, der Darstellung ein organisationsgeschichtliches Gerüst zu geben. Fokus ist das in Frankfurt gegründete Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler (AUSS), dessen lokale Gruppen unter dieser oder ähnlichen Bezeichnungen agitierten. Mit diesem Herangehen wird eine gewisse Korrektur der aktuell dominierenden Tendenz einer „nachträglichen Verflüssigung des harten politischen Kerns“ der Revolte in diffuse kulturelle „Generationsstile“ angestrebt⁷. Ebenso wie niemand die Antriebskräfte und Motive der jugendlichen Rebellion allein aus der Exegese von Flugblättern und Broschüren entschlüsseln könnte, wäre es angesichts des engen Zusammenhangs von Privatem und Politischem in der Wahrnehmung der aktivistischen Zeitgenossen defizitär, solche Zeugnisse als unwesentlich zu ignorieren. In den Äußerungen (und den nicht kommunizierten Themen) der nur locker und „basisnah“ organisierten Schülerbewegung – Mitgliedsausweise etwa gab es in den wenigsten Orten –, in den Antworten schulischer Instanzen und in publizistischen Reaktionen werden Zusammenhänge von Jugendkultur und Politik durchaus deutlich.

1. Anfänge der linken Schülerbewegung

Die Revolte an den Schulen kam ebenso überraschend wie an den Universitäten, obwohl einige Bildungsexperten schon lange zuvor hartnäckig darauf verwiesen hatten, daß ein erheblicher Demokratisierungsbedarf vorläge. Der Hamburger Landesschulrat Neckel beklagte in einer Rede Mitte 1965: „In der deutschen Schule müssen am Ende der Stunde alle einer Meinung, nämlich der des Lehrers, sein. ... Seit 1948 ist die Demokratisierung der Bundesrepublik erstaunlich weit gekommen – nur nicht in der Schule. Ihr System, ihre Inhalte, ihre Arbeitsweisen sind autokratisch-patriarchalisch wie 1913.“⁸ Auch der Hamburger Bürgermeister Herbert Weichmann warnte in einer Festrede zum 15jährigen Bestehen des Hamburger Schülerparlaments – ähnliche Gremien gab es auch in anderen Bundesländern –, vor „Untertanenmentalität“ und „Untertanengesinnung“. Allerdings war bei ihm nicht von den Interessen der Schüler oder von Konfliktaustragung die Rede; der „demokratische Geist“, den es zu fördern gelte, sollte sich „zum Beispiel an der Durchführung von Veranstaltungen am ‚Tag der deutschen Einheit‘“ oder in der „Betreuung von Rentnern aus der Ostzone“ bewähren⁹. Aufrufe „von oben“ nach stärkerem politischen Engagement zielten meist auf

⁷ *Andreas Schulz*, Individuum und Generation – Identitätsbildung im 19. und 20. Jahrhundert, in: *GWU* 52 (2001) 408–414, Zitate: 413.

⁸ Landesschulrat Wolfgang Neckel in der Universität Hamburg, 14. 6. 1965, in: Staatsarchiv Hamburg (im folgenden abgekürzt: StAHH), Sammlung Uwe Schmidt, Schülermitverantwortung (SMV) 1950–1967.

⁹ *Bürgermeister Professor Dr. Herbert Weichmann*, Jugend und Demokratie. Rede anlässlich des 15jährigen Bestehens des Hamburger Schülerparlaments am 13. Juni 1966 im Plenarsaal der Hamburger Bürgerschaft, hrsg. v. der Schulbehörde Hamburg (Hamburg 1966) 3, 4, 8.

derartige staatsbürgerliche Aktivitäten und verursachten ein nur schwaches Echo. Eine schmale Schicht von Schülerfunktionären, die zum Teil wiederum in den Jugendorganisationen der Parteien mitarbeiteten, bemühte sich in der Schülermitverantwortung (SMV)¹⁰ oder der einzigen intakten überregionalen Organisation, dem Politischen Arbeitskreis Oberschulen (PAO), um Themen staatsbürgerlicher Bildung. Auf den Seminaren des PAO referierten immerhin schon in der ersten Hälfte der 60er Jahre bisweilen Vertreter linkssozialistischer oder pazifistischer Gruppierungen. Typisch für das dort vorherrschende Bewußtsein dürfte allerdings eher ein Bericht über eine PAO-Studienfahrt in das westliche Ausland 1966 sein, der von Brigitte Seebacher verfaßt und bereits zwei Jahre später nur noch in karikierender Absicht zitiert wurde: „Die große Bedeutung des Weines im Südwesten Frankreichs lernten wir im übrigen nicht nur auf den Empfängen kennen, sondern vor allem auf einer Fahrt in eines der großen Weinanbaugebiete von Bordeaux. In der Tat steht und fällt die Wirtschaftskraft und damit die Lebensfähigkeit der Stadt mit dem Weinexport.“¹¹ Eine Durchsicht der Schülerzeitungen bestätigt den Befund: Bis 1966 mag es zwar einige Unzufriedenheit über und an den Schulen gegeben haben, aber keine politisch motivierte Unruhe.

Im Herbst jenes Jahres ergriff dann in West-Berlin erstmals ein Kreis von Gymnasiasten die Initiative und lud Gleichaltrige, die als Aktivisten bei den Falken, Jungsozialisten oder vom Ostermarsch her bekannt waren, zur Gründung einer Schülerorganisation ein. Von 100 Angeschriebenen kamen allerdings nur fünf. Am 2. Februar 1967 schließlich gelang mit organisatorischer Hilfe des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und unter maßgeblicher Beteiligung des Berufsschülers Michael Lukasik und des Gymnasiasten Peter Brandt die Gründung einer Unabhängigen Schülergruppe, die mit einem vor etlichen Schulen verteilten Flugblatt für einige Aufmerksamkeit in der städtischen Öffentlichkeit sorgte; darin waren Lehrer beschuldigt worden, „sie mißbrauch(t)en ihre Autorität“, und die SMV sei „ein Teil der Schulbürokratie geworden“¹².

Zur gleichen Zeit startete der SDS-Bundesvorstand eine Initiative, einzelne Schüler, die in den studentischen Gruppen mitarbeiteten, und einige Schülerarbeitskreise, die von Mitgliedern des SDS unterstützt wurden, in einem Dachverband zusammenzufassen¹³. Zugrunde lag folgende Überlegung: „Die Schüler in unserer Gesellschaft sind eine unverhältnismäßig rechtlose, unterdrückte und von

¹⁰ Vgl. einführend *Peter A. Döbring, Sibylle Schneider*, Der Schüler als Staatsbürger – Eine Bibliographie zu SMV und Schülerpresse (Frankfurt a.M. 1967); eine Dokumentation der rechtlichen Rahmenbedingungen bietet *Diedrich Hinrichs*, SMV im Umbruch. Schülermitverantwortung – Schülermitverwaltung – Schülervertretung – Schülermitbestimmung (Hannover u.a. 1969); zur Kritik der SMV in der schulpädagogischen Literatur *Antonius Holtmann, Sibylle Reinhardt*, Schülermitverantwortung (SMV). Geschichte und Ende einer Ideologie (Weinheim u.a. 1971) insbesondere 97ff.

¹¹ Zit. nach *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 17f.

¹² Ebd. 18, 21.

¹³ Zit. wird im folgenden aus einem Papier des SDS-Bundesvorstandes „Zur Gründung einer sozialistischen Schülerorganisation“ vom 26. 2. 1967, in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Schülerbewegung 1968.

undemokratischen Instanzen abhängige Gruppe.“ Die Erziehungsinstitutionen bezögen „ihre Prinzipien und ihre Legitimität aus vorkapitalistischen Epochen; autoritär und feudalistisch sind sie heute noch“. Zwar verfügten die Schüler mittlerweile über ein höheres Maß an Freiheit. „Aber wie ihre gewachsene Freiheit in bestimmter Weise nur der Ausdruck ihres ökonomischen Avancierens zur selbständigen Konsumentenschicht ‚Teenager‘ ist, so ist analog auch die gesellschaftliche Kontrolle, in die sie einbezogen werden, gewachsen. Diese gesellschaftliche Kontrolle wird heute von den vielfältigen Sozialisationsagenten unmittelbarer denn je als Anpassung der Jugendlichen an den ökonomischen und ideologischen Formierungsprozeß in unserer Gesellschaft ausgeübt.“ Mit der im SDS dominierenden kritischen Sicht auf die übermächtige gesellschaftliche Manipulation korrespondierte der bei Theoretikern wie Herbert Marcuse entlehnte strategische Ansatz, demzufolge nicht mehr das Proletariat, sondern die noch nicht in das „System“ voll integrierten Angehörigen der Intelligenz das revolutionäre Subjekt konstituierten, beginnend „bei den Schülern, bei denen objektive Unterdrückung und die Identifikation mit den unterdrückenden Instanzen noch nicht voll zur Deckung gekommen sind“. In diesem Sinne wurde von „politisch und individuell-unpolitisch oppositionellen Schülern“ gesprochen, deren Zahl ständig wachse, eine Formulierung, die nahelegte, daß das im Schulalltag vielfach vorfindliche „Unbehagen“, das sich etwa im Kreidewerfen oder „Anbrennen von Toilettenrollen etc.“ zeige, „lediglich einen Formwandel“ erfahren müsse, um zur „allgemeinen Kritik am System – geäußert in der Schule“ – zu werden¹⁴.

In den ersten Monaten des Jahres 1967 wurden weitere Gruppen sozialistischer Schüler gegründet, vor allem in Hochschulorten wie Göttingen, Darmstadt, Köln oder Frankfurt a.M. Am 27. Februar kamen dort im Walter-Kolp-Studentenheim ca. 40 Schüler aus 15 Städten zusammen und gründeten das Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler (AUSS)¹⁵, wählten einen kommissarischen Vorstand und riefen mit einem in den folgenden Wochen überregional verteilten Flugblatt (Auflage: 40000) zu einem Schülerkongreß und einer ersten Delegiertenkonferenz auf, die am 17. (damals noch Feiertag) und 18. Juni 1967 wiederum in Frankfurt stattfinden sollte. Das Flugblatt – es trug die Überschrift „Es gibt Schüler, die machen jetzt nicht mehr mit!“ – wiederholte die in den internen SDS-Materialien bereits enthaltenen Anklagen gegen Rechtlosigkeit und Unterdrückung der Schüler durch Schule und Elternhaus und die Forderungen nach „Mitbestimmung in allen die Schüler betreffenden Angelegenheiten, in Zeugnis- und Versetzungskonferenzen – in der Fächerbewertung, der Lehrplangestaltung und Lehrmittelauswahl (Deutsch- und Gemeinschaftskundeunterricht)“. Die Schule habe „an erster Stelle Denkmethode zu vermitteln statt Abfragewissen einzupauken“: Gefordert wurde der „Ausbau des Kurs-Unterrichts und die Einschränk-

¹⁴ Ezra Gerhardt, Über die Praxis der Schülerbewegung, in: *Amendt* (Hrsg.), *Kinderkreuzzug* 70–89 (im folgenden zitiert: *Gerhardt*, Über die Praxis), Zitat: 75.

¹⁵ Eine interne Liste vom März 1967 nennt 20 organisierte oder im Aufbau befindliche Gruppen; StAHH, 136–3 (Landesamt für Verfassungsschutz) 455, Bl. 434010–434011.

kung der Pflichtfächer; Philosophie und Soziologie als vollbewertete Unterrichtsfächer; Sexualkunde, die sich nicht auf biologische Fakten beschränkt (...), ständige Diskussion tagespolitischer und gesellschaftspolitischer Probleme wie Notstandsgesetzgebung, Vietnamkrieg usw.; Nicht-Einmischung der Schule in die Privatangelegenheiten der Schüler! Freiheit der politischen Organisation der Schüler an den Schulen!“¹⁶

Eine Begründung für die Namensgebung enthielt dieses Flugblatt nicht. Während die Kennzeichnung „unabhängig“, die sich bei allen örtlichen Gruppen fand, die 1967 gegründet wurden, auf die Distanz zu allen schulischen und politischen Instanzen (abgesehen vom SDS als großem Bruder) hindeuten sollte, war man sich hinsichtlich der Charakterisierung als „sozialistisch“ offenbar nicht einig. In einer knappen Skizze, die vor dem Gründungskongreß an interessierte Schüler geschickt wurde, hieß es: „Viele von uns sind der Ansicht, daß sich unsere Forderungen konsequent nur als sozialistische vertreten lassen. Denn man kann nicht in einer undemokratischen Gesellschaft demokratische Teilreformen erstreben, ohne diese Forderungen und Reformen mit einer weiteren politischen Perspektive der Veränderung der gesamten Gesellschaft zu verbinden“; allerdings bestimme jede örtliche Gruppe „ihren Namen selbst“¹⁷. Hinter dieser Flexibilität bei der Namensgebung stand zum einen die Zuversicht, daß die lokalen Gruppen im Laufe antiautoritärer Lernprozesse zu sozialistischen Einsichten gelangen würden, so daß es ausreiche, die große Perspektive bei der Namensgebung des Dachverbandes anzuzeigen; zum anderen aber artikulierte sich unter den Schülern – wie im SDS – eine kommunistisch beeinflusste Minorität vor allem aus Ruhrgebietsstädten, die fürchtete, mit einer solchen Offenlegung den Erfolg einer Volksfront zu behindern und deshalb den Namen „Unabhängiger Demokratischer Schülerbund“ vorschlug¹⁸. Auch im „Grundsatzreferat über das AUSS“, das der Göttinger Schüler Reinhard Kahl auf dem Gründungskongreß hielt, kam der Sozialismus nicht vor; es gipfelte vielmehr in der Parole: „Für demokratische Schulen einer demokratischen Gesellschaft“¹⁹.

Der Kongreß, überwiegend vom SDS finanziert, war mit über 800 Schülern, die sich in einem Hörsaal der Frankfurter Universität einfanden, sehr gut besucht. Einleitende Referate hielten die Berliner Pädagogen und Soziologen Wolfgang C. Müller, Erwin Reichwein und Sebastian Herkommer; verlesen wurden danach

¹⁶ Ebd. Bl. 433992; auch abgedruckt in: *Amendt* (Hrsg.), *Kinderkreuzzug 77f.*; *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 34 f.

¹⁷ Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler: Informationen über das AUSS (März 1967), in: *StAHH*, 136–3, 455, Bl. 434001–434009, hier Bl. 434006 f.

¹⁸ *Wilfried Eick*, Die organisierte Schülerrebellion – Ziele und Methoden radikaler Schüler- und Jugendorganisationen, in: *ders.* u. a., *Radikalisierungs- und Demokratisierungstendenzen in der Schule*. Gemeinsam hrsg. v. der Politischen Akademie Eichholz der Konrad-Adenauer-Stiftung für politische Bildung und Studienförderung und der Karl-Arnold-Bildungsstätte e.V. (o. O. 1971) 7–13 (im folgenden zitiert: *Eick* u. a., *Radikalisierungs- und Demokratisierungstendenzen*), in: *Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung* (im folgenden abgekürzt: *HIS*), *SBe* (Soziale Bewegungen) 635, Box 01, F:46.

¹⁹ Zit. nach *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 48.

Glückwunschtelegramme der IG Metall, der Internationale der Kriegsdienstgegner, der Kampagne für Abrüstung und von Ernst Bloch. Dieser hatte geschrieben: „Bin mit dem AUSS durchaus einverstanden. Habe noch zureichende Erinnerungen an die furchtbare Schulzeit. So lange diese auch her ist, hier gibt es, wie ihr erbittertes Vorhaben zeigt, eine Wiederkehr des Gleichen. Das endlich bestandene Abitur war damals die Befreiung aus dem Zuchthaus – <vor uns den Tag und hinter uns die Nacht>. Ihrem Aufbegehren am 18. Juni meine Grüße und Besenwünsche kontra viel unausgestorbenen Unrat.“²⁰

Der Kongreß fand in einer dramatisch gewandelten gesellschaftlichen Atmosphäre statt. Zwei Wochen zuvor, am 2. Juni 1967, war in West-Berlin Benno Ohnesorg erschossen worden, und in zahlreichen Städten gingen auch Schüler auf die Straße, in Darmstadt 500, in Göttingen 1000; die Zeitungen schrieben erstmals von „Schüler- und Studentendemonstrationen“²¹. Aggressive Attacken, wie sie die Springer-Presse gegen die Studenten ritt, gab es allerdings gegen die Schüler noch nicht; eher schwang eine Art von Resignation angesichts der Zeiten mit, wenn es in der „Welt“ hieß: „Die Politisierung auch der Schule hat begonnen“²², oder im „Hamburger Abendblatt“ festgestellt wurde: „Die deutschen Schüler sind aufgewacht. Sie wollen heraus aus dem subalternen Pennälerdasein, das durch ein jahrhundertaltes autoritäres Schulsystem bestimmt wurde.“²³ Ein wohlmeinender Artikel in der „Zeit“ über die „rebellische Schülerschaft, etwa 35 Jungen und ein Dutzend Mädchen“ des Hamburger AUSS, vermittelte folgenden Eindruck:

„Unter den Bildern von Marx, Lenin, Mao, Che und angesichts wandfüllender Plakate mit paradierenden Rotarmisten üben sich die Fünfzehn- bis Neunzehnjährigen in der Diskussion. Sie reden sich die Köpfe heiß; aber sie schwatzen nicht durcheinander. ... Doch hier, in dieser Gegen-Schulstunde, macht sich weder Fanatismus breit, noch kriecht gequälte Verbohrtheit in die Auseinandersetzung. Nur das spürt man sofort: Die AUSS-Kinder lassen sich nichts gefallen, was auch nur den leisesten Verdacht von Täuschung in sich birgt. Sie kennen sich schon aus in den Ungereimtheiten und Schwächen der anderen. Sie sind „links“, und sie wollen beweisen, daß sie recht haben.“²⁴

Aus den vielfältigen Forderungen, wie sie im Gründungsflugblatt des AUSS genannt worden waren, kristallisierten sich vor allem zwei zentrale Themenkomplexe heraus: Demokratisierung der Schule und Mitbestimmung der Schüler sowie Sexualaufklärung und diesbezügliche Freizügigkeit. Von diesen Punkten aus gelangte man jeweils zu einem Nebeneinander radikaler Anklage der Gesellschaft,

²⁰ Zit. nach ebd. 40; theoretische Hilfestellung erhielten Gruppen des AUSS an manchen Hochschulorten von Professoren, etwa von Hartmut von Hentig und Hans Paul Bahrdt in Göttingen (ebd. 53); vgl. zu den intellektuellen Unterstützern der linken Schülerbewegung auch *Barth*, Revolutionierung 127 ff.

²¹ Ebd. 35.

²² Die Welt vom 3. 7. 1967.

²³ Auch Schüler fordern „Demokratisierung“, in: Hamburger Abendblatt vom 17./18. 2. 1968.

²⁴ *Gisela Stelly*, Ihr Klassenfeind sind die Erwachsenen. AUSS, die anderen und die Lehrer, in: Die Zeit 17 vom 28. 4. 1968.

vagen Sozialismusvorstellungen und mehr oder minder konkreten Forderungen zur Gestaltung der Schule. So schlug die Unabhängige Schülergruppe Hamburg in einem zweiseitigen Rundschreiben an alle AUSS-Gruppen einen großen Bogen von der Kritik der SMV, die über die Veranstaltung von Schulfesten und Tanzveranstaltungen hinaus aktuelle politische Diskussionen organisieren müsse, über die Aufgabenbestimmung der Schule bis zu einer „Definition über den Sozialismus“ – die nicht mehr enthielt als einige Sätze über die Auffassungen von Marx und Engels, wie sie wenig später jedes Schulbuch für Geschichte auf der Mittelstufe enthalten sollte²⁵.

Die Kritik der SMV war ein Kernpunkt der Strategie des AUSS, ließ sich doch an ihr vorzüglich ein Element von scheinbarer Mitbestimmung als manipulatives Scheinzugeständnis der Herrschenden entlarven, und dies nicht einmal zu Unrecht, denn die Bildungspolitikern maßten der SMV tatsächlich die Funktion einer Einübung formaler Spielregeln des Zusammenlebens, nicht aber der Interessenvertretung der Schüler auch in Konfliktfällen zu. Im Beschluß der Kultusministerkonferenz von 1964, in der Begriffe wie „Demokratie“ oder „Mitbestimmung“ nicht vorkommen, wird dies sehr deutlich: „Staatsbürgerliches Bewußtsein wird durch den Unterricht und durch das Leben in einer gut gefügten Gemeinschaft geschaffen ... regt an, Pflichten für die Gemeinschaft zu übernehmen ... Die Tätigkeit in der Schülermitverantwortung ... übt die Anwendung kooperativer Spielregeln, gibt Gelegenheit zum Handeln in einer gewissen schulischen Öffentlichkeit.“²⁶ Auch politisches Engagement, etwa im Rahmen des „Kuratoriums Unteilbares Deutschland“, ließ sich damit nicht nur verbinden, sondern war ausdrücklich erwünscht, wenn es der offiziösen antikommunistischen Staatsideologie entsprach²⁷. Dieses harmonistische SMV-Modell, das seit der Gründung der Bundesrepublik bestanden hatte, wurde vom AUSS in einer Resolution auf dem Gründungskongreß radikal kritisiert: Die SMV entspreche „in ihren Inhalten der Stellung des Jugendlichen in unserer Gesellschaft“, es würden damit „Interessenkonflikte negiert oder verschleiert“ und „die Abschaffung der Institution SMV würde die gegenwärtige Schulwirklichkeit nicht verändern, aber entlarven“²⁸. Die von manchen Erziehungswissenschaftlern geteilte vernichtende Kritik der SMV²⁹ als „Sandkastenspiel“, als „Schülermilchtütenverteilung“ oder „Spielzeug der Schulbehörde“³⁰ blieb nicht ohne Wirkung. Während ältere SMV-Funktionäre beleidigt reagierten und das offiziöse SMV-Organ „Wir machen mit“ das AUSS

²⁵ USG Hamburg an alle Gruppen des AUSS und an den Bundesvorstand des AUSS, 1. 10. 1967, in: StAHH, 136–3, 480, Bl. 440981–440983.

²⁶ Beschluß der Kultusministerkonferenz über die SMV, in: Mitteilungsblatt der Schulbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg vom Februar 1964, in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Schülermitverantwortung (SMV) 1950–1967.

²⁷ Vgl. Beispiele in *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler 127 ff.

²⁸ AUSS: Beschlüsse der ersten Delegiertenkonferenz der unabhängigen und sozialistischen Schülergruppen am 17. Juni 1967 in Frankfurt a.M., in: StAHH, 136–3, 455, Bl. 434012.

²⁹ Vgl. Hinweise zur Literatur in *Liebel, Wellendorf*, Schüler selbstbefreiung 73 ff.

³⁰ Flugblatt der USG Hamburg „Schüler aller Schulen, vereinigt Euch!“, Mai 1968, in: StAHH, 136–3, 480, Bl. 440990.

als linksextremistische Minderheit zu stigmatisieren suchte, wurde die Kritik zunehmend auch innerhalb der Schülerparlamente laut; das AUSS hatte nicht zum Boykott der SMV-Gremien aufgerufen, sondern zu deren Umfunktionierung im Konflikt mit Schulleitungen und -behörden. Und da die engagiertesten Schüler sich allgemein nach links wandten, wandelte sich nun die SMV selbst an vielen Orten zum organisierenden Zentrum der Forderungen nach Mitbestimmung. Dies klang bisweilen noch sehr harmlos. So verlangte etwa der Hamburger Landesschulsprecher Hans Nagel im Anschluß an eine bittere Analyse der Erziehung zur „Autoritätsabhängigkeit“ die Aufhebung des Alkoholverbots auf Schulfesten, die Genehmigung zum Rauchen für Schüler über 16 Jahren und den Verkauf von Fruchtsäften in den Pausen. „Die dem Parlament beigeordneten Verbindungslehrer konnten sich aus Verfahrensgründen nicht an der Debatte beteiligen. Sie saßen in der ersten Reihe, rangen die Hände und schüttelten den Kopf.“³¹

Auch die Schulleiter mußten nun immer häufiger mit dem Kopf schütteln. Auf den Schwarzen Brettern mit SMV-Nachrichten, die es in den Schulen gewöhnlich gab, fanden sie zunehmend Kritiken an Ungerechtigkeiten des Schulalltags, aber auch Aufrufe zu politischem Protest gegen den amerikanischen Krieg in Vietnam oder gegen die geplanten Notstandsgesetze, und viele Schülerzeitungen wandelten sich in Monatsfrist von braven Blättchen mit launigen Berichten über Schulfeste und Sportwettkämpfe zu politischen Organen der linken Schülerbewegung³², die immer stärkeren Zulauf erhielt. Die Zahl der AUSS-Gruppen – allerdings fast ausschließlich an Gymnasien – verdoppelte sich von Juni bis Oktober 1967 auf 46 mit ca. 2000 Mitgliedern³³.

³¹ Schülerparlament: Radikaler sein!, in: Hamburger Abendblatt vom 11. 12. 1967; in einigen sozialdemokratisch regierten Bundesländern stellten sich die Schulbehörden in dieser Situation mit neuen SMV-Erlassen oder Entwürfen dazu sogar auf die Seite der Schüler und riskierten den Konflikt mit Lehrerverbänden, Elterngremien und konservativer Presse; vgl. etwa den Konflikt um einen neuen SMV-Erlass in Hamburg Anfang 1968; vielfältiges Material in StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Schülerbewegung 1968.

³² Vgl. zu diesem Wandel die umfassende Erhebung über den Zeitraum 1967/68: Schüler und ihre Presse, hrsg. v. Jan-Peter Hintz, Detlef Lange (Berlin 1969); 1 111 Schülerzeitungen waren angeschrieben, 689 Antworten ausgewertet worden; bei der Frage „Welche würden Sie für die wichtigsten idealsten Ziele einer Schülerzeitschrift halten?“ wurde mit 76,7% (bei Möglichkeit von Mehrfachnennungen) am häufigsten die Aussage angekreuzt: „Politisches Denken anregen“ (ebd. 87); am häufigsten behandelt wurde dieser Erhebung zufolge das Thema „Forderungen der Studenten“ (in 39,1% aller Schülerzeitungen), dahinter folgten Artikel zur NPD und zur Bundeswehr (ebd. 92); vgl. Herbert Schmelz, Soziologische Inhaltsanalyse von Schul- und Schülerzeitungen (Frankfurt a.M. 1968); Wolfgang Schwerbrock, Schülerpresse heute und in der Weimarer Zeit (Düsseldorf, Wien 1969); Angaben zum Inhalt von Schülerzeitungen in den folgenden Jahren vgl. in Frithjof Rendtel, Politische Bildung durch die Schülerpresse. Wandlungen von 1969 auf 1976 (München 1979); Joachim Hofmann-Göttig, Politik und Schülerpresse (München 1982); Andreas Beutin, Schülerprotest und Schülerzeitungen in der ‚68er Bewegung‘, Staatsexamensarbeit im Fach Geschichte (Hamburg 1998).

³³ Vgl. Rechenschaftsbericht des AUSS-Bundesvorstands auf der 2. Delegiertenkonferenz am 14./15. 10. 1967 in Frankfurt a.M., in: StAHH, 136–3, 455, Bl. 434051–434057; zur 2. DK vgl. Barth, Revolutionierung 48.

Mit dem Wandel der Schülerzeitungen, die nun die Scheinwelt einer harmonischen schulischen Gemeinschaft verließen, war den linken Schülergruppen ein entscheidendes Propagandamittel zugewachsen. Dies galt nicht zuletzt für die Forderungen zur „Sexualerziehung“, die das AUSS auf seinem Gründungskongress erhoben hatte. Neben der „Einrichtung eines Sexualkundeunterrichtes an den Schulen, der sämtliche Vorgänge einschließt, von denen die Sexualität in unserer Gesellschaft bestimmt ist“, umfaßten diese auch spezielle Aufklärung über Verhütungsmittel, den „freien Zugang zu oralen Antikonzeptiva für Mädchen nach erreichter Geschlechtsreife“, den „Abbau der Diskriminierung der sexuellen Betätigung von Schülern durch die Schulautoritäten“ und die „sofortige Freiheit und Unterstützung aller Schülerarbeitskreise über Probleme der Sexualität inklusive des Rechtes auf Durchführung von Sexualumfragen und ähnlichem an der Schule selbst“³⁴. Im Hintergrund dieser Forderungen standen die zur gleichen Zeit in der Studentenbewegung diskutierten Zusammenhänge von politischer und sexueller Repression, deren Wurzeln in Familie und Schule lagen³⁵.

Dieses Thema war anfangs bewußt in den Mittelpunkt der AUSS-Propaganda gerückt worden, weil es den Schülern näher sei als allgemeinpolitische Themen wie der Krieg in Vietnam³⁶, und auch die Presseöffentlichkeit ließ sich damit am leichtesten herstellen. Schon das Echo auf die Gründung des AUSS enthielt fast immer Reizworte wie „Pille“, „Sexualkunde“ und „Verhütungsmittel“ – allerdings meist als Ausgangspunkt zur Beschreibung der Schülerorganisation als Protestzentrum nicht gegen den Zustand von Schule und Gesellschaft, sondern gegen Lehrer und Eltern³⁷. Die heftigen Reaktionen der Presse schienen die antiautoritären Theorien über den Zusammenhang von sexueller Repression und politischer Reaktion nur zu bestätigen. Schon im Februar 1967 hatte eine Umfrage der Frankfurter Schülerzeitung „Bienenkorb-Gazette“ für Furore gesorgt. In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ wurde berichtet: „Eine Kluft trennt den Versuch von Amateuren, das Intimleben dreizehn-, vierzehn-, fünfzehnjähriger Mädchen in einer knappen Viertelstunde erforschen zu wollen, von offener wie taktvoller Aufklärung durch eine mütterlich empfindende Lehrerin. ... Wie kann eine Direktorin, der viele Hunderte von Mädchen anvertraut sind, das gutheißen?“³⁸ Und die „Bild-Zeitung“ dramatisierte: „13jährige Mädchen mußten Sex-Fragen beantworten“³⁹. Gerade in kleineren Städten kam es wegen Artikeln über Sexualität zu Zensur und Verboten von Schülerzeitungen, Schulverweisen von Redakteuren usw.⁴⁰, und der

³⁴ Dok. u. a. in *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 36–38.

³⁵ Vgl. Arbeitsmaterial des AUSS, Nr. 3: Sexualtabu an der Schule – Zum Verhältnis von Sexualität und Politik (Ariane Wollrab, Sozialistischer Schülerbund Bonn), in: StAHH, 136–3, 455, Bl. 434032–434037.

³⁶ Reimut Reiche (SDS) in einem Interview mit *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 78 f.

³⁷ Vgl. ebd. 48 f.

³⁸ „Wünschst Du Dir Intimverkehr?“, in: FAZ vom 21. 2. 1967.

³⁹ Bild-Zeitung vom 22. 2. 1967.

⁴⁰ Vgl. *Hanjo Breddermann*, Über Sexualaufklärung in der Schule. Eine Dokumentation, in: *Amendt* (Hrsg.), *Kinderkreuzzug* 127–154; *Günter Degler*, Über die Arbeit in kleinen Städten, in: ebd. 155–198; *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 89 ff.; *Heider*, Schülerprotest 87 ff.

voraussehbare Voyeurismus von Illustrierten, die sich des Themas annahmen, verstärkte nur den Bekanntheitsgrad der Forderungen; auch der „Spiegel“ berichtete gern über Konflikte um die Sexualkunde⁴¹. Die Kritik an der linken Schülerbewegung kann in der häufig benutzten Formulierung zusammengefaßt werden, das AUSS folge dem Motto „Mit Sex fängt man Mäuse“⁴².

Die Aktivitäten der Schülerbewegung steigerten sich vom Herbst 1967 bis zum Frühjahr 1968 beträchtlich, wobei nun, der allgemeinen Entwicklung folgend, neben die innerschulischen Konfliktfelder immer stärker die allgemeinpolitischen Themen in den Vordergrund rückten. Die linke Schülerbewegung um das AUSS wurde zum selbstverständlichen Teil der Außerparlamentarischen Opposition und nahm an deren Demonstrationen teil. In Bremen ergriffen Schüler sogar die Initiative zum „Sit-in“ auf den Straßenbahnschienen, um mit diesem Mittel eine geplante Erhöhung der Fahrpreise abzuwehren; sie waren völlig überrascht über den positiven Zuspruch aus der Bevölkerung. Nachdem zunächst starke Polizeikräfte eingesetzt worden waren, „beugte sich“, wie „Der Spiegel“ formulierte, „in Bremen die Staatsgewalt dem Schülerstreik“⁴³. Nach einer demoskopischen Erhebung des EMNID-Instituts im Auftrag des gleichen Magazins begrüßten zwei Drittel der westdeutschen Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren (und drei Viertel der Studierenden) die Demonstrationen der linken Gruppen⁴⁴.

2. Radikalisierung und Selbstkritik der antiautoritären Revolte

In vielen Schulen wurde im ersten Halbjahr 1968 vor allem über zwei Themen diskutiert: über den Springer-Konzern⁴⁵ und seine „Hetze“ gegen die Studentenbewegung sowie über die Notstandsgesetze. Schüler beteiligten sich in großer Zahl an den Osteraktionen, wurden dort von den SDS-Aktivist*innen z. B. gern zum Barrikadenbau eingesetzt, und im Mai 1968 wurde in mehr als 50 Städten in Schulen mit z. T. phantasievollen Formen gegen die Notstandsgesetze gestreikt. In Köln, Frankfurt und Darmstadt fand in Oberstufenklassen generell kein Unterricht statt⁴⁶. In der „Welt“ wurde die Ausweitung der Schulrevolte mit einiger Besorg-

⁴¹ Vgl. u. a. *Der Spiegel* 15, 16, 18, 43 (1968), weitere Pressebeispiele in *Barth*, *Revolutionierung* 65 ff.

⁴² Vgl. die Antikritik von *Stefan Aust*, *Sex & Politik. Die Revolution der Schüler*, in: *Konkret* 2 (1968); rückblickend *Günter Amendt*, *Zur sexualpolitischen Entwicklung nach der anti-autoritären Schüler- und Studentenbewegung*, in: *Bilanz der Sexualpädagogik*. Hrsg. von *Hans-Jochen Gamm*, *Friedrich Koch* (Frankfurt a. M., New York 1977) 17–38.

⁴³ *Der Spiegel* 5 (1968) 34; vgl. *Haug, Maessen*, *Was wollen die Schüler?* 58 ff.; *Barth*, *Revolutionierung* 78 ff.

⁴⁴ *Zwei Drittel zum Protest bereit*, in: *Der Spiegel* 8 (1968).

⁴⁵ Vgl. bereits die Resolution gegen den Springer-Konzern auf der 2. Delegiertenkonferenz des AUSS im Oktober 1967, in: *StAHH*, 136–3, 455, Bl. 434062.

⁴⁶ Vgl. den Aufruf des Hamburger Schülerparlaments zum „Sternmarsch“ nach Bonn, undatiert (Mai 1968), in: *StAHH*, *Sammlung Uwe Schmidt, Politische Schülerbewegung 1968; das Verbot zur Teilnahme durch die Schulbehörde*, 11. 5. 1968, in: *StAHH*, 361–2 VI (Ober-

nis konstatiert: „Seitdem die Studenten mit ihren Forderungen Schritt für Schritt an Boden gewinnen, ist der Funke der Unruhe auf die Gymnasien übergesprungen, ohne daß diese ‚Eskalation‘ bisher ins Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gedrungen wäre.“⁴⁷

Obwohl sich die linke Schülerbewegung immer weiter verbreitet hatte, herrschte Katzenjammer, wurde von einer „Krise“⁴⁸ des antiautoritären Lagers gesprochen; die quantitative Erweiterung wurde sogar selbst als Zeichen der Krise und des Niedergangs gesehen. In einem internen Rückblick zur bisherigen Geschichte des Hamburger AUSS vom Oktober 1968 wurde konstatiert, dieser habe zwar bei den Osterdemonstrationen ein „massives Aktionskader“ gestellt, aber seither hätten sich „bestimmte Genossen in den Vordergrund geschoben und bestimmten autoritär das Geschehen im AUSS ...“, die Masse der Genossen ist nur Konsument, d. h. sie lassen sich von der Oligarchie zu Aktionen treiben, die sie selbst nicht begründen können. So geschah es, daß eine bestimmte Clique auf Grund ihrer funktionalen Autorität einen allgemeinen Autoritätsanspruch ableitete. Das AUSS war ein Sammelbecken vieler Schüler, die es nur als Mode empfinden, im AUSS-Zentrum zu sitzen“⁴⁹. Die Angst davor, daß der politische Kern sich in einem allgemeinen Lebensstil auflösen könne, bei dem sich linke Jugendliche zwar an Kleidung und Körpersprache erkennen würden⁵⁰, die politischen Inhalte aber verloren gingen, grassierte allgemein im AUSS. Schon in seinem Grundsatzreferat auf dem Gründungskongreß hatte Reinhard Kahl gewarnt: „Für die Industrie ist die heute zufällig größere Freiheit der Schüler nur der Ausdruck ihres ökonomischen Avancements zur selbständigen Konsumgesellschaft der Teenager. Ein Musterbeispiel dafür ist die Geschichte des Beat. Er war in seinem Beginn in Liverpool so etwas wie ein revolutionärer Protest, Anklage gegen die Gesellschaft und Entrückung von der Gesellschaft zugleich. Unsere Industrie hat es verstanden, das so musikalische wie eminent politische Phänomen Beat zu integrieren, zu entpolitisieren und zu einer Konsumsparte zu machen.“⁵¹ Insofern war es kein Zufall, daß ein Presseprodukt aus dem Verlagshaus Bärmeier & Nickel, das mit der satirischen Zeitschrift „Pardon“ einen großen Erfolg erzielt hatte, zum bevorzugten Haßobjekt der linken Schülerbewegung wurde: die Zeitschrift „underground. Das deutsche Schülermagazin“, die mit 68 Seiten auf Hochglanzpapier zum Preis von 1,80 DM und mit einer Druckauflage von 120000 Exemplaren erstmals im November 1968 erschien. Aufmacher der ersten Nummer waren eine „Zentralkartei für Lehrerverbrechen“, ein Artikel „Worüber Mädchen

schulbehörde VI), 2697; zentrales AUSS-Flugblatt zur 2. Lesung, undatiert (Mai 1968), in: *Amendt* (Hrsg.), *Kinderkreuzzug* 53 f.; Beispiele von lokalen Aktionen in *Barth*, *Revolutionierung* 84 ff.

⁴⁷ Schülerbünde bereiten Kopfzerbrechen, in: *Die Welt* vom 29. 4. 1968.

⁴⁸ *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 70.

⁴⁹ Geschichte des Hamburger AUSS, undatiert (handschriftlicher Vermerk: 25. 10. 68), in: *StAHH*, 136–3, 455, Bl. 434196–434199.

⁵⁰ Vgl. *Gerd Koenen*, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977* (Köln 2001); im folgenden zitiert: *Koenen*, *Das rote Jahrzehnt* 133.

⁵¹ Zit. Nach *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 46.

lachen. Sexwitze bei Teenagern“ und „Der goldene Schlagring. Underground präsentiert Prügelpauker“⁵². Mit einer Mischung von marktgerecht aufbereiteten Themen über den Schulalltag, Schülerprotest und vor allem „Sex mit politischem Rouge“⁵³, vermischt mit Anzeigen für Bücher aus dem eigenen Verlag, Popmusik (CBS) und Rasierapparate (Braun-Sixtant), dienten sich die Blattmacher dem AUSS an, erhielten aber eine brüske Abfuhr. „Vom Profitinteresse bestimmte ‚linke‘ Zeitschriften wie *konkret*, *underground* & co. fügen dem AUSS einen enormen Schaden zu“, befand das AUSS Frankfurt in einem Papier zur 4. Delegiertenkonferenz in Köln Anfang Januar 1969; hier werde „schichtenspezifische Konsummanipulation“ vervollkommen; zudem bestehe „die Gefahr der Korrumpierung von Genossen“, die in „underground“ gegen Geld schreiben, aber nicht mehr in den Schulen agitieren würden⁵⁴. Als der Verleger Nickel auf der Kölner Konferenz erschien, um dort für „underground“ zu werben, wurde eine Tüte Mehl über seinem Kopf ausgeleert⁵⁵. Versuche, ein Korrespondentennetz unter linken Schülern aufzubauen, schlugen angesichts des AUSS-Boykotts fehl. Das Blatt ging in Jahresfrist ein und bescherte Bärmeier & Nickel erhebliche Verluste⁵⁶.

Aber „underground“ war in der Wahrnehmung der linken Schülerbewegung nur die Spitze des Eisbergs konsumistischer Gefahren. Insgesamt verschärfte sich nun, im ersten Halbjahr 1969, der Ton, der den Angriffen gegen die „Pop-Kultur“ anhaftete. In einem ausführlichen Artikel über „Perspektiven der Hamburger Schülerbewegung“ wurde das Problem psychologisiert:

„Die heute unter den Gymnasiasten vorherrschende Pop-Kultur ist ein Versuch dieser Schüler, ihr nicht als befriedigend empfundenenes Lernen auszugleichen. Diese Spielart kann mit Recht als vopolitisch-antiautoritär bezeichnet werden, umso mehr, als die heute schon politisierten Schüler dieser Pop-Kultur entsprungen sind. ... Indem die Schüler merken, daß eine von ihnen erwartete quasi natürliche Belohnung nicht mehr sicher ist, hören sie nicht etwa mit dem Lernen in der Schule auf, denn eine Alternative weniger mühseliger Art ist nicht sichtbar, vielmehr setzt zu diesem Zeitpunkt eine Regression von der analen Fixierung auf orale Betätigung ein. Ein Charakter entsteht ... der seine hauptsächliche Aufgabe

⁵² Zur Konzeption von „underground“ vgl. vor allem Jg. 1, Heft 1 (November 1968) und Jg. 2, Heft 1 (Januar 1969).

⁵³ Schülerzeitung, bloßes Einmaleins, in: *Der Spiegel* 48 (1968); kritisiert wurde „underground“ von kommunistischer (vgl. *Underground*, in: *elan*, 1–2 (1970) 74) ebenso wie von rechtsextremer Seite (*underground* – Das Geschäft mit dem Blutstau unter den Bänken, in: *Nation Europa* 1 (1969) 25–28).

⁵⁴ AUSS Frankfurt: Zur Notwendigkeit eigener Kommunikationsmedien für die Schülerbewegung (1968), dok. in *Liebel, Wellendorf*, *Schüler selbstbefreiung* 179–184, Zitate: 180 (Kursivierung im Text); vgl. im selben Tenor: *Underground und die Schülerbewegung*, in: *APO-Press* (Hamburg), Nr. 1 vom 27. 1. 1969.

⁵⁵ Das Foto von dieser Aktion in *Reinhard Kahl*, *Schüler wollen mehr arbeiten. Die Delegiertenkonferenz des „Aktionsrates (sic!) unabhängiger und sozialistischer Schüler“* beschließt Lernkollektive, in: *Konkret* 3 (1969); vgl. eine Schilderung der Aktion von *Barth*, *Revolutionierung* 96, 103.

⁵⁶ „Underground“. Zwischen A und U, in: *Der Spiegel* 47 (1969).

darin sieht, zu konsumieren um zu konsumieren. Eine Tatsache, die von auf Jugendliche zugeschnittenen Produktionszweigen weidlich ausgenutzt wird. Dieser Jugendliche lernt in der Schule nur noch ‚um den Schein zu machen‘, d. h. das Abitur so reibungslos und bequem wie möglich, allen Widerständen ausweichend, zu erhalten, um dann die Konsumrate enorm steigen lassen zu können. Da das Elternhaus nicht mehr im Stande ist, dem Schüler Sicherheit zu bieten, ist seine Bereitschaft größer, gegen die Familie zu revoltieren. Diese Revolte wird durch die schichtenspezifischen Manipulationsmittel (BRAVO, RADIO LUXEMBURG, TWEN etc.) entpolitisiert und in die Pop-Kultur kanalisiert.⁵⁷

Es scheint symptomatisch, daß an die Beobachtung, daß der harte Kern der linken Schülerbewegung selbst dieser Pop-Kultur entsprungen war, keine Überlegungen geknüpft wurden, wie auch künftig solche Lernprozesse organisiert werden könnten, sondern eine erbitterte Abgrenzungswut gepflegt wurde. In den Thesen des AUSS-Bundesvorstandes vom Sommer 1969 hieß es:

„Schlimm ist, daß sich viele von uns dem Image anzupassen beginnen, das die alte Kultur von unseren revolutionären Ansätzen und Symbolen zusammengesetzt hat und mit dem sie sich nun verjüngt. Honoriert werden heute in vielen Klassen und subkulturellen Gruppen bereits diejenigen Schüler, die am besten von uns abgeschaut haben, ohne sich von uns berühren zu lassen, diejenigen Schüler, die am glattesten die revolutionäre Fassade zur Schau stellen. Man findet sie selbst als lokale Matadore in einzelnen AUSS-Gruppen: Sie reden kritisch daher, aber nur im Deutsch-Unterricht, wo es nichts kostet; sie sind antiautoritär, aber nur, wenn es um die Verteilung von dreckiger Arbeit geht und es auf Disziplin ankommt; sie protzen mit einem lässigen und freien Sexualleben, aber vielleicht sind sie zu ihrer Freundin nicht solidarischer als im täglichen Gruppenleben ... Mit einem Wort: Sie sind die linke Variante des duften Typs ... dieser Typ vereinigt oft die Attribute auf sich, mit denen sich die zurückgebliebenen, introvertierten, gehemmten und unter größtem antiautoritärem Druck stehenden Klassenkameraden leicht identifizieren: Er ist narzisstisch, sprachgewandt, kleidet sich extravagant ... und hat eine gutaussehende Freundin. Dieser Typ, den wir selbst produziert haben, repräsentiert bereits Elemente des Klassenfeindes in Gestalt des integrativen und abgebrühten Jungmanagers.“⁵⁸

Die hier anklingende Kritik am Geschlechterverhältnis unter Jugendlichen wurde im AUSS nur selten explizit thematisiert, aber der Frauenprotest im SDS – die berühmten Tomatenwürfe – fand auch in der Schülerbewegung durchaus Anklang. „Wie wollt ihr euch befreien, wenn ihr gleichzeitig Unterdrücker seid?“, fragte ein „Emanzipationskreis der weiblichen Genossen (!)“ und befand: „Bei genauem Durchdenken dieses Komplexes sollte jedem die Notwendigkeit des Weiberrates oder Emanzipationsrates einleuchten.“⁵⁹

⁵⁷ Perspektiven der Schülerbewegung in Hamburg – 1. Teil, in: APO-Press. Hamburger Informationsdienst, Nr. 6 vom 7. 4. 1969, 1–4, Zitate: 3.

⁵⁸ Zit. nach Eick u. a., Radikalisierungs- und Demokratisierungstendenzen 34.

⁵⁹ Zum Emanzipationskreis der weiblichen Genossen, in: AUSS-Info 1 (Redaktion: Theoriekader), undatiert (Juli 1969), in: StAHH, 136–3, 455, ohne Seitenzählung.

Ein Zug von ostentativer Disziplin und Ernsthaftigkeit haftete der linken Schülerbewegung zunehmend an, auch wenn das Verhalten der „Basis“ sicherlich nicht überall den neuen theoretischen Vorgaben der Avantgarde entsprach. Immerhin gab es in den Gruppen die Tendenz, die typische Struktur der „antiautoritären“ Gründungsphase zu überwinden. Nicht mehr charismatische Führer im Kleinformat sollten die Entscheidungsprozesse vorgeben, sondern die Mitglieder durch „Schulung“ qualifiziert werden, um egalitär größere Schlagkraft zu entwickeln. Die „Organisationsfrage“ beherrschte deshalb die 4. Delegiertenkonferenz in Köln Anfang 1969. In einem Vorbereitungspapier der Unabhängigen Sozialistischen Schülergruppe (USSG) Stuttgart hieß es, die bisherige „faschistoide Praxis“ müsse durch eine „radikal andere Arbeit – kollektiv-solidarische Arbeit“ überwunden werden. Das „bestehende Informationsgefälle“, das immer wieder „Autoritäten“ produziere, sei durch eine „Lernkommune“ zu ersetzen, um die „in kollektiver wissenschaftlicher Arbeit erarbeitete Information in die Schule hineinzutragen“⁶⁰. Als entsprechende unterste organisatorische Einheit wurden demzufolge sogenannte „Lernkollektive“ propagiert, in denen sich die linken Schüler einer Klasse zusammenfinden sollten, um fachlich qualifiziert die Mitschüler überzeugen und gleichzeitig dem schulischen Druck entgegenwirken zu können. Taktische Anweisungen für „Lernkollektive“ enthielt eine Ausarbeitung des Hamburger AUSS. Erster Grundsatz sollte sein, „immer am konkreten Detail zu beginnen“; wenn im Geschichtsunterricht die Französische Revolution behandelt werde, sollten „keine großen Referate über den ‚dialektischen Prozeß‘ der Befreiung im Zusammenhang mit der Entwicklung des Kapitalismus (wahrscheinlich kann man das auch gar nicht)“ gehalten werden; es genüge vielmehr, „(…) ein oder zwei Bücher darüber einmal zu lesen. Und dann beginnt man im Unterricht genau darauf zu achten, was der Lehrer dort vorbringt. Es ist zweckmäßig, zuerst reformistisch oder radikaldemokratisch zu argumentieren, sich aber zu steigern und ständig weiterzugehen. Dies hat den Vorteil, daß man nicht ‚sozialistisch‘ von vornherein argumentieren muß ... Es ist immer nur notwendig, mit Mißtrauen den Unterricht in Frage zu stellen, sich dann Literatur zu beschaffen und mit Mitschülern das Vorgehen zu diskutieren. (Durch diese Taktik) sei es möglich, den Schülern die autoritären Strukturen erfahrbar zu machen (sinnlich), wenn der Lehrer nämlich autoritär reagiert. Die im Unterricht verbreiteten Ideologien werden zersetzt. In der aktiven Auseinandersetzung mit ihrem Vertreter (Lehrer), in der konkreten Entgegnung besteht dann die Möglichkeit, selbständige, kritische Denkprozesse zu initiieren.“⁶¹

⁶⁰ USSG Stuttgart: Zur Emanzipationsfrage, dok. in *Liebel, Wellendorf*, Schüler selbstbefreiung 162–168, Zitate: 163, 164, 165.

⁶¹ AUSS Hamburg: Materialien zur Kritik der Schule (Mai 1969) 7f., in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Flugblätter und Publikationen 1968–1976 (im folgenden zitiert: AUSS Hamburg, Materialien); diese Schrift wurde als „Information über die Arbeit radikaler Schülergruppen“ von der Schulbehörde am 22. 9. 1969 an alle Schulen gesandt; StAHH, 361–2 VI, 3019.

Auf der nächst höheren Stufe fungierten Basisgruppen an den jeweiligen Schulen. Die „Basisgruppe“ war fortan das Zauberwort, eine „Massenbasis in der Schule“ zu erreichen; als Zusammenschluß der „Lernkollektive“ hatte sie die „primäre Aufgabe ..., den scheinheiligen Schulfrieden“ zu stören und „Konflikte zu organisieren“; dafür sei „jeder Zwischenfall“ auszunutzen, „faschistische Äußerungen und autoritäre Verhaltensweisen von Lehrern“ sollten veröffentlicht, „Schulveranstaltungen, die den Schulfrieden erhalten sollen (Schulfest usw.), werden umfunktioniert“⁶². Weniger feinsinnig wurde die strategische Linie auf Flugblättern ausgedrückt, die das Hamburger AUSS als Einladung für ein „teach-in zur Organisation von Basisgruppen“ verteilte. Presserechtlich verantwortet von „Martin Heidegger“ – der Name versetzte den Sachbearbeiter des Verfassungsschutzes in Verwirrung –, gipfelte das Flugblatt im Aufruf: „Die Unruhe an den Schulen muß permanent werden. Zieht die Lehrer an ihren ideologischen Schwänzen. Haut die Lehrer auf die Zinken – Alle Macht den Schülerlinken.“⁶³

Nichts schien den antiautoritären Schülern in diesem Zusammenhang gefährlicher zu sein als die „technokratische Schulreform“, die aus den verpöfteten Anstalten moderne und leistungsfähige „Lernfabriken“⁶⁴ im Sinne des Kapitals formen würde; waren zwei Jahre zuvor noch Versuche mit Kurssystem und Gesamtschulen gefordert worden, so wurden nun Mitbestimmungsmöglichkeiten etwa über Zensuren als „fatal“ bezeichnet: „die praktizierte Mitbestimmung in einer ‚modernen‘, ‚offenen‘, in einer Schule von morgen (reformiertes Gymnasium oder Gesamtschule) ist ein Zeichen der nicht *offen* autoritären Strukturen, sondern der *autoritären Fremdbestimmung des Unterrichts*“⁶⁵. Nicht die Mitbestimmung über Schülerleistungen, sondern die Abschaffung der Zensuren wurde nun – mit angeblich unwiderlegbaren Argumenten der psychologisch-pädagogischen Forschung – kompromißlos gefordert. Das Hamburger AUSS konstatierte: „Leistungsterror“ und „der autoritäre Unterricht fördert den Faschismus“⁶⁶.

Als Aktionsform gegen das herkömmliche, durch „Leistungsterror“ bestimmte Schulsystem wurde in vielen Städten eine „Kritische Schule“ propagiert, in der Form einer alternativen Volkshochschule, der jedoch nirgendwo eine längere Dauer beschieden war; in Hamburg wurde die „Kritische Schule“ vom Schüler-

⁶² Ebd. 7, 10; vgl. USSG Stuttgart/AUSS Mannheim: Zu Problemen der Strategie und Organisation (Dezember 1968), dok. in ebd. 168–171, Zitate: 171.

⁶³ Tragt die Unruhe in die Schulen (Februar 1969), in: StAHH 136–3, 455, Bl. 678474; in einem anderen Fall – dem Flugblatt „Die ewig gestrigen sind unter uns!“, das im März 1969 vor dem Gymnasium Johanneum verteilt wurde, hatte als presserechtlich verantwortlich ein „Karl Fakt“ unterzeichnet. Nach gründlicher Recherche meldete der Sachbearbeiter des Verfassungsschutzes: „Vermutlich ist die Person nicht existent“; StAHH 136–3, 520, Bl. 0689250.

⁶⁴ Reinhard Kahl, Michael Lukasik, Schule der Angst, in: Konkret 14 (November 1968).

⁶⁵ AUSS Hamburg, Materialien 6 (Kursivierungen als Unterstreichungen im Text).

⁶⁶ AUSS-Hamburg, Materialien 5; über entsprechende Aktionen in Heilbronn berichtete Reinhard Kahl, Lustprinzip – ja!, in: Konkret 4 (Februar 1969).

parlament und vom Politischen Arbeitskreis Schulen (PAS) getragen. In einer Broschüre, die neben dem Gründungsaufruf längere Artikel über Schulstrafen und über Zensurengebung enthielt, fand das politisch-didaktische Selbstverständnis seinen Ausdruck: „Die Kritische Schule (KS) wird im selbstorganisierten Unterricht die uns allen so überdrüssig gewordenen Lernmethoden und unsinnigen Lernziele abschaffen.“⁶⁷

Größere Anziehungskraft hatte eine direkte politische Protestaktion, die von der Hamburger APO-Press angekündigt wurde: „Das Hamburger Schülerparlament veranstaltet in Zusammenarbeit mit allen politischen Schülergruppen ... im Audimax ein teach-in über die Funktion von Zeugnissen und Zensuren. Es steht zu erwarten, daß allein zu Ostern ca. 3000 Schüler dem System des Sitzenbleibens zum Opfer fallen werden.“⁶⁸ Im Anschluß an dieses teach-in kam es zur symbolischen Verbrennung von Zeugnissen⁶⁹ und einer „spontanen“ Demonstration von einigen Hundert Schülern, die zur Schulbehörde ziehen wollten, daran aber von Polizeikräften gehindert wurden. Die „Welt“ meldete: „Ein Mädchen wurde von einem Schlagstock am Kopf getroffen, als eine Schülergruppe einen Polizeiwagen, in dem einer der Festgenommenen saß, am Abfahren hindern wollte.“⁷⁰ In einem Flugblatt des „Aktionsrates der revolutionären Schülerbewegung“ (presserechtlich verantwortlich: „Helmut Rahn“) am ehrwürdigen Johanneum, einem der traditionellen Gymnasien der Hansestadt, wurde die Infamie der Zeugnisse „entlarvt“: „Natürlich wird niemand direkt von der Schule verwiesen. Es wird nur geraten, die Schule zu verlassen; denn die Leistungen des Schülers seien schwach, er habe einen klassezersetzenden Geist, er passe sich nicht an, usw. usw.“⁷¹ In einem weiteren, nicht namentlich unterzeichneten Flugblatt dieser Gruppe wurde für den Direktor, der die Schülerbewegung unterdrücke, sogar gefordert: „Ab in den Knast!“⁷² In der APO-Press wurde daraufhin kritisiert, daß am Johanneum „in Folge der fehlenden Strategie Formen des Widerstandes praktiziert (wurden), die teilweise zeitlich falsch lagen (individueller Terror, das Bemalen des Hauses eines Lehrers) bzw. nicht von einer aufklärerischen Arbeit begleitet wurden und somit zum Ritual degenerierten (das Bemalen der Schulwände: zu Beginn politische Manifestation, zuletzt neurotische Polit-Onanie)“⁷³.

Mit einigem Mißtrauen begegnete die antiautoritäre Schülerbewegung selbst den Organisationsversuchen linker Junglehrer, die bereits auf den Universitäten politisiert worden waren. Als „Träger der die Ordnung garantierenden Autori-

⁶⁷ „Kritische Schule Hamburg“ (April 1969), in: StAHH 361–2 VI, 345.

⁶⁸ APO-Press, Nr. 3 vom 24. 4. 1969, 19.

⁶⁹ Über diese Aktionsform am Beispiel von Hamburg, Berlin und Hannover vgl. *Barth*, Revolutionisierung 82 ff.

⁷⁰ Protest gegen Zensuren endete mit neun Festnahmen, in: *Die Welt* vom 7. 3. 1969.

⁷¹ Flugblatt „Zum 15. März 1969 – Zeugnisausgabe ... und wieder fliegen welche“, in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Schülerbewegung 1969.

⁷² „Die zehn Lügen des Herrn Schütz“ (März 1969), in: StAHH, 136–3, 520, Bl. 0689251 f.

⁷³ Johanneum, in: APO-Press, Nr. 5 vom 24. 3. 1969, 7–9, Zitat: 8.

tät“⁷⁴ war ihre Rolle festgelegt, alles andere irritierte nur und schuf neue Aggressionen, denen Ezra Gerhardt in dem Rowohlt-Taschenbuch „Kinderkreuzzug“ Ende 1968 freien Lauf ließ:

„An die Lehrer. Mit den Lehrern meine ich natürlich nicht die üblichen Lehrer. Da gibt's nichts mehr zu reden, da macht man nur noch was. Aber da taucht plötzlich eine ganz neue Sorte auf. Sozialistisch nennen die sich. Und üben Solidarität, mit den Schülern, natürlich. Wie wir uns gefreut haben! Mit den neuen Lehrern gab's eine neue Kampagne. Die Kampagne nannte sich: „Ihr müßt verstehen ...“ Wir verstanden. Aber plötzlich durfte man's Maul nicht mehr aufmachen. „Da steckt doch der Genosse Lehrer drin!“ Und dann wurde Solidarität geübt und gemeinsam um die gefährdete Lehrereistenz gebangt. Aber Zensuren gab's trotzdem. ... Dafür gab's mal 'nen flotten Brecht. Wenn ihr ratlos dasteht und uns fragt, was ihr überhaupt machen könnt als Lehrer, dann antworten wir: Im Unterricht nichts, bei Konflikten auch nichts. Haltet Euch da raus. Aber sonst könnt ihr sehr viel machen. Zum Beispiel: Uns eure Wohnung zur Verfügung stellen, damit wir's mal ruhig treiben können. Zum Beispiel: Einen Spionagedienst einrichten, damit wir uns auf alles schön einrichten können (Klassenbücher klauen etc.). Zum Beispiel: Euch in der Klasse für alles entschuldigen, was ihr tut, vielleicht wird dann den anderen Schülern auch mal klar, was ihr für Scheiße baut, bauen müßt. Jedenfalls von pädagogischen Experimenten haben wir genug.“⁷⁵

Linke Lehrer, die sich im Sozialistischen Lehrerbund (SLB) und in der Arbeitsgemeinschaft junger Lehrer und Erzieher (AJLE) der Bildungsgewerkschaft GEW sammelten, mußten sich ihre Eintrittskarte in die linke Bewegung erst durch behördliche Repressionsmaßnahmen erwerben, mit denen sie an vielen Orten konfrontiert waren⁷⁶.

Die Agitation in den Schulklassen und vor den Schultoren, darüber waren sich die antiautoritären Schüler einig, mußte in die Auseinandersetzung mit dem staatlichen System in Gestalt der Kultusministerien und Schulbehörden überführt werden. Zum Kampffeld wurden dabei häufig Konflikte um neue, nun nicht mehr SMV- sondern SV(Schülervertretung)-Erlasse, die mitunter durchaus Zugeständnisse enthielten, aber strikt zurückgewiesen wurden. In Hamburg – parallel dazu auch in Schleswig-Holstein – eskalierte die Auseinandersetzung im Frühjahr 1969. Nachdem das Hamburger Schülerparlament sich gegen einen neuen Erlaß gewandt hatte, der „Mitsprache“, aber keine „Mitbestimmung“ vorsah, und die Schulbehörde daraufhin Räume entzog und Gelder spernte, kam es zu Streiks und Demonstrationen. Nicht nur das Vokabular der zwei Jahre zuvor noch folgsamen SMV-Funktionäre klang dabei sehr radikal; die Rede war von „schärferen Mitteln des Protests“ und „kollektivem Widerstand“ gegen eine Schulbehörde, die in Allianz mit Polizei und verhetzter Elternschaft „auf alle Fälle die Schüler unter

⁷⁴ *Liebel, Wellendorf*, Schülerelbstbefreiung 65.

⁷⁵ *Gerhardt*, Über die Praxis 70f.

⁷⁶ Vgl. *Der Spiegel* 16 (1968), 46 (1968), 3 (1969), 42 (1969); *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 72 ff.

Kontrolle behalten“ wolle, nachdem dies bei den Studenten nicht gelungen sei. Auch die Aktionsformen radikalisierten sich. Nach einer Kundgebung vor dem Auditorium Maximum der Universität von 1 500 Schülern waren 125 von ihnen in polizeilichen Gewahrsam genommen worden, als sie in der Innenstadt den Einkaufsbummel stören wollten⁷⁷.

3. Von der antiautoritären Revolte zum strengen Sozialismus

Die rege Beteiligung von Schülern an den Aktionen des ersten Halbjahres 1969, die in quantitativer Hinsicht wohl diejenigen des legendären Vorjahres übertraf, war Ausdruck einer „breiten ideologischen Linkswendung“ in der „jüngeren Intelligenz“ der Oberschüler und Studenten – Mitte 1969 veröffentlichte Umfragen besagten, daß von dieser 30 Prozent mit dem Marxismus oder Kommunismus sympathisierte⁷⁸. Mag es heute bisweilen so erscheinen, als habe in jenem Jahr eine plötzliche Wendung von antiautoritärer Theorie und Praxis zu dogmatischem Sektierertum, kostümiert mit den Symbolen der historischen Arbeiterbewegung, stattgefunden, so empfanden es zumindest die Anhänger der linken Schülerbewegung anders. Von Anfang an war dort gefordert worden, ein Fortschreiten von antiautoritärem zu sozialistischem Bewußtsein zu organisieren; eine libertäre Kritik des Marxismus war kaum anzutreffen gewesen, sondern dessen Radikalität schien in der Konsequenz eigener Lernprozesse zu liegen. 1968 standen sich dabei innerhalb des AUSS zwei Strategien gegenüber. Die sogenannte „Eckernförder Konzeption“, benannt nach dem Produktionsort für das Buch „Kinderkreuzzug“, sah eine allmähliche Transformation der antiautoritären in eine sozialistische Schülerbewegung vor, während eine Berliner Gruppe um die Zeitschrift „Neuer Roter Turm“ Anschluß an die trotzkistische Bewegung suchte⁷⁹. Die besonders heftigen Auseinandersetzungen an Kieler Schulen gegen autoritäre Lehrer im Sommer 1968, die mit etlichen Schulverweisen und Disziplinarstrafen endeten, woraufhin Schüler sogar in den Hungerstreik traten, wurden ausführlich im Zentralorgan der Gruppe Internationaler Marxisten (GIM) gewürdigt⁸⁰.

⁷⁷ Zitate aus zwei Flugblättern des Hamburger Schülerparlaments, überschrieben „Schüler und Schülerinnen“, die Anfang und Mitte Mai 1969 verteilt wurden, in: StaHH, 361–2 VI, 345; in dieser Akte befindet sich umfangreiches Material zu diesem Konflikt; vgl. auch „Der Konflikt zwischen Schülerparlament und Schulbehörde oder Die autoritäre Politik der Schulbehörde“ (eine 16seitige Broschüre des Hamburger Schülerparlaments, April 1969), in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Schülerbewegung 1969.

⁷⁸ Koenen, Das rote Jahrzehnt 184.

⁷⁹ Vgl. dazu die beiden konträren Artikel von *Ilan Reisin*, Über die Eigenständigkeit der Schülerbewegung, in: *Amendt* (Hrsg.), Kinderkreuzzug 70–89; *Peter Brandt*, Über die Bedeutung einer sozialistischen Schülerorganisation – Für eine revolutionäre Organisation der Jugend, in: ebd. 90–128.

⁸⁰ *Gabriele Dolezahl*, Wie schießt man einen Pauker ab?, in: was tun 1 (1968), Nr. 3 (August/September) 7; AUSS-Basisgruppe Kieler Gelehrten Schule, Vorfälle an der Kieler Gelehrten-

Neben die Betrachtung der Schule als autoritärer Institution trat 1968/69 zunehmend deren Charakterisierung als „Klassenschule“⁸¹, und es ging nun auch für Schüler um die Entwicklung von „Klassenbewußtsein“⁸². Das Hamburger AUSS sprach im August 1969 von „dialektischer Negation der anarchistisch-antiautoritären Phase“ und davon, daß man „nur über verbindliche Arbeit (den) Kampf gegen das kapitalistische System bestehen könne“⁸³; während man aber zu diesem Zeitpunkt auch noch über eine „Autoritätskampagne“ und über eine „Leistungskampagne“ nachdachte, war schon ein halbes Jahr später von solchen Dingen nicht mehr die Rede, wurde im Gegenteil die Leistungsschraube in der Organisation selbst angezogen. In ernstem Ton hieß es: „Es muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß das Studium des wissenschaftlichen Sozialismus, des Marxismus-Leninismus, natürlich Priorität genießt.“⁸⁴ Einem strengen Verdikt verfiel nun auch ein zentrales Thema der linken Schülerbewegung: die Sexuaufklärung. In einem Artikel des Hamburger AUSS über „Unsere alten Fehler und unsere neue korrekte Linie“ wurde der Bergedorfer Gruppe, die eine „Sexualkampagne“ gestartet hatte, attestiert, sie befinde sich „noch weitgehend in den archaischen Gründen antiautoritären Wohlbefindens“; die Geschichte des AUSS wurde dabei in düsteren Farben des Verfalls geschildert: „Die 350 Gruppen des AUSS sind meistens durch Sexualkampagnen gegründet worden? Wenn heute die Hälfte dieser Gruppen besucht wird, ist die erste Frage immer: Habt ihr Hasch dabei? – Anstatt des erhofften Aufstiegs zu gesellschaftlichen Erkenntnissen also der Abstieg in die individuelle Schlamperei. ... Und genau das ist der Punkt bei der Sexualkampagne: die Ansprecher sexueller Nöte führt genau zum Verharren in diesen Problemen, bringt den Einzelnen und die Organisation in keinerlei Weise weiter.“⁸⁵ Es wundert nicht, daß nun sogar „Der Spiegel“ dafür kritisiert wurde, die Droge Haschisch – dessen Konsum 1967/68 zum Lebensstil vieler politisch engagierter Schüler gehört hatte –, zu verharmlosen, um „politische Gruppen“ zu „zersetzen“⁸⁶.

Über Nacht wurde aus manchem langhaarigen Schülerrebell nun ein „ordentlich“ aussehender und mit revolutionärer Strenge argumentierender Revolutionär, der den „Kampf im Nebenwiderspruch Schule gegen das Kapital“ und zur „Ver-

schule, in: ebd. Nr. 4 (Oktober 1968) 6f.; vgl. auch *Wolfgang Röhl*, Alle Lehrer sind Hempelmänner. Kieler Schüler traten in den Hungerstreik, in: *Konkret* 13 (Oktober 1968) 10.

⁸¹ *Haug, Maessen*, Was wollen die Schüler? 119.

⁸² AUSS-USB-Info (Hamburg) Nr. 2 (August 1969) 9, in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Flugblätter und Publikationen 1968–1976.

⁸³ Ebd. 7, 25.

⁸⁴ AUSS-Info (Hamburg), Nr. 4 (Januar 1970) 8, in: StAHH, Sammlung Uwe Schmidt, Politische Flugblätter und Publikationen 1968–1976; der überregionale Politische Arbeitskreis Oberschulen verbreitete 1970 unter dem Titel „Formen und Alternativen des Kapitalismus“ marxistisches Schulungsmaterial in einer Auflage von 5 500 Exemplaren; HIS, SBe 635, Box 01, unsign.

⁸⁵ AUSS-Info (Hamburg), Nr. 4, 2.

⁸⁶ Haschu Haschisch ..., in: ebd. 16f.

richtung der kleinbürgerlichen Ideologie“ organisierte⁸⁷. 1970 zerfiel neben dem SDS auch das AUSS, dessen Mitglieder sich z.T. in den fraktionell zersplitterten linken Hochschulgruppen der 70er Jahre wiederfanden, während an den „technokratisch reformierten“ Schulen wieder weitgehend Ruhe einkehrte⁸⁸.

Resümee

Die Periodisierung der linken Schülerbewegung erfolgte – wie einleitend begründet – aus der Perspektive der Organisationsentwicklung, dem Dreischritt von Ausbreitung der antiautoritären Revolte, ihrer Selbstkritik und dogmatischen Überwindung in nur drei Jahren, von Anfang 1967 bis Ende 1969 –, wobei regionale und Ungleichzeitigkeiten im Stadt-Land-Gefälle nicht berücksichtigt werden konnten. Damit sollten Aspekte einer jugendlichen Gruppe deutlich werden, die im Gefolge der studentischen „68er“ „politisiert“ wurde. Wie tief und wie nachhaltig die Prägungen durch die Schülerrevolte am Ende der 60er Jahre wirkten, ist durch eine solche Betrachtung nicht zu ermitteln; erst methodisch variationsreiche gruppenbiographische Studien, die in die folgenden Jahrzehnte reichen würden, könnten einige Antworten vermitteln, aber diese wiederum wären angewiesen auf das Fortschreiten der Zeitgeschichte, welche das Niemandsland jüngster Zeit zwischen den 60er Jahren und der Gegenwart noch kaum entdeckt hat. Auch wären vielfältige weitere Quellen heranzuziehen, um „Bewußtseinsveränderungen“ an der „Basis“ nachzuvollziehen und den Zusammenhang von Jugendkultur und politischer Bewegung auszuleuchten. Was aber aus den antiautoritären Äußerungen der Schülerorganisation AUSS deutlich geworden ist, ist die moralische Ernsthaftigkeit einer Suche nach „wahrhafter“ und nicht nur „formaler“ Demokratie und die Angst vor der Anpassung an die Verhältnisse, die aus scheinbar kritischen Protagonisten, um eine bereits zitierte Stelle aus einem Artikel des Hamburger AUSS zu wiederholen, „integrative und abgebrühte Jungmanager“ formen könnten. Diese nicht unberechtigten Ängste, die sympathisch anrühren, spielten als sozialpsychologischer Hintergrund u.U. eine Rolle bei der Transformation der antiautoritären Revolte in dogmatische Gruppen linksextremer Richtungen, die dann in den 70er Jahren dominierten.

⁸⁷ „Verbessertes Referat, das auf der AUSS-MV am 15. 11. 1969 gehalten wurde: Konzeption der Schülerbewegung in Hamburg“, in: APO-Press. Informationsblatt der Studenten, Schüler und Arbeiter in Hamburg, Nr. 22/23 vom 16. 12. 1969, 20f.

⁸⁸ Die Geschichte der politischen Fraktionierung der linken Schülerbewegung selbst entlang der allgemeinen Fraktionierung der Linken kann hier nicht entfaltet werden; vgl. überblickshaft Heider, Schülerprotest 174 ff.



Exemplarische Rekonstruktionen: Befragung zweier Generationseinheiten aus der „Jahrhundertgeneration“ (geb. 1900 bis ca. 1912)

Thomas A. Kohut

History, Loss, and the Generation of 1914: The Case of the “Freideutsche Kreis”

When I began twenty years ago to investigate the psychological dimension of the past systematically, I, like other so-called “psycho-historians” of that time, analyzed the influence of the psyche on history. We studied the lives of historically significant individuals in order to explain how their attitudes and actions could ultimately be understood as attempts to solve psychological problems that had been posed in childhood. We assumed that the attitudes and actions of such individuals could only be explained through a psychological analysis of their early life. That is to say, I, like other psycho-historians, investigated the influence of the individual psyche on history.

Over the course of the last twenty years, however, I have come to the conclusion that the influence of history on the psyche is as at least as significant as the influence of the psyche on history. Psychoanalysis has demonstrated that we are psychologically constituted through our experience of the environment. That environment, in turn, is to significant extent constituted by history. Therefore history constitutes our psyches. Today I am as interested in the impact of history on the psyche as in the reverse, and I investigate how the experience of a historically-determined environment shapes the self. Nevertheless, I remain a traditional psycho-historian in that I study people not only as the psychological products of history but also as its psychological producers. Indeed, I see it as my task to analyze how the psyche and history mutually shape one another, or, put differently, how history flows through human beings. In order to fulfill this task, the category of “generation” would seem to be particularly helpful.

Writing history from a generational perspective has a special advantage for the psychoanalytically-oriented historian. One of the most difficult problems facing psychohistory is how to move beyond the experience of the individual, which is

generally the purview of psychoanalysis as a clinical discipline. One possibility has been to investigate individuals who seem representative psychologically or who can be understood to have been transference figures (that is, individuals onto whom large numbers of people have projected their needs and wishes, their hopes and fears). Often in the past, psychoanalytically-oriented investigators have treated groups simply as if they were an individual person. Although this latter practice seems generally problematic, it is less so when the group being investigated comprises a generational unit. Since the psyche can be said to be constituted through the experience of a *historically-determined environment*, a *generational group*, which has experienced a similar historically-determined environment, will be psychologically similar. In other words, one can legitimately treat people belonging to such a generational group as a *psychological collective* and can legitimately write a *collective psychobiography* of them. And precisely such a collective psychobiography is what Jürgen Reulecke and I are currently writing of sixty-two members of the *Freideutsche Kreis*¹.

Our generational study explores how history has flowed through the psyches of these 62 human beings. These Germans were all, as adolescents, active in the "bündische youth movement" during the 1920s. They reached maturity in the 1930s and fully experienced the Second World War and the collapse of the Third Reich. Shortly after the war they came together consciously to form a generational *community*, the so-called *Freideutsche Kreis*, an organization of former youth movement members. These 62 people are all approximately the same age, born shortly before 1914, come from the same social milieu, the educated middle class, and share the same religion, Protestantism. As a result, they have had similar historically-determined experiences. Because those experiences were psychologically constitutive, they are also psychologically similar. In the interviews that were conducted with these people, they told similar life stories and told them in similar ways. By presenting a part of those stories here, I shall analyze both how history has shaped the psyches of these sixty-two people, as historical forces produced a series of losses for them during the 1920s in adolescence, and how the psyches of these sixty-two people have shaped the course of history, as the solutions they developed to deal with those losses led them first to the youth movement and eventually to National Socialism.

To the extent they recall it, the overwhelming majority of those interviewed remember World War I not as a time of anxiety and hardship but as an idyllic period in their lives. Almost without exception, they describe positive experiences associated with nature, the out-of-doors, and a rural environment. In fact, a surprisingly large number of the interviewees spent the latter portion of the war with grandparents or aunts and uncles in the countryside. Although most of the parents of

¹ This collective biography grows out of the project "Die Freideutschen: Seniorenkreise aus jugendbewegter Wurzel – ein Modell für ein sinnerfülltes Alter", which was conducted from 1993–1996 under the leadership of Professor Dr. Jürgen Reulecke of the University of Siegen and funded by the Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

the interviewees lived in cities and belonged to the educated middle and upper-middle classes, many still had family ties to rural Germany – testifying to the relatively rapid and recent urbanization and industrialization of the country in the second half of the nineteenth century. When the allied blockade of Germany and Austria-Hungary, coupled with an especially brutal winter in late-1916, produced widespread hunger and suffering, families sent their children to relatives living in rural areas where food was more plentiful².

Many of the interviewees associate "childhood" with the idyllic period they spent in the countryside during the war. One woman's recollection is typical: "also, meine Kindheit, also die beiden Jahre, oder zweieinhalb Jahre, im Bayerischen Wald, das waren also beglückende Jahre, ja"³. They recall this period as a magical time, and their memories evoke what they call "Geborgenheit" and "Nestwärme"⁴. Thus their memories of wartime convey images that are rustic and nurturing⁵. They also associate this period with fairytales and folklore and with the artistic, poetry and music, especially singing. Indeed, perhaps because of its association with a romanticized childhood, singing has evoked a sense of security throughout the lives of many of those interviewed⁶. One paradigmatic memory is of family Christmas celebrations in the countryside, with horse-drawn sleighs, peaceful winter landscapes, carols, presents, and food, at the house of grandparents⁷. The memories of the interviewees convey the feeling of belonging to and being embraced and protected by an extended family⁸. The grandparents and, occasionally, the aunts and uncles are presented as idealized figures, offering protection and security⁹. Generally members of the local gentry, wealthy farmers and professional people, doctors, teachers, and ministers, they are cast literally in a "grand paternal" light, venerated not only by the interviewee but also by the local farmers and villagers¹⁰. One woman recalls her wonder and pride when she, as a little girl, accompanied her tall and stately grandfather, the local physician, on his village rounds¹¹.

The memories of this rural idyll often flow into or parallel memories of an idyllic early life with the nuclear family in urban areas. Although not associated with grandparents or life in the countryside, these urban memories convey the same warmth, security, and artistic magic as their rural counterparts¹². One woman

² Several interviewees were sent to areas that were purely German in the immediate aftermath of the war until territorial questions had been answered and food shortages overcome.

³ Interviewee (B115); also (S107).

⁴ (B107); (B115).

⁵ (A117); (S116); (A124); (S110); (B114); (A103); (AB102-B106); (A120).

⁶ (A103); (S106); (B104); (A105).

⁷ (A104).

⁸ (A118).

⁹ (S104); (S101); (A104).

¹⁰ (A117); (A104); (S106); (S101).

¹¹ (B114).

¹² (S111); (S108); (AB102-B106); (B104); (B102); (A114); (S120). Even the handful of interviewees (S119), (B115), and (S118), coming from a proletarian background appear to fit this pattern.

remembers, as a little girl, lying under the piano with her teddy bears, enveloped by music performed by her mother and family friends¹³. Others describe, with a nostalgic glow, the games they played with neighborhood children¹⁴, childhood puppet performances observed by admiring parents¹⁵, being told fairy stories and sung to before bedtime, and the Christ Child coming on Christmas Eve¹⁶. And, finally, a number of interviewees recall walks or even hiking expeditions with parents, especially with the father¹⁷. These are uniformly positive memories, conveying a sense of the parents as self-confident and loving, as protective and supportive, initiating their children into a world containing challenges that were exciting and could nevertheless be mastered, a world that seemed neither prosaic nor boring but still fundamentally secure¹⁸.

The war is only dimly recalled by the interviewees and is presented as having had little or no impact on them. The one vivid image of the war in the interviews – its outbreak – is generally festive, with troops departing for the front, flowers, and cheering crowds¹⁹. One woman's memory of her father's departure seems more supportive than frightening, as he shortened his walking stick for her to use in his absence²⁰. Given the birth date of most of the interviewees, relatively few close relatives fought in the war. During this period, middle-class, educated German men generally married and had children only after they had established themselves professionally. As a result, the fathers of the interviewees were, for the most part, too old for military service; their brothers, for the most part, too young. Of the sixty-two interviewees, apparently only three lost fathers in the war²¹. The fact that the period of the First World War is remembered fondly by the interviewees, that only a handful of fathers were killed in the conflict, and that, indeed, most remained at home throughout the war fails to confirm the thesis, advanced first by the psychoanalyst, Martin Wanhg, and later by the historian and psychoanalyst, Peter Loewenberg, that the attraction of National Socialism generally and of Adolf Hitler in particular to younger Germans can be attributed psychologically to the absence during their early lives of the father at the front in World War I²². Nevertheless, as we shall see, this article does follow Wanhg and Loewen-

¹³ (BS121); (A116).

¹⁴ (A105); (S108); (B115).

¹⁵ (B104); (B113).

¹⁶ (B117).

¹⁷ (AB101); (S108); (S104); (A118); (S112).

¹⁸ Although it is difficult to date these periods precisely, they appear for the most part to have been during the war. For interviewees born well before 1914, they doubtless refer to the years before the war; for those born after 1914, they doubtless refer to the first years of the Weimar Republic.

¹⁹ (S101); (BS121); (S116); (B104).

²⁰ (B109).

²¹ (S113); (S123); (A120). (B117) and (A114) report older brothers killed in the war. No interviewee describes seriously wounded or disabled relatives.

²² *Martin Wanhg*, National Socialism and the Genocide of the Jews, in: *International Journal for Psychoanalysis* 45 (1964) 386–394; *Peter Loewenberg*, The Psychohistorical Origins of the Nazi Youth Cohort, in: *American Historical Review* 76 (1971) 1457–1502.

berg in explaining the psychological susceptibility of this generational cohort to the blandishments of the Nazis and Hitler as emerging in part out of an effort to compensate for the loss of the father – the physical loss of the father for many of those interviewed, the loss of the father as an admired figure for more. It merely assigns the moment of that loss not to the First World War but to the Weimar Republic.

Whereas the interviewees remember the war as a time of tranquility and security, they recall the Weimar Republic as a time of disorder. In contrast to the dimmer and even festive recollections of the war, their memories of defeat and the subsequent revolution in Germany are vivid and disturbing²³. Frightening, incomprehensible street fighting, putsches on the Right or on the Left, bullets splatting into the living-room wall are often indelible "historical" memories for those interviewed²⁴. From the Kapp Putsch in February 1920, through the "party chaos" in the Reichstag, to the street fighting of the early 1930s, their memories of the Weimar Republic are characterized by images of conflict and chaos²⁵. And whereas the interviewees remember the war as a time of physical and emotional sustenance, they recall the Weimar Republic as a time of hardship. Their memories of the immediate aftermath of the war are of malnutrition and disease (often influenza), which in many instances led to the disability or even death of a family member²⁶. Although the Depression would affect the interviewees directly, they generally recall the economic hardship of the first years of the Republic, culminating in the hyperinflation of 1923, as more devastating, because of its impact on their parents and family.

That the interviewees appear to have been distressed more by the economic crises affecting their parents than by those affecting them directly reflects the fact that in general their experience of wartime and most of the Weimar period was mediated and in significant ways magnified by their parents and other adults. Thus the importance one interviewee attaches to his "first historical memory", of the declaration of general mobilization in Germany in 1914, derived from his mother's frightened reaction to the event²⁷. Just as the outbreak of the war was experienced through its impact on the parents, so too was its loss²⁸. In general, the interviewees' negative attitudes toward the Weimar Republic appear to have been taken over from parents or older siblings²⁹. Although the interviewees present themselves as distressed by the violence and disorder they witnessed, it was more the unease and even fear of the adults that most upset them as children³⁰. Similarly, the anxiety, discouragement, and sense of failure with which the parents reacted to

²³ (S116); (A118); (B111); (BS121); (A114).

²⁴ (A118); (B110); (BS121); (S104); (S106); (S113).

²⁵ (S114); (AB101); (S116); (S111); (B105); (A101); (A116); (B116).

²⁶ (S122); (A120); (A116); (S115); (S118); (A103); (A104); (BS121); (S116); (A101); (A116).

²⁷ (B104).

²⁸ (B117); (A114); (S107); (A118).

²⁹ (A118); (BS121); (A101).

³⁰ (B105); (B110).

economic hardship rendered it so disturbing to those interviewed³¹. The parents and, through them, the interviewees had a clear sense of “history” as an external force that affected the family adversely and which the parents were unable to control³².

Thus, the interviewees recall the Weimar Republic as a time of disorder and hardship, a time when “history” had a profoundly negative effect upon their families and, through its impact on their parents, upon themselves. More specifically, they associate the Weimar period with a series of historically-engendered losses. The first of these remembered losses was of an idyllic childhood. For those who spent the latter half of the war with relatives in the countryside, this loss was abrupt, physical, and traumatic as they returned to the cities after the war to live with their parents. They associate this loss with a sense of alienation in an unfamiliar, impersonal, urban landscape, captured in the fear experienced by one interviewee when he was initially unable to find, first, the apartment building where his family lived and, then, the floor on which the apartment was located³³. In some instances the rural idyll was lost irretrievably, either because of the death of a grandparent or because the grandparents or parents had lived in a part of the *Reich* that had been separated from Germany as a result of the Versailles Treaty³⁴. A loss accompanying that of an idyllic childhood was the loss of the war, experienced through the depression and disillusionment of parents and teachers³⁵. This was followed by the loss of the family as safe haven, a site of stability and security, as the revolutionary violence in the streets literally penetrated the homes of a striking number of interviewees³⁶. It seemed that their parents were unable to protect the family from the disorder of Weimar. In contrast to the image of the child listening to music under the piano during the war, the recollections of Weimar contain images of a little girl cowering from flying bullets, of a mother’s narrow escape from death, of a piano covered with broken glass³⁷. A more widely experienced loss was economic, as the hyper-inflation of 1923 seriously damaged or even destroyed family prosperity. The impact of the inflation ranged from being unable to afford books and having to check them out of a public library (for members of the educated, upper-middle classes, losing one’s private library and having to share these symbols of cultural status with the general public represented a social shock³⁸) to paternal unemployment, accompanied by the loss of the family fortune and home and of the interviewees’ dreams for the future³⁹. For some inter-

³¹ (B102); (BS121); (A116).

³² (B104); (A118); (A116).

³³ (S106). The following interviewees also describe a traumatic return to an urban setting at the end of the war: (BS121); (A105); (S107); (S113); and (S112).

³⁴ (S101); (S117); (A104); (S116); (A109).

³⁵ (S106); (A101); (B103); (A104); (A119).

³⁶ (S113); (S114).

³⁷ (B108).

³⁸ (A101).

³⁹ (B102); (S107); (S123); (S122); (S109); (A120); (B115); (S116); (A112); (A118); (A116); (A119).

viewees, economic hardship forced a family move (in some instances the second such traumatic move within a few years), which brought with it the loss of home and neighborhood as well as of play- and schoolmates⁴⁰. And yet the most psychologically significant loss of the post-war period was, I believe, the loss of the parents as admirable figures, as a result of their loss of self-esteem and self-confidence coupled with clear signs of physical deterioration. The parents apparently felt like failures, the victims of forces and circumstances beyond their control. The title of the novel by Hans Fallada "Kleiner Mann, was nun?", published in Germany during the Depression, seems to sum up the parents' experience of themselves throughout much of the 1920s. Upstanding members of the educated, upper-middle classes, the parents felt for the first time in their lives like "little people".

Thus, for many of the interviewees, the loss of childhood came too soon and too suddenly. In one woman's memory, the loss of the magical world of childhood is symbolized by the stones her father had glued on the ceiling of the children's bedroom falling to the floor, one by one. She presents the falling stones as having enchanted her, but in the interview she associates immediately to disturbing childhood feelings of inadequacy and anxiety in a home environment she experienced as dangerous⁴¹. Indeed, the fathers are often portrayed as failures in the eyes of the interviewees and, on occasion, in those of the mother⁴². Given the fact that in patriarchal German society, fathers were expected to be the more responsible, more powerful, and hence more admired of the two parents, the loss of the father as an idealized figure would have been particularly frightening and potentially traumatic. A number of interviewees appear eager to preserve an idealized image of the father in the face of his manifest inadequacies, while contrasting him to the mother who is regarded with more open contempt⁴³. The unreliability of the era, then, manifested itself in a family that no longer felt secure, in parents who suddenly seemed unreliable, with a moody mother or a gambling father⁴⁴.

In fact some of the memories of "disorder" during the Weimar Republic may represent externalizations of experiences within the family. The chaotic economic and social conditions during the 1920s created chaotic conditions, tension and conflict, within the families of those interviewed. The interviewees were deeply disturbed by those tensions and conflicts, including especially their own angry feelings toward parents and siblings⁴⁵. In an effort to preserve the family as a place

⁴⁰ (S108), (S101), (A112), (B102).

⁴¹ (A103).

⁴² (A116); (B108); (BS101); (B107); (BS121); (A118).

⁴³ (S104); (B102); (S116).

⁴⁴ (BS121); (A116) and (S104); (S112).

⁴⁵ (S124); (B108); (BS101); (S104); (B102); (S116). According to the psychologist Babett Lobinger, who has studied these interviews, the families of the interviewees appear never to have developed a "Streitkultur", the ways and means of handling tensions and disagreements within the family. In fact their own aversion toward conflict and the premium they place upon "tolerance" can be attributed in part to the fact that conflict within the family in childhood seems to have been experienced as extremely threatening. The interviewees' repression

of safety and stability, a site of harmony and tranquility, and to protect the parents from their disappointment and anger for failing to create a stable family environment, the interviewees may have projected their sense of intra-family disorder and tension out onto society at large⁴⁶. Tensions within the family and their own bad feelings thus could be simultaneously denied and explained away. These disturbing experiences were not inside but outside the family. These disturbing experiences were not the responsibility of the parents but of the Weimar Republic or of impersonal "historical forces" beyond human control.

The loss of the parents as admirable figures was exacerbated by the fact that their health appears to have deteriorated over the course of the 1920s as a result of anxiety and discouragement, economic hardship, and the long-term effects of wartime malnutrition. By contrast, the interviewees were coming into their own. Not only were they physically more robust, but they were better able to adapt to the unsettled conditions of Weimar, which actually created unprecedented opportunities for them. The interviewees' success emphasized the failure of the parents and gave these adolescents the sense of having surpassed them⁴⁷. And yet the interviewees did not hold their parents in open contempt, despite the parents' failure, demoralization, and deterioration⁴⁸. Three reasons suggest themselves for the interviewees' reluctance to criticize their parents: there was doubtless much to admire about them; these adolescents needed their parents and sought to preserve and protect them as admirable figures⁴⁹; and, as we shall see, society at large provided an explanation for the parents' shortcomings that worked to absolve them of blame. But the psychological and physical frailty of the parents robbed these adolescents of any sense of triumph, leaving them only with the guilty obligation to execute their parents' legacy. In response to the weakness of the parents, the interviewees made the developmental step toward independence and autonomy prematurely and precipitously, leaving them precocious and hardened, suppressing normal adolescent feelings of uncertainty and dependence.

This series of losses culminated for nearly forty percent of those interviewed in the death of a parent, typically the father, following a period of illness and physical deterioration, generally during the mid-1920s, when the interviewees were in early adolescence, a loss experienced directly and through its impact on the sur-

of their own disappointment in and anger at their parents during the 1920s also explains their inability to tolerate the anger and frustration of their own children during the late 1960s. They had suppressed criticism of their parents and were hurt and angry when their children did not do the same for them.

⁴⁶ (A116) associates from S.A. violence and street fighting outside her window to tensions in the family involving her sister, tensions that reached a climax with the death of her father in 1930 when she was 16.

⁴⁷ (B102); (S116); (S104); (S124); (BS101); (A116).

⁴⁸ Their official characterization of the parents is almost always positive, although specific memories of the parents are often negative: (S116); (B113); (B112); (BS121); (B102); (S110); (S112); (S124); (A124); (A115); (A105); (B114); (A116); (S107); (S104); (A118).

⁴⁹ (BS121); (A116); (S112); (S104).

living parent⁵⁰. It is difficult to know precisely how the death of a parent was experienced, for those interviewed frequently let this information drop without revealing how they felt about it⁵¹, but my sense is that the loss was psychologically devastating, following as it often did on the heels of the losses described above. Indeed, I want to argue that the loss was so distressing that the interviewees were unable to confront it emotionally, propelling them in the direction not of mourning but of denial and activity, either in the youth movement or, in the case of two interviewees, in a life of adventure in America⁵². For those who experienced it, this greatest loss, then, rendered their break with childhood not merely premature and precipitous but traumatically so. It encouraged the interviewees to suppress feelings, to escape painful reality in idealized fantasy, to substitute activity for introspection, and to value emotional hardness over vulnerability in a culture containing Prussian and Lutheran traditions of stoicism that discouraged the working through of painful feelings and encouraged the denial of loss, disappointment, anger, and conflict⁵³.

The losses suffered by the family were inscribed in the losses suffered by the nation. Through the public outcry about the injustices of the Versailles Treaty, the continuing debate and negotiation about the schedule and nature of German reparations payments, and the referenda in various ethnically mixed territories to determine their ultimate national status, these adolescents, like Germans generally, were constantly reminded of Germany's territorial, colonial, and economic losses⁵⁴. The sense of national loss was underscored especially effectively in the schools, which sought to preserve traditional, national-conservative, anti-republican values by harping on the injustices of the Versailles Treaty and Germany's losses and humiliations at the hands of the western democracies and, indeed, of the leaders of the Republic itself⁵⁵. The losses on the national and the personal level were thus interconnected and mutually reinforcing. The lost childhood idyll was

⁵⁰ In many ways (S122) is a model for this generational cohort in his experience of hardship and loss during the Weimar Republic, with the youth movement playing a crucial role in compensating him for the hardships and losses he had experienced. Following what he describes as "Die Kindheit. Gute Jahre, freie Jahre", his father died in 1919, probably when the interviewee was twelve. The death of the father coupled with the inflation brought a dramatic change in the family fortunes. Previously the family had had a large house in Frankfurt, with a cook, a housemaid, and a nursemaid. All that was lost in 1923. In 1924, he joined the youth movement. (S110); (A101); (AB101); (S111); (A116); (B102); (A114); (B112); (S123); (S107); (S113); (S101); (S115); (B110); (B117); (S101); (S108); (A103); (S114); (A124); (A112); (B111); (B108); (BS101); (A114); (B117); (A103); (A104).

⁵¹ (S107) and (B102) stand out because they openly express their anguish about the loss of their fathers and describe their efforts to compensate for that loss.

⁵² (A103) worked as a maid; (S104) worked as a migrant laborer.

⁵³ *Lerke Gravenhorst*, NS-Vergangenheit und die Zweite Generation: Geschlechterperspektiven, in: *Eveline Kilian, Susanne Komfort-Hein* (Hrsg.), *GeNarrationen: Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht* (Tübingen 1999) 171–190.

⁵⁴ That these issues penetrated the consciousness of the interviewees is revealed by (B115); (S117); (S124); (S115).

⁵⁵ (A110-A121); (S106); (A119).

linked to the lost national idyll, Germany's former greatness was contrasted to its current humiliation, and the *Kaiserreich* was presented in a nostalgic light as strong, stable, and secure⁵⁶. The notion that the parents were the helpless victims of circumstances found confirmation in the officially promoted version that the nation was the helpless victim of an unjust, externally-dictated peace, perhaps even of a stab in the back. In contrast to the unacknowledged losses within the family, however, Germany's national losses were a public preoccupation. In fact, the focus on loss at the national level may have enabled the interviewees to confront losses too threatening to be faced within the family. At the same time, the parents were protected from the interviewees' disappointment and anger at their shortcomings and failures; for the parents' travails were simply a part of the ordeal of the martyred nation.

Those interviewed dealt with these disappointments, disillusionments, and losses by clinging to the memory of an idealized past and engaging in idealized collective activity in the present. Virtually all the interviewees contend that they had an idyllic childhood. Even the handful of interviewees who describe unpleasant childhood experiences characterize their early life as "happy"⁵⁷. It is important to emphasize that these are *memories*, which do not necessarily reflect the reality of their lives during the First World War. To be sure, people generally idealize childhood. Still, in the case of those interviewed, the idealization seems extreme. These are not simply happy but *idyllic* memories, which, when set in the context of war and wartime hardship, become even more striking. I contend that the recollection of early life as idyllic represents an attempt on the part of those interviewed to handle the losses they experienced outside and especially inside the family during the 1920s when they were adolescents. It is my view that the interviewees never fully confronted these losses and, instead, condensed them into a pair of acknowledged losses, the loss of a romanticized pre-war and wartime childhood in the countryside on a personal level and of romanticized *Kaiserreich* on a national-political level⁵⁸. The conception of an idyllic childhood was a way to convince themselves that, although life was troubled and disappointing now, it had once been happier and more secure, a way to preserve in memory the image of that more sustaining, tranquil time, and, finally, a way to express the hope that what had been lost could be recreated. Idealized collective activity in the German youth movement represented, in part, an attempt at that recreation⁵⁹.

In contrast to the members of the pre-war youth movement, "the Wandervogel", who were in conflict with the parental generation and critical of their society, and to their own children (the rebels of the so-called "1968 Generation"), the interviewees saw their participation in the youth movement as a way to carry on

⁵⁶ (S116); (S113).

⁵⁷ (B112); (A114); (B115).

⁵⁸ (S101); (S106); (S118).

⁵⁹ (S122); (A116); (A101); (S106); (S107); (S113); (B102); (S115); (B110).

parental traditions⁶⁰. Their youth-movement activities built upon positive experiences when their parents, especially the fathers, seemed secure and self-confident⁶¹. Indeed, the interviewees' youth-movement activities were generally encouraged by their parents, and a good many were actually initiated into the youth movement by members of the older generation⁶². The fact that so many of those interviewed joined nationalistic youth-movement *Bünde* also helps to explain their parents' approval. Thus, rather than rebelling against the older generation, the youth movement of the 1920s seemed a way for the interviewees to stay connected to an admirable aspect of their relationship with their parents and to live out dreams that their parents and other psychologically important adults had been unable to realize⁶³.

With its emphasis on nature and music, on folklore and the traditional, and with its rejection of the modern, the material, the technological, and the urban, the youth movement can be understood as a way those interviewed could live out the memory of an idyllic, often rural, childhood, a time remembered as nurturing and secure⁶⁴. The recollection of Christmases celebrated with grandparents in the bosom of an extended family echoes in the descriptions of youth-movement group meetings celebrated around the campfire. In fact, a number of interviewees use the same phrases to describe childhood experiences in the countryside during the war and adolescent experiences in the youth movement during the 1920s. The centrality of music in the youth movement can be connected with interviewees' positive memories of music and art from early life⁶⁵. Even a grandfather figure was present in Admiral von Trotha, the leader of the *Großdeutsche Jugendbund*, the nationalistic umbrella organization that included the youth-movement groups to which most of those interviewed belonged⁶⁶.

For these adolescents, the youth movement seemed to recapture what had been lost in the family during the 1920s: "Nestwärme" and "Geborgenheit"⁶⁷. As a national movement, the youth movement restored a sense of agency and power in the face of the passivity and helplessness experienced by the family⁶⁸. It is difficult to over-emphasize the importance of "belonging" and "fitting in" for those interviewed⁶⁹. Responding to the disruptions within the family and without, the youth movement gave these adolescents a sense of place and purpose. In contrast to the disorder and conflict of the Weimar Republic, the youth-movement group pro-

⁶⁰ (B113); (S111); (S120); (AB103); (B104).

⁶¹ (AB101); (S112); (S110); (S115); (S107); (S104); (A118); (B102); (S120).

⁶² (S115); (A118); (A120); (S102-A107); (A106); (B114); (A104); (B110); (A116); (A109); (A119); (A105); (BS121); (B113); (B114); (A117); (S112); (S115); (S116); (S112); (A106); (S110); (S116).

⁶³ (AB103); (S104); (A123); (S104), (A120); (S117); (S119).

⁶⁴ (S102-A107); (S110).

⁶⁵ (A116).

⁶⁶ (S113); (S106).

⁶⁷ (S117).

⁶⁸ (AB101); (B104); (S113); (S117).

⁶⁹ (A115); (S116); (B104); (B111); (S110).

vided a harmonious communal haven⁷⁰. Thus, the function performed by the youth movement for those interviewed appears to have been fundamentally conservative – and not only in a political sense. It looked not forward but back to an idealized past. It sought to preserve the past and restore what had been lost, in themselves, in the family, and in the nation as a whole.

Because it represented an effort to recapture an imaginary childhood idyll and because it served not merely to overcome but also to deny loss, the youth movement had what might be characterized as a “fantastical” dimension for the interviewees⁷¹. Indeed, the centrality of singing in the youth movement, the activity mentioned again and again in interview after interview as having been its single most important and attractive aspect, can be attributed to the fact that these adolescents sought to recover a lost and idealized feeling state⁷². The group-sing created a “Rausch,” a magical high or heady experience, the feeling that one belonged, that one was connected to supportive others like the self. The individual voice joined, was lost in, swelled the power of the group voice⁷³. And yet singing was impractical and ephemeral, and when it was over, there was only silence and the warm afterglow of communal harmony and grandeur. Although it accomplished nothing beyond the momentary experience, the singing symbolized and strengthened the feeling of belonging in and to the group. As one interviewee puts it, singing “was essentially the foundation upon which our community was built”⁷⁴. And, metaphorically, those whose voices did not fit in, did not swell the harmony, were excluded from the community. Other youth-movement activities, particularly the group discussions about politics or philosophy, had the same fantastical character as the singing. These discussions had no practical consequences but existed solely for their own sake, for the “Rausch”, for the high they produced. They allowed the participants to feel sophisticated and important, to idealize themselves as members of an intellectual elite standing outside and above bourgeois society⁷⁵, but, because these discussions did not lead to action, they were essentially risk-free. They never confronted individuals with hard choices, never antagonized or alienated anyone within or without the group. As a result, it was possible to read radical political thinkers and to accommodate different political philosophies without controversy⁷⁶. Had these discussions the potential to

⁷⁰ Indeed, the principal difference between the youth movement before and after World War I is that the pre-war Wandervögel were more individualistic whereas the youth movement of the *Bünde* was more collective. In part because of the experience of the War, the “lyric romanticism” of the Wandervögel was replaced by an emphasis on discipline, hardness, and leadership, all in the service of the national cause. *Walter Laqueur, Young Germany: A history of the German Youth Movement* (London 1962) 30, 134, and 190.

⁷¹ (S107); (AB103).

⁷² (BS121); (A118); (S107); (A117); (A123); (S122); (S124); (B103); (A116); (B104); (S117); (S110).

⁷³ (S102-A107); (A115).

⁷⁴ (A105).

⁷⁵ (S107).

⁷⁶ (S118); (A115); (A118).

lead to action, they would have threatened the harmony of the group and exposed it to the ominous outside world which the youth movement was designed to escape. By remaining in the realm of fantasy, the youth-movement group could be a haven. Precisely because the group was to be preserved as an idyllic place where those interviewed could experience security and stability in the face of disorder and instability in the family and in German society, conflicts that could disrupt group cohesion and harmony were to be avoided at all cost⁷⁷.

Group singing and discussions, then, served to create feelings of belonging and power, self-esteem and self-importance, without confronting the underlying losses that had produced the intense need for these experiences. Likewise, a number of important developmental issues were addressed in the youth movement in a way that was simultaneously grandiose and elitist yet safe and unthreatening. Thus, the youth movement allowed these adolescents to express and to avoid sexuality⁷⁸. On the one hand, the youth movement enabled these young people to interact with members of the opposite sex in "natural", tolerant, socially acceptable and regulated ways⁷⁹. Although most groups were single-sex, a significant number were not and even single-sex groups came together with the opposite sex at youth-movement conventions⁸⁰. This interaction was significant since schools were generally not co-educational⁸¹. For a number of women interviewees, the contact with boys in the youth movement was especially important since they had little interaction with male figures at home (their fathers being dead or emotionally unavailable)⁸². In addition, there was greater freedom about exhibiting the body, and even homosexuality was acknowledged and to some extent tolerated. Although girls were expected to assume male models of behavior (girls were treated "just like the boys"), there seems to have been a blurring of traditional gender roles in the youth movement: it appealed to girls who might be called Tomboys⁸³; and a certain feminization of the boys also appears to have occurred⁸⁴. The increased sexual freedom of the youth movement reflected the general relaxation of sexual inhibitions and increased contact between the sexes in Weimar Germany. On the other hand, as with the group political discussions, what was not acceptable in the youth movement was sexual activity, either heterosexual or homosexual. Sex and especially the body were elevated to an aesthetic ideal, into a fantastical realm, but sexual feelings were never acknowledged or expressed. As far as sexual activity was concerned, prudery reigned. Nude bathing was encouraged, even celebrated, but woe betide the young person who

⁷⁷ (A109); (B111).

⁷⁸ (BS101).

⁷⁹ (A118).

⁸⁰ (S106).

⁸¹ (A117); (S106).

⁸² (A109); (A101); (S113); (S116).

⁸³ (A103); (S120).

⁸⁴ This is the hypothesis of *Irmgard Klönne*, "Ich spring in diesem Ringe." Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung (Pfaffenweiler 1988).

showed sexual interest in the bodies of the nude bathers⁸⁵. Boys and girls went on overnight excursions together, but they never touched one another⁸⁶. Just as their politics were apolitical, so too their sexuality was asexual⁸⁷. Those who were sexually active – whether homosexual or heterosexual – were generally levered out of the group, as threatening its harmony and cohesion, as destructive to its pristine magic, as transforming a life lived in fantasy into prosaic or frightening reality⁸⁸. The reaction against sexual activity needs to be understood within the context of the general asceticism of the youth movement⁸⁹. Smoking and drinking were frowned upon as well⁹⁰. This asceticism can be interpreted, perhaps, as a manifestation of the fear of letting oneself go, which in turn might lead to the expression of feelings of frustration, pain, and anger better left suppressed⁹¹. The need to maintain rigid self-control may also have been a response to the sense of those interviewed that they lived in a disordered world that had escaped human control. As aesthetes, they could at least impose order on and exert control over themselves. And, finally, the youth movement's attitude toward sexuality and toward relationships with the opposite sex can be understood as an attempt to deal with sexual development outside the family. Clearly all adolescents need peers to help them with these developmental issues, and sexuality propels children away from the family and from feelings of dependency on the parents. Here, the working through of sexual feelings seems to have taken place with much less interaction with admired and emotionally available adults than usual. Consequently, mature, active, adult sexuality was rejected in favor of an adolescent sexuality that was aestheticized and asceticized, kept safely and securely in the realm of the ideal. This independent, adolescent sexuality was purer, better, freer than that of the parents; but it was not in some ways real, and it certainly was not enacted.

In general, these adolescents found in the generational cohort of the youth movement what was missing in the family⁹². Taking on the very experience that had brought their parents low, these adolescents transformed hardship into a virtue⁹³. Through their anti-materialism, they denied that the things their parents had lost or had failed to achieve were important in the first place. Indeed, the deprivations that had been forced upon their passive parents they chose to take on

⁸⁵ (B102); (S112).

⁸⁶ (BS121); (S106); (S119); (A103).

⁸⁷ (BS101) claims that the youth movement's emphasis on gender equality led to a de-sexualization of relationships; (A118); (A109); (B110); (A123); (S118); (A106); (S119); (A103); (B108); (S102-A107).

⁸⁸ (A109); (B104); (A118); (S115); (BS101); (S107); (AB103)].

⁸⁹ (S107); (A106); (S119); (S117).

⁹⁰ (A117); (S102-A107).

⁹¹ *Ute Daniel*, *Zweierlei Heimatfronten: Weibliche Kriegserfahrungen 1914–1918 und 1939–1945 im Kontrast*, in: *Bruno Thoff, Hans-Erich Volkmann* (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich* (Paderborn u. a. 2002) 391–409.

⁹² (S110); (S113).

⁹³ (BS121); (S117).

actively⁹⁴. What had rendered their parents weak and disappointing would render them strong and admirable⁹⁵. Here again these adolescents can be understood as attempting both to surpass the parents, by adapting to the chaotic conditions of the 1920s better than their parents, and to carry on the parents' legacy, by succeeding where they had failed. As members of the youth-movement group, they became the idealized figures they wished their parents would be, preserved the ideal in and for themselves, and denied and bridged over the loss of the ideal in the parents. Of course, in separating from mother and father, all adolescents need to de-idealize their parents and to idealize themselves to some extent. Here, instead of coming to a gradual and incremental recognition of the normal human frailties of their parents and gaining in comparison a gradual and incremental confidence in their own strengths and abilities, the process of parental de-idealization and self-idealization tended to occur precipitously rather than gradually and globally rather than incrementally. Because they took over the ideal of adulthood more in an act of identification than through a gradual and incremental process of internalization, the ideal was never fully integrated into the self and remained exaggerated and fantastical, fixed, if you will, at an adolescent stage of development. Particularly for the boys, an extreme form of group machismo compensated for the male virtues lost in the defeat of the nation and in the subsequent and related defeat of the father⁹⁶. In the absence of an admired, adult, male figure and in the presence of an admired, adolescent, male cohort, brawling between various youth-movement groups became a way to play out the lost masculine and military virtues and to prove oneself a man⁹⁷. But the model of the man to be emulated was based not upon an actual, admirable, adult male but upon the exaggerated adolescent fantasies of what a man was supposed to be. For boys and for girls, the primary opportunity to prove oneself the tough, resilient, powerful grown up that the actual parents had for the most part failed to be was provided by the youth-movement excursion. The so-called "Großfahrt" represented the highpoint of the year for most youth-movement groups, and considerable time and energy was invested in planning these trips. In contrast to the chaotic conditions of Weimar, which had overwhelmed the parents, the excursion was an exercise in mastery, something to organize and carry through, an opportunity to embrace hardship actively and meet unexpected challenges with initiative and imagination⁹⁸.

Nevertheless, on the excursions, as generally in the youth movement, there was always the risk of humiliation, the possibility that one would not measure up, that one was not tough or hard or resourceful enough to meet the challenge⁹⁹. The various initiation rites in the youth movement both spoke to and regulated that

⁹⁴ (A120).

⁹⁵ (B104).

⁹⁶ (AB103); (A123); (S117).

⁹⁷ (AB103); (S102-A107); (S117); (S123).

⁹⁸ (S102-A107).

⁹⁹ (S106); (S117); (BS121).

anxiety¹⁰⁰. The self-idealization that those interviewed developed to compensate for de-idealization in the family put pressure on them to live up to the high standards they had set for themselves. Indeed, in reading the interviews, one can at times detect an undercurrent of disappointment either that they have failed individually to live up to the greatness they had ascribed to themselves or that others have failed to appreciate their greatness. The idealization of the self as a member of an idealized group responded to that pressure. The individual did not need to achieve greatness on his or her own; greatness was achieved with the help of and through others. The group was always there to appreciate or mirror back the greatness of the individual member. And the group was always there to amplify the individual, to enhance his or her power through the power of the collective.

Again, all adolescents face these developmental tasks and to some degree depend upon peers to help them establish independence from the family. What distinguished the interviewees from other adolescents was the degree of that dependence. In the wake of a concentrated series of traumatic losses in the family, especially the loss of the security of childhood and of admired parental figures, these young people relied on the generational cohort of the youth-movement group to help them negotiate their way through the transition from childhood to adulthood. But if the youth movement helped the interviewees to grow up and compensated them for what had been lost in the family, some mourning for these premature and precipitous losses was never done. There is an underlying sadness in these people, an experience of loss and loneliness that was and is not acknowledged but covered over by intense activity, militant optimism, and exaggerated independence. Despite the camaraderie of the youth movement, a dream remembered by a man from this period (the only dream he can remember in the whole of his life) of being alone in a star-filled sky conveys both self-idealization and isolation¹⁰¹. Indeed, the dependence on collective experiences throughout the lives of the interviewees can be interpreted as an attempt to counteract feelings of loss and loneliness. Although they appear to be reasonably successful, they are less successful than one might have expected given education and social background. More significantly, the interviewees seem emotionally shallow. They lack insight into themselves and access to their feelings. A striking number claim to have no dream life. Their relationships to friends and family appear superficial, and a significant number have problematic or empty relationships with their children, who often seem manifestly disturbed. Although nearing the end of their lives at the time of the interviews, they have no significant thoughts on mortality or on the

¹⁰⁰ (AB103); (B104); (S117).

¹⁰¹ (S118): "Aber ich weiß einen einzigen Traum. Ich war aber schon jugendbewegt, den hab ich noch heute vor mir. Blöde. Ich war im Sternenhimmel. Keine Person, waren nur Sterne, der Himmel war Gold, die Sterne waren goldig, und ich war dazwischen, nicht als Stern. Nein. Ich habe diesen Traum allerdings nicht vergessen. Ich kann ihn heute erzählen, und ich kann mit gutem Gewissen auch. Ich habe diesen Traum *nicht* als Erwachsener gehabt. Weiß ich *ganz* genau. Das war nicht der Fall. Ich hatte dann *keine* Träume, glaub ich. Bin ich, keine Träume, die mir bewußt waren."

meaning of the lives they have lived. At their psychic core, I believe, a great many of the interviewees are depressed.

The youth movement not only compensated for what had been lost within the family, it also sought to make up for the national losses in which these personal losses were embedded. Consequently, most of the youth-movement *Bünde* of the 1920s were decidedly nationalistic. As the youth movement sought on a personal level to recapture a lost childhood idyll associated with the countryside and grandparents for the interviewees, so on the political level it sought to restore the lost national idyll by preserving folk traditions that had been lost or were threatened by modern, urban, industrial life¹⁰². The youth movement also sought to repair the losses suffered by the nation in the war¹⁰³. Exaggeratedly "masculine" activities in some all-male groups sought to compensate not only for the loss of the admirable father but also for the loss of the admirable nation. Various paramilitary games played by youth-movement groups served to enact and prepare for Germany's war of revenge that would restore the lost national territory and the lost national honor¹⁰⁴. Although less obviously militaristic and masculine, the excursions to ethnic Germans living in territories "lost" to the *Reich* as a result of the Versailles Treaty, although relatively risk free, were experienced as daring assertions of German identity that denied and overcame the humiliation of the nation¹⁰⁵.

Nonetheless, the youth movement was not wholly conservative. The intense need for collective experiences, the yearning for cohesion and the aversion to conflict, when translated into the national-social context, made traditional class divisions seem problematic to the interviewees during the 1920s and early 1930s. Instead of providing a sense of order and place, class lines had become divisive and confining to these educated, middle-class adolescents¹⁰⁶. Already before joining the youth movement, many of the interviewees had interacted with children from lower class families, and this interaction was furthered in the youth movement. There was a concerted effort to recruit a certain number of working-class boys and girls and to integrate them into the group¹⁰⁷.

The youth movement can thus be seen as a precursor of the Nazi *Volksgemeinschaft* about which so many interviewees would be enthusiastic. Viewed historically, however, the youth movement sought to recreate the sense of community that was present in the national enthusiasm and social unity in Germany at the outbreak of the First World War and then that allegedly prevailed in the trenches,

¹⁰² (S116); (A101); (S119).

¹⁰³ (A117); (AB103); (S117).

¹⁰⁴ (A117); (S117).

¹⁰⁵ (BS121); (AB103); (S124); (S116); (AB101); (S117); (S123).

¹⁰⁶ (S114); (A103); (B112).

¹⁰⁷ This attempt at making working-class children feel included is illustrated most vividly, perhaps, by the ritual of everyone putting the food they had brought from home into a collective pot so that the less fortunate would not feel their deprived status (B104); (AB103); (B104); (AB103); (S106); (A109); (A101); (S119).

an ideal of community transmitted to those interviewed by parents and the society at large¹⁰⁸. Similarly, the “Führerprinzip”, which would define Hitler as the embodiment of the popular will, also was an ideal of the youth movement¹⁰⁹, and yet that ideal looked not forward to the Nazis but backward to the relationship that allegedly existed between front-line officers and their men during the war¹¹⁰.

Although the youth movement sought to overcome class distinctions and to become more socially inclusive than the pre-war “Wandervogel” had been, the bourgeois character of the youth movement of the *Bünde* was never seriously threatened by the addition of a handful of working-class members¹¹¹. Indeed, one gets the sense that the presence of children from a proletarian background allowed the middle-class members to experience a simultaneous sense of social generosity and social superiority. In the youth movement of the Weimar Republic, members of the educated middle class set the tone. One of the prime complaints of the interviewees about the Nazi youth movement would be that the demolition of class barriers was carried too far and that the Hitler Jugend (HJ) and the Bund Deutscher Mädel (BDM) no longer were dominated by bourgeois children but had a decidedly proletarian or peasant character. A number of the women remember experiencing the contact with lower-class teenagers in the BDM as something of a shock¹¹². Indeed, what troubled some of those interviewed about the Nazi youth organizations was that, through their populist character, these organizations lost much of their bourgeois elitism. And, along with belonging, elitism was at the heart of the youth movement’s appeal to those interviewed¹¹³. They had the sense that they had proved themselves superior to the vast majority of their fellow Germans in being able to transcend materialism and bourgeois comforts as well as the social snobbery of their peers and parents¹¹⁴. Indeed, by embracing hardship, they had proved themselves superior to their parents; and yet, because their aim was not to vanquish their parents but to preserve them as admirable figures, ultimately the youth movement was deeply conservative and safely bourgeois¹¹⁵. Carrying on many of the social prejudices and political traditions of their class, the elitism of these adolescents took the form of a lifestyle. They lived a critique of bourgeois society, if one takes them at their word¹¹⁶. And yet even in their rejection of the modern and the urban and in their celebration of the traditional and the natural they remained within a well-established bourgeois tradition¹¹⁷.

¹⁰⁸ (AB103) (S104).

¹⁰⁹ (S102-A107); (S117); (S104).

¹¹⁰ *Ute Daniel*, *Zweierlei Heimatfronten* (s. note 91).

¹¹¹ (B104) (S117).

¹¹² (A120).

¹¹³ (S123) (A120) (S117).

¹¹⁴ (A115); (S104); (B104); (S112); (S116); (S119); (S117); (A101); (A106); (S110); (S102-A107).

¹¹⁵ (S107).

¹¹⁶ (A109); (S112); (A115); (S110); (S119); (A106).

¹¹⁷ (A120) provides a model of the youth-movement’s rejection of civilization in her descrip-

Given their association of politics with disorder and their fear of discord in the family or in the group, it was important for the interviewees to maintain that the youth movement was apolitical. One interviewee's response to the question of whether politics had ever been discussed in his youth-movement group is completely typical: "Ich glaube, das kann ich mit einem hundertprozentigen NEIN beantworten."¹¹⁸ Because the nationalism and social openness advocated by the youth movement promised to increase harmony in Germany and because the anti-republican conservatism advocated by their parents promised to end party-political conflict, neither seemed "political" to the interviewees¹¹⁹. Instead, they equated "politics" with the Weimar Republic, and rejected the latter along with the former¹²⁰. Defining politics as party politics, those interviewed could look favorably upon National Socialism as an apolitical movement of national regeneration and social unification that followed in the apolitical footsteps of the youth movement¹²¹. To the extent that theirs was a rebellion, it was a rebellion against the decidedly political Weimar Republic, with its urban character, its social disorder and political strife, its men in dark suits and top hats. And theirs was a completely safe rebellion for it never took a more dangerous form than a song, a discussion, or a hike up a hill. Theirs was also a completely safe rebellion since it was not directed against parents and teachers but was generally consistent with traditional conservatism and nationalism. The one rebellion against school authorities described in the interviews was an anti-Semitic rebellion against a progressive school that sought to promote republican ideals¹²².

There is no report of any rebellion against the more typical Weimar school that sought to turn its pupils against the Republic and to instill traditional conservative and nationalistic values in them. For the most part, their rebellion was directed against abstractions, the Republic or the Versailles Treaty, and not against people they knew or institutions they interacted with; it was directed against bourgeois propriety and materialism, not against actual bourgeois Germans¹²³. These adolescents had no need to rebel, for, had they wanted to, they could easily have seen themselves as having defeated their parents – and they did not want to see their parents in a defeated light. One interviewee, who in his interview goes to great lengths to deny his disappointment in his father and his sense of having surpassed him, puts it this way:

Es ist öfter die Frage gestellt worden, ob die Jugendbewegung eine Opposition, aus der Opposition zum Elternhaus entstanden war. Das kann ich also für mich nicht behaupten. Ich habe zum Elternhaus keine Opposition gehabt ... Es war natürlich ein bürgerliches Haus!

tion of an excursion where her group tramped independently throughout the country but sent their parents their dirty laundry.

¹¹⁸ (B104); (B111); (S117); (A118); (A116); (B112); (AB101).

¹¹⁹ (A115); (S106); (S104); (S117); (S107); (B111); (A116); (B110); (S113); (A106).

¹²⁰ (S113); (A101); (B110); (B116).

¹²¹ (A120).

¹²² (S113); (S110).

¹²³ (S112); (A109).

Und ich wollte aus dieser bürgerlichen Gesellschaft auch nicht aussteigen. Später, als ich dann der Jugendbewegung mich anschloß in der Studentenzeit, da war es mehr eine Revolution gegen die bürgerliche Gesellschaft als Struktur, aber nicht gegen das persönliche Elternhaus¹²⁴.

Indeed, the interviewees' contempt for the Weimar Republic as adolescents can be understood as an effort to protect the parents from their own disappointment in them. The interviewees' criticism of the leaders of Weimar for being unconcerned with the lives of ordinary Germans may have been a displacement of anger at the parents for having neglected them emotionally. Most contemptible about the Republic's leaders, however, was their weakness and ineffectuality, their inability to control the forces of history and prevent disorder, and their failure to uphold German honor. These were precisely the charges they could have laid at their parents' door. Instead, they projected the de-idealized aspects of the parents onto the leaders of Weimar, simultaneously expressing their contempt and protecting their parents and themselves from it. In any event, those interviewed generally adopted the parents' conservative political opinions¹²⁵, accepting their hostility toward the Weimar Republic¹²⁶ and their anti-Semitism as well as that of siblings, classmates, teachers, and youth-movement comrades¹²⁷.

Nevertheless, despite its conservatism and fantastical idealism, the youth movement partook of the twentieth-century breakdown of sexual and social barriers, a breakdown facilitated by the chaos of Weimar which forced classes and sexes together in unprecedented and often liberating ways. Although girls were often discouraged and dismissed in school, they were accepted as equals in the youth movement, even if they had to adopt certain male standards to achieve equality. In general, the disorder of Weimar had benefits for this generation, especially for the women, as it did for other formerly disadvantaged groups (like Jews) – although those benefits would ultimately produce a backlash¹²⁸. The contrast between young and old in their ability to adapt to and even enjoy the conditions of Weimar Germany (captured in Thomas Mann's short story "Unordnung und frühes Leid") comes through the interviews, most poignantly, when the much-older sister of one of the interviewees committed suicide because, in the words of her suicide note, "die Alten müssen Platz machen für die Jungen"¹²⁹. Despite lost educational opportunities during the 1920s, the hardships compelled and the breakdown of established structures enabled women to take opportunities for work and for pleasure that had only been a dream for their mothers¹³⁰. The liberating dimension of the disorder of the 1920s is perhaps most vividly illustrated by the interviewee who, though devastated by the death of her father and the sui-

¹²⁴ (S104).

¹²⁵ (A109); (S114); (A106); (A120); (A109).

¹²⁶ (A110-A121); (A109); (S106).

¹²⁷ (A109); (A111); (S113); (S117); (A123); (S117); (A103); (A116).

¹²⁸ (A115); (A109); (B115); (A101).

¹²⁹ (A103).

¹³⁰ (A119); (A104); (B113).

cide of her sister and forced to abandon her dream of university study, was energized by these tragic events into traveling to the United States where she took a job as a housemaid, learned to drive, and had a series of exhilarating experiences that would have been previously unthinkable for someone of her class and sex¹³¹. Women became openly interested in politics, a domain previously reserved for males¹³². According to the interviewees, although mothers and daughters tended to vote as their husbands or fathers did, the right to vote had a positive impact on them¹³³. Thus the women of this generation can be seen as occupying a transitional position: the mothers of the interviewees mainly had dreams; the interviewees realized many of those dreams; their children carried those dreams much, much further¹³⁴.

The turbulence of the 1920s exacerbated class tensions and it is fitting that the interviewees' memories of Weimar open and close with street fighting. Nonetheless, those clashes also reveal that during the 1920s the social classes came into greater contact with each other¹³⁵. As if a scene from the Nazi film, "Hitlerjunge Quex", one interviewee's memory of being a boy, dressed in a bourgeois coat, fighting for his life against Communist youth on a Berlin bridge testifies to the breakdown of the social barriers that had kept the classes apart and preserved social order¹³⁶. And yet, in fighting each other, the social classes were interacting in unprecedented ways. The chaotic conditions of Weimar reduced the physical and psychological distance between the classes, encouraging the interviewees to view class divisions not as inevitable but as permeable. Those conditions created opportunities for the young people of this generation, enabling them to cast off not only traditional gender roles but traditional social roles as well. The economic hardships compelled them to them to be downwardly mobile in ways they experienced as liberating and exciting, like the middle-class boy who dropped out of school to become a locksmith's apprentice and factory worker, like the upper-middle-class boy who became a locomotive driver and then a migrant laborer in the United States, and like the upper-middle-class girl who became a maid servant in the United States¹³⁷. Although these occupations would have been a social humiliation for their parents, the interviewees recall these experiences as providing them with an opportunity to escape stultifying social conventions, prove themselves, and live a life of adventure¹³⁸.

Furthermore, the conditions of Weimar awakened a social conscience on the part of the interviewees and encouraged them to become socially active¹³⁹. Per-

¹³¹ (A103).

¹³² (B115).

¹³³ (B109); (AB101); (B112).

¹³⁴ (A109); (B102); (A108); (B113); (A106); (A115); (A101); (B115); (A109); (S108).

¹³⁵ (A109); (A116). (S107); (S124).

¹³⁶ (S106).

¹³⁷ (S107), (S104), (A103).

¹³⁸ (S112); (A116); (S114); (S124); (BS101); (S106); (S117); (B112); (S118).

¹³⁹ (S123).

haps the economic hardships experienced by their own families, the loss of security and status, made the lower classes seem less alien, for those interviewed developed a certain empathy for people lower on the social ladder¹⁴⁰. As in other areas, the social engagement of the interviewees during the 1920s and early 1930s marks a transition between the paternalistic charity of the parental and grandparental generations and the radical social-political activism of the generation of their children. Thus by working in a soup kitchen during the early 1930s, one young woman carried the tradition of her admired grandfather, the stately country doctor, forward into the urban social-welfare setting of a Depression-era work camp¹⁴¹. This transitional position is reflected in the fact that the social engagement of the interviewees on the one hand transcended class boundaries and on the other reaffirmed them. By mixing with the lower classes, the interviewees appear to have experienced a sense of liberation and of superiority. A whole new world opened up to the upper-middle-class work-camp cook as she learned about the lives of proletarian young people, and yet their stories allowed her to feel, despite the social and economic deprivations she and her family had suffered, a sense of social elevation. Still, despite the lingering social snobbery, the contact with the poor and unemployed during the 1920s and early 1930s laid the foundation for the social activism of the interviewees during the Third Reich and beyond¹⁴².

Indeed, part of the appeal of Nazism to those interviewed was that it promised to carry forward many of the positive experiences of the youth movement, specifically, and of the 1920s, generally, without the chaotic and demeaning dimensions of the Weimar Republic¹⁴³. Indeed, the women interviewees would continue to experience life as filled with liberating opportunities and exciting responsibilities through the end of the Second World War. The Nazi *Volksgemeinschaft* would appeal to the intense need of both men and women for community, their wish to overcome class boundaries, and their desire to experience an elitist yet collectivist emotional high. The community lived out in the youth movement would become a model for society at large. The Nazi appeal to nationalism resonated with those interviewed as well. Nazism seemed apolitical in the same way the youth movement had been. Yet the Nazis would transform adolescent fantasy into national-social reality by putting the lived experience of the youth movement into practice on a grand scale. There was also an age-specific aspect to this move toward Nazism. By 1933, most of the interviewees had left the Gymnasium and outgrown the youth movement – indeed, a significant number had already become National Socialists¹⁴⁴.

In conclusion, the youth movement responded to the disorder and disintegration that followed the German defeat in World War I. It offered emotional security at a time when the family and other institutions that normally would have

¹⁴⁰ (A116); (S124); (S107); (BS121); (A109).

¹⁴¹ (B114).

¹⁴² (B114); (A116); (S108); (A120).

¹⁴³ (BS121); (A120).

¹⁴⁴ (S104); (S107).

supported these adolescents had been weakened by defeat, disorder, and hardship. The youth movement was a source of security that tapped into a fantasy of pre-war and wartime rural stability, served as an alternative to the weakened family, and provided a set of communal ideals to restore and replace those that had been lost in the defeat and the events that came in its wake. But by the beginning of the 1930s, having been provided with a "Nest", those interviewed were in their twenties and ready to move beyond the campfire. The Third Reich became for them the youth movement's age-appropriate extension.

Those interviewed greeted the Nazi accession to power in January 1933 with enthusiasm, precisely because they thought that the Third Reich would carry the positive experiences of the youth movement forward, while overcoming some of its limitations. Several interviewees use "Aufbruchsstimmung" to describe the mood at the beginning of the Third Reich, a word that captures the feeling at the outset of a youth-movement excursion¹⁴⁵. Similarly, the Nazi mass rallies created a collectivist high comparable to that experienced at youth-movement group meetings and conventions. As one interviewee put it, she had the sense that "Da war was los!", and did not want to miss out on the adventure¹⁴⁶. Like the interviewees, the Nazis were young and dynamic, and the Third Reich presented a generation ready to take action and assume responsibility with the opportunity to do so. And yet Nazism also appealed to these young adults precisely because there was something adolescent about its fantastical idealism. Indeed, the first real conflict between the interviewees and their parents came in relation to the Third Reich. The parents, with their social snobbery and political conservatism, regarded the Nazis with contempt and the Nazi plan to create a populist community of the people with misgiving. Their children found these views old fashioned, socially narrow, and timid. By contrast, the Nazis were in tune with the needs of youth, possessing the energy and will to restore what had been lost by those interviewed, by their parents, and by the nation at the end of World War I.

The Nazis, it seemed, would make adolescent fantasy a national-social reality by putting the lived experience of the youth movement into practice on a grand scale. The intense collectivism of the youth-movement group would be carried forward and extended in the Nazi community of the people. Defining politics as self-interested and divisive conflict, the interviewees saw the creation of a homogeneous and harmonious *Volksgemeinschaft* as apolitical in the same way that the youth movement had been. The Nazis offered not words but deeds, not just hikes, games, songs, and discussions but rearmament and the open violation of the Versailles Treaty. They offered not excursions to Germans living abroad but the physical incorporation of them into the *Reich*. In contrast to the ineffectual speechmaking of the Weimar politicians, the Nazis offered visible achievement. Most obviously they eradicated the disturbing spectacle of the unemployed, an accomplishment due not only to the economic upswing that had already begun before 1933 and to

¹⁴⁵ (A111), for example.

¹⁴⁶ (AB102-B106).

the Nazi program of rearmament but also to the fact that unemployed people had been put in work camps. The Nazis also eliminated the very visible disorder of the Weimar Republic, to which they had contributed so much themselves. They eliminated the sense that one lived in an anarchic and arbitrary environment, and instituted a regime where danger was placed under human agency, controlled and directed by state, party, and security apparatus. Unpredictable disorder was replaced by Nazi terror, which, if one obeyed and conformed, was a danger that could be negotiated. One interviewee describes the Nazis as having created a system where “unbedeutende Menschen” could flourish¹⁴⁷. She clearly meant that if one did not challenge but accommodated oneself to the Nazi regime it was possible to live a comfortable life, relatively unaffected by the system. And yet the Nazis valorized “unbedeutende Menschen” not only to insure obedience but to inspire enthusiasm. By making ordinary people into populist heroes, they transformed the sense of being a little man or woman – which in Weimar had been such a humiliation for middle-class Germans – into a source of pride. Another woman recalls meeting Hitler, after having won an occupational competition, her picture being congratulated by the Führer appearing in German newspapers the next day¹⁴⁸. This “kleine Frau” became for a few moments a national hero through her contact with Hitler, himself a “kleiner Mann”, who had become a demi-god. Like the youth-movement excursion, this sort of competition, along with the proliferation of Nazi projects, programs, and campaigns, served to correct another flaw associated with Weimar by enabling people to experience a sense of mastery. As one woman put it, Hitler “hat gefordert und Aufgaben gestellt”¹⁴⁹.

Although the Third Reich offered these young people unprecedented opportunities to take responsibility and initiative, it exerted great pressure on them to conform, pressure to which most submitted with alacrity. To be sure, fear, opportunism, and mass hysteria, played a role in their conformity, but it was also crucially important for these Germans to subordinate themselves to the group. The need to belong had defined their experience in the youth movement and it continued to define their experience in the Third Reich. The youth movement group had simply been vastly enlarged and become more socially inclusive, its elitism given a racial cast.

One interviewee recalled her effort to explain her enthusiasm for the Nazis to herself during the 1930s:

Und dann kam ich auf die Idee, kam selbst auf die Idee, daß es doch etwas zu tun hatte mit dem Tode meines Vaters im Krieg, der so bedeutete, daß wir den Krieg verloren hatten, soll umsonst gewesen sein. Es ging ja alles um unser Volk, die [die Nazis] kriegten es ja fertig, uns das Gefühl zu geben, wir sind ein kleines Rädchen, wir werden endlich gebraucht, wir können irgendwo mit machen, wir können unserem Volk helfen. *Das* haben die fertig gebracht. *Das* war auch eigentlich mein Hauptgedanke¹⁵⁰.

¹⁴⁷ (B116).

¹⁴⁸ (S108)

¹⁴⁹ (B114).

¹⁵⁰ (A120).

Thus, despite the defeat in World War II, the division of Germany, and the crimes against humanity, those interviewed look back upon the Third Reich as a "schöne Zeit" and on the 1930s as a "sorglose" time¹⁵¹. The experience of the youth movement was played out on the national stage. The losses of the past, in the family and in the nation, were overcome. Like Germany itself, this generation was in its prime. It seemed to those interviewed that their time had come.

¹⁵¹ (A104); (A108); (A109); (A110-A121); (A111); (A112); (A115); (A117); (A118); (A119); (A124); (B103); (B104); (B114); (B115); (S110); (S113); (S120); (S123).



Ursula A. J. Becher

Zwischen Autonomie und Anpassung – Frauen, Jahrgang 1900/1910 – eine Generation?

Der Generationenbegriff als ein leitender Gesichtspunkt in der Geschichtswissenschaft hat in jüngerer Zeit viel Interesse gefunden¹. Ob und auf welche Weise er eine neue weittragende Perspektive auf die Vergangenheit ermöglicht und unsere Erkenntnisse wesentlich erweitert und vertieft, muß sich in der Forschungspraxis erweisen. Der Versuch, das Konzept von Generation und Generationalität auf meine Forschungen zur Bildungsgeschichte von Frauen im 20. Jahrhundert zu übertragen und dabei an vorliegende Arbeiten anzuknüpfen, stößt freilich auf Probleme, ist doch in der bisherigen Diskussion eine geschlechtsspezifische Differenzierung ausgespart². Schon die Benennungen der einzelnen Generationen wie „Hitlerjugendgeneration“, „Flakhelfergeneration“ zeigen, daß dieses Modell primär von männlichen Lebensformen abgelöst worden ist, auch wenn es in diesen beiden Generationen Erfahrungen gegeben hat, die junge Männer und Frauen geteilt haben. Dasselbe gilt für das bekannte Werk von Helmut Schelsky, der die westdeutsche Jugend des Nachkriegsjahrzehnts von 1945 bis etwa 1955 als „skeptische Generation“ charakterisierte. Die durchgehende Verwendung des umfassenden Begriffs „Jugend“ in diesem Werk verdeckt – das zeigen die Beispiele, die seine Aussagen begründen –, daß er allein von der männlichen Jugend spricht. So nennt er als Ergebnis seiner Untersuchung, eine in England gebräuchliche Formel aufnehmend, diese Jugend „die Generation der vorsichtigen, aber erfolgreichen jungen Männer“³. Daß er, von einem Kapitel „Die weibliche Jugend im Beruf“ abgesehen, spezifisch weibliche Lebenszusammenhänge und Einstellungen nicht eigens thematisiert, begründet er mit der „männlich-weiblichen Konformität der jugendlichen Rolle“, die sich in „gleichen Verhaltensformen und -entwicklungen in Arbeit und Beruf“ bei jungen Frauen und Männern ausdrücke. Wo diese Gleichförmigkeit nicht besteht, spricht er von „Abwei-

¹ *Ute Daniel*, Kompendium Kulturgeschichte (Frankfurt a.M. 2000) 330–345.

² *Ute Daniel* erklärt diese Tatsache mit dem „Moment öffentlicher Wirksamkeit“, das in den Erwartungen der jungen Männer an sich eine große Rolle spiele. *Ute Daniel*, Kompendium Kulturgeschichte 333.

³ *Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend (Düsseldorf, Köln 1958) 488.

chungen, die auf diesem Gebiet noch bei den Mädchen vorhanden sind“, und erklärt sie als „Retardierungen einer Anpassung an die industriegesellschaftlichen Verhaltensformen“⁴.

Eine solche implizite Einbeziehung der jungen Frauen ist aus verschiedenen Gründen unbefriedigend: Ihre spezifischen Eigentümlichkeiten werden lediglich als Abweichungen von einer Norm erkennbar und in ein fragwürdiges Fortschrittsmodell eingefügt, das Unterschiede lediglich als temporäre Entwicklungsrückstände erfassen kann. Zugleich wird mit dieser Deutung die Brauchbarkeit des Generationenmodells in Frage gestellt. Denn die Familienbezogenheit der jungen Frauen, ihre Anpassung an vorgegebene Lebensformen, die gleichsam als Phänomene langer Dauer angesehen werden können, stellen gerade nichts spezifisch Neues, kein von früheren Generationen unterscheidendes Merkmal dar. Nach wie vor galt für die weiblichen Angehörigen der „skeptischen Generation“ ein Dasein als Mutter, die sich in einer primär häuslich-privaten Existenz der Erziehung ihrer Kinder widmet, nicht nur als erstrebenswertes Ziel, sondern als eigentliche Norm weiblichen Lebens. Eine davon abweichende Lebensführung von Frauen, die aufgrund höherer Bildungsabschlüsse interessante Berufstätigkeiten aufnahmen und Karrieren erreichten, stand – auch anderen Frauen gegenüber – unter einem gewissen Rechtfertigungszwang. Angesichts so lange fortwirkender Lebensformen über viele Generationen hinweg fragt es sich, ob mit Hilfe des Generationenmodells ein bedeutender Erkenntniszuwachs zu gewinnen ist.

Andererseits gibt es allgemeine Zeiterfahrungen, die für Männer und Frauen gleichermaßen von Bedeutung gewesen sind, weil sie tief in ihr Leben hineinwirkten: politische Umwälzungen, Kriege, wirtschaftliche Not, Formen und Auswirkungen sozialen Wandels, die die eigene Existenz unmittelbar berühren. Auch die von der älteren Generation an die jüngere vermittelten kulturellen Werte und Deutungsmuster prägen sehr oft die allgemeine Weltsicht. Nicht hierin liegt die geschlechtsspezifische Differenz. Wenn man das Generationenmodell sinnvoll auf Frauen und Männer anwenden will, muß man neben der Zugehörigkeit zu bestimmten Altersjahrgängen auch die jeweilige Lebenssituation der Betroffenen in die Betrachtung einbeziehen. So hat – um ein Beispiel zu nennen – die Erfahrung der Studentenbewegung am Ende der 60er Jahre, mehr als die Zugehörigkeit zu bestimmten Alterskohorten, generationsbildend gewirkt. Eine Befragung der in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts geborenen Frauen nach ihrer Generationszugehörigkeit muß solche Selbstbeschreibungen, die Einstellungen und Lebenspraxis einschließen, ernstnehmen.

Freilich kann ich auf meine Frage keine allgemeine Antwort erwarten, die alle Frauen dieser Altersjahrgänge betreffe, umfaßt meine Untersuchung doch lediglich eine zahlenmäßig begrenzte Gruppe unter ihnen – Abiturientinnen der Ursulinenschule in Haselünne (Emsland). Dennoch könnte ihre Befragung ertragreich sein.

⁴ Ebd. 319.

1. Was diese jungen Abiturientinnen verband, war ihr Streben, alle Bildungschancen zu nutzen, die ihnen die Mädchenschulreform in Preußen eröffnete – das bedeutet: Durch Abitur und Universitätsstudium konnten sie sich neue Handlungsmöglichkeiten erschließen und den von der traditionellen Frauenrolle vorgeschriebenen engen Raum verlassen, um eine neue Welt zu gewinnen. Eine solche Entscheidung verweist möglicherweise auf veränderte Einstellungen, die ein generationelles Merkmal begründen können.

2. Im allgemeinen verbinden wir mit einer von katholischen Ordensschwestern geführten Schule ein konservatives Milieu und die Vermittlung traditioneller Werte. Auf einem solchen konservativen Hintergrund müßten sich spezifische Veränderungen, die auf einen Wandel der Generationen hinweisen, deutlich abheben und eine gewisse Verallgemeinerungsfähigkeit beanspruchen können.

Der preußische Erlaß zur Mädchenschulreform von 1908 stellte fest, es seien „Veranstaltungen nötig, um die Vorbereitung der jungen Mädchen der höheren Stände auch für akademische Berufe, soweit solche für Frauen in Betracht kommen, zweckmäßig zu ordnen“⁵. Diese Reform, von der Frauenbewegung seit langem erstrebt, war – nicht zuletzt aufgrund des Niveaus mancher Mädchenschulen – nicht leicht zu verwirklichen. In dieser Situation fand die Einrichtung von privaten Abiturskursen an der Schule der Ursulinen in Haselünne, die „als höhere Lehranstalt für die weibliche Jugend nach den Bestimmungen vom 18. 8. 1908“ anerkannt worden war, viel Interesse, denn sie bot – anders als die meisten anderen Schulen – eine Vorbereitung auf das Abitur in drei Jahren an.

Die wechselvolle Geschichte von Kloster und Schule in Haselünne ist eng mit der allgemeinen deutschen und europäischen Geschichte verwoben. Immer wieder prägten Vertreibungen und neuer Beginn die Entwicklung vom 17. bis ins 20. Jahrhundert hinein⁶. Im 17. Jahrhundert übernahmen Schwestern des Klarissenordens, die nach dem Westfälischen Frieden ihr bisheriges Kloster hatten verlassen müssen, auf Bitten der Stadt Haselünne Unterricht und Erziehung der jungen Mädchen aus der Region, bis sie ihr Wirken im Jahre 1812 als Folge der Säkularisation einstellen mußten. Erst im Jahre 1854 konnten Ursulinen wieder an diese klösterliche Tradition anknüpfen. Aus mühsamen Anfängen bauten sie Kloster und Schule auf, doch setzte der Kulturkampf ihrem Wirken ein jähes Ende: Kloster und Töchterchule wurden 1873 aufgehoben, die Schwestern nach Holland verbannt. Aus ihrem Exil in Nymwegen kehrten sie mit einigen Schülerinnen im Jahre 1888 zurück und begannen sogleich, ihre dort gewonnenen Erkenntnisse in Haselünne zu realisieren. Modelle, die sie in Holland kennengelernt und erprobt hatten, versuchten sie nun auch hier zu verwirklichen, so den dreijährigen pädagogischen Kursus, der junge Mädchen auf das Lehrerinnenexamen vorbereitete. Er war das Vorbild für die Abiturskurse, die die Schwestern als Antwort auf

⁵ Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen (Berlin 1908) 8.

⁶ *Schwester Suitberta Veltman OSU*, Das St. Ursula Gymnasium, in: 725 Jahre Stadt Haselünne (1972/1997) 112–116.

die Mädchenschulreform entwickelten, nachdem der pädagogische Kurs durch die Neuordnung der Lehrerinnenausbildung ausgelaufen war.

Die Abiturkurse entwickelten sich zum werbewirksamen Vorzug der Schule. Mädchen und junge Frauen aus anderen Regionen Deutschlands, die nicht selten in ihrer heimischen Ursulinenschule auf diese Möglichkeit hingewiesen worden waren, entschlossen sich zu dem in Haselünne angebotenen Bildungsweg. Zwischen 1919 und 1927 legten 99 Schülerinnen die externe Reifeprüfung ab, dann wurden die Abiturkurse in ein Realgymnasium umgewandelt, das die Abiturprüfung selbst vornahm. Zwischen 1919 und 1932, dem Zeitraum, in dem die Geburtsjahrgänge von 1900 und 1910/11 ihre Schulzeit abschlossen, haben insgesamt 155 Abiturientinnen die Schule verlassen⁷.

Mag die Aussicht, in drei Jahren das Abitur zu erreichen, auch ein wichtiges Motiv für diese Schulwahl gewesen sein, so sind doch die Beschwerden nicht zu übersehen, die die Mädchen mit dieser Entscheidung auf sich nahmen. Sie bedeutete eine Zeit kargen Lebens. Haselünne war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ein abgelegenes, ärmliches, vergessenes Städtchen im Emsland ohne kulturelle Attraktionen; seine Umgebung mußte für manche Entbehrung entschädigen. Gelegentliche Wanderungen „zu den Wachholdern“ wurden von den Internatsschülerinnen als bemerkenswerte Ereignisse berichtet. Großstädterinnen fühlten sich nicht selten in der Verbannung.

Die Lebensführung im Internat war außerordentlich karg – sowohl die Unterbringung im Hause als auch die Ernährung. Die allgemeine krisenhafte Wirtschaftslage hatte das Kloster nicht verschont. Eltern, die sich außerstande sahen, das Schulgeld aufzubringen und sich schweren Herzens zur Abmeldung ihrer Töchter gezwungen sahen, wurden von den Schwestern von dieser Entscheidung abgehalten. Ihr Vorschlag an die Eltern, nach eigenem Ermessen den Betrag festzusetzen, war eine humanitäre und pädagogische Geste im Interesse der Schülerinnen, die freilich die Notlage des Klosters verschärfte. Von dem noblen Angebot der Schule profitierten die Schülerinnen. Die meisten von ihnen blieben in Haselünne und bereiteten sich auf ihre Abiturprüfung vor. Ihr Leben war bestimmt von einer völligen Konzentration auf das Lernen bei gänzlichem Verzicht auf alle Freizeitaktivitäten, für die – von den schulischen Zwängen abgesehen – auch keine räumlichen und materiellen Voraussetzungen vorhanden waren. Hinzu kamen Einschränkungen in ihrer persönlichen Freiheit, die diese jungen Frauen, nicht selten zwanzig Jahre und älter, offenbar klaglos auf sich nahmen, in ihren Erwartungen zusätzlich beschwert durch die Tücken des Externenabiturs. Warum nahmen sie ein solches Leben auf sich?

Es war eine Entscheidung, die die meisten von ihnen selbst getroffen hatten. Nicht selten hatten sie ihren Eltern die Zustimmung zu diesem Schulbesuch ab-

⁷ Ich arbeite an einer Studie zur Geschichte von Kloster und Schule in Haselünne, ihrer Lehrerinnen und Schülerinnen. Über das Studium, die berufliche Karriere und die Lebensgeschichten von 111 Abiturientinnen der Jahrgänge 1919 bis 1932 habe ich genauere Informationen. Mit etwa zwanzig von ihnen stand ich in einem näheren Austausch. Aus diesen Begegnungen entstanden Freundschaften, für die ich dankbar bin.

ringen müssen. Das Abitur war ein Ziel, das ihnen aller Mühen wert schien, eröffnete es ihnen doch die Aussicht auf ein Studium, das ihnen wichtig war, und die Qualifikation für einen Beruf, der ihnen ein neues Leben ermöglichen sollte. Der Bildungswille dieser Frauen war sehr ausgeprägt. „Wissen und Einsicht“, so formulierte eine von ihnen im Rückblick ihre Erwartungen an das Studium. Das trifft auch für andere zu: Sie entschieden sich für ein Studienfach, das ihnen sowohl eine persönliche Bereicherung als auch eine sinnvolle Tätigkeit bieten konnte, ob als Lehrerin, Ärztin, Juristin. Sie habe Jura studiert, weil dieses Fach alle Bereiche des menschlichen Lebens betreffe, so erläuterte eine Haselünnerin ihre Wahl⁸. Sie organisierten ihre Studien so, daß sie über die engen Fachgrenzen und das nötige Prüfungswissen hinaus auch andere Denkweisen kennenlernen und weitere Erkenntnisse gewinnen konnten.

Im erinnernden Rückblick konnten sie an dieser Lebensphase nichts Besonderes entdecken, keine hervorstechenden Probleme oder erwähnenswerten Erschwernisse. Abitur und Studium waren für sie ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens, der keine gesonderte Beachtung verdiente. Das lag wohl daran, daß sie nicht die ersten Studentinnen waren, die sich an den Universitäten zurechtfinden mußten, sondern ältere Kommilitoninnen vorfanden, die sie in ihren Kreis aufnahmen⁹. Als „normal“ und üblich bezeichneten sie freilich nicht allein ihr Studium, sondern ihren Lebenslauf generell. Obgleich mehrere von ihnen eine bedeutende berufliche Karriere vorweisen konnten, neigten sie nicht dazu, diese als eine besondere herauszustreichen. In vielen Fällen hatte sich ihr Lebenslauf nicht wie eine geordnete „Normalbiographie“ gestaltet; er war nicht das Ergebnis sorgfältiger Planung gewesen, war alles andere als systematisch aufgebaut und strukturiert, so daß ihrem Leben in ihren Augen viel Zufälliges, den verrückten Zeitläuften Geschuldertes anhaftete, Zeitläufte zudem, die sie nicht selten aus vorgezeichneten Bahnen geworfen hatten, von denen sie freilich in anderer Hinsicht profitierten.

Wollte man diese Frauen einer Generation zuordnen, so gehörten sie, ihren Geburtsjahren nach, der „Jahrhundertgeneration“ an¹⁰. Das bedeutet: Sie waren im Ersten Weltkrieg aufgewachsen und hatten die Krisen der Nachkriegszeit, Inflation, Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit – einige während ihrer Schulzeit in Haselünne – erlebt. Nicht wenige von ihnen hatten in ihrer Familie

⁸ Meine Materialien für eine Rekonstruktion von Schulzeit, Studien, beruflicher Karriere, Lebensgeschichte der Schülerinnen enthalten zeitgenössische Quellen wie Tagebücher, Briefe, Notizen, Exzerpte, Aufsätze – und Erinnerungen, die mir in Briefen, Gesprächen und Interviews anvertraut wurden.

⁹ Im Wintersemester 1925/26 betrug der Anteil der Studentinnen 11,5% aller Studierenden, während er im Jahre 1921 noch 9,5% betragen hatte. Dazu: *Claudia Huerkamp*, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945* (Göttingen 1994) 77.

¹⁰ *Jürgen Reulecke*, *Generationen und Biografien im 20. Jahrhundert*, in: *Bernhard Strauß, Michael Geyer* (Hrsg.), *Psychotherapie in Zeiten der Veränderung. Historische, kulturelle und gesellschaftliche Hintergründe einer Profession* (Wiesbaden 2000) 35.

geliebte Menschen verloren, die Brüchigkeit der Existenz erfahren und materielle Not erlebt. Der Untergang der Vorkriegswelt war für sie alle eine gemeinsame Erfahrung. Viele Haselünnerinnen kamen als Töchter von Lehrern, kleinen Kaufleuten, Bauern aus bescheidenen sozialen Verhältnissen und waren der Krise besonders hart ausgesetzt. Andere entstammten wohlhabenden Familien, die zusehends verarmten. Eine Welt scheinbarer Sicherheit war im Grauen des Krieges untergegangen. Was aus den Krisen der Nachkriegszeit hervorgehen würde, war kaum zu erkennen. Diese gemeinsamen Erfahrungen verbanden diese jungen Frauen zu einer Generation.

Die jungen Männer, unter denselben allgemeinen Bedingungen aufgewachsen wie ihre Schwestern, mochten ähnliche Erfahrungen durchlebt haben wie diese. Aber im Unterschied zu den jungen Frauen fand ihr Schicksal Beachtung in der öffentlichen Diskussion. Einer aus dieser Kriegsjugend, Ernst Günther Gründel, Jahrgang 1903, hat in einem viel beachteten Buch¹¹ seine Altersgenossen als Opfer von „Weltkrieg, Umsturz und Kulturkrise“ gesehen und sie als „Enterbte“ bezeichnet. Mit dem Bankrott der alten Generation, den er schonungslos zeichnete, waren ihre Zukunftsaussichten – die von ihnen erwarteten glänzenden Positionen in der bürgerlichen Welt – zunichte geworden. „Wir sind als ganze, große Schicht enterbt und ausgesetzt worden, um für die großen Aufgaben reif zu werden, die unserer harren.“¹² Aus dem Absturz dieser Generation folgerte Gründel eine besondere Auszeichnung und die Voraussetzung ihres Aufstiegs. Wohin ihre Sendung führte, wurde spätestens in den 30er Jahren offenbar.

Und die jungen Frauen? Traf Gründels Diagnose auch auf sie zu?

Zweifellos waren auch sie Opfer des Krieges. Sie hatten den Verlust bürgerlicher Sicherheiten zu ertragen, was nicht selten Not und Armut bedeutete. Ihre Zukunft – die Aussicht auf eine Heirat – war angesichts der vielen Kriegstoten in Frage gestellt. Nicht nur die allgemeine Ordnung, die Vorkriegswelt, ging in der Revolution und den nachfolgenden Krisen zugrunde, auch die persönliche Weltordnung der Jugendlichen löste sich auf. Hatten nicht auch sie allen Anlaß, sich als „Enterbte“ zu fühlen?

Ihre Entwicklung schildert eine Haselünnerin, Jg. 1902, aus einer wohlhabenden Berliner Familie stammend:

1918 war ein ganz großer Einbruch ... Mein Vater ist plötzlich gestorben mitten in der Revolution. Da ich meinen Vater sehr geliebt habe, ... bedeutete sein Tod einen solchen Einbruch, eine solche Trauer, die sich dann gemischt hat mit der Revolution und der Inflation. Der Vater war weg, der Ernährer war weg, die Armut ...

Sie fährt fort:

Aber es war gleichzeitig etwas anderes da. Der Vater war weg, das Alte war weg, und es war gleichzeitig ein Aufbruch zu neuen Freiheiten, nicht nur in meinem Leben, sondern überhaupt.

¹¹ E. Günther Gründel, Die Sendung der Jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise (München 1932) 31–42.

¹² Ebd. 41.

Sie gibt mit diesen Worten eine Erfahrung wieder, die – über ihr persönliches Schicksal hinaus – auch von anderen Haselünnerinnen geteilt wurde und deren Ambivalenz sie erst mit der Zeit durchschaute. Mit dem Untergang der alten Welt ging vieles verloren, was sie in ihrem bisherigen Leben gehalten hatte – eine Ordnung, die ihnen Halt und Orientierung vermittelt hatte; heimatliche Vertrautheit, die Sicherheit verbürgte und sie menschlich angenommen und beglückt hatte. Der Verlust dieser Geborgenheit erfüllte sie mit Trauer. Zugleich aber tat sich etwas Neues vor ihnen auf.

Mit dem Alten, Vertrauten war auch manch Erstarrtes, Überholtes dahingegangen. Sie gewannen neue Möglichkeiten, ihr Leben zu gestalten, und eroberten Handlungsräume, die ihren Müttern verschlossen gewesen waren. Berufe, die ihnen bisher verwehrt waren – etwa im Bereich der Justiz – waren für sie nun erreichbar. Alte Rollenbilder schienen ins Wanken zu geraten, und eigenständige Selbstdefinitionen waren möglich. Freilich lebten sie im Ursulinenkloster von Haselünne in einer katholischen Welt mit dogmatisch definierten Glaubenslehren und moralischen Vorschriften, die der Auflösung der alten Welt gerade widerstand. Wie kommt es, daß für die meisten Haselünnerinnen der Katholizismus nicht zu der alten, abgelebten Welt gehörte, die zu Recht unterging?

Eine Erklärung für diese Überzeugung dürfte die inferiore Stellung der Katholiken im Kaiserreich gewesen sein, die nicht ohne Auswirkung auf die Vorstellungen der Schülerinnen von sich selbst und ihre Identitätsbildung gewesen sein dürfte. Vieles spricht dafür, daß die Erinnerung an den Kulturkampf, der die Auflösung des Haselünner Klosters verfügt hatte, in der Schule präsent war. Die langjährige Leiterin der Schule, M. Theresia Breme, hatte als Folge dieser Ereignisse ihre Schulzeit in der Ursulinenschule von Nymwegen verbracht, und sie gehörte zu den ersten Schwestern, die nach der Rückkehr aus dem Exil ins Haselünner Kloster eingetreten waren. Der Eindruck, nicht als geachtetes Mitglied zum deutschen Kaiserreich gehört zu haben, könnte zu der Vorstellung beigetragen haben, von seinem Untergang nicht wirklich betroffen gewesen zu sein, eine Einschätzung, die sich in der Weimarer Republik bestätigte, als die Katholiken ihre Außenseiterposition verloren¹³. In den späteren Gesprächen der Haselünnerinnen spielten solche politischen Bezüge keine hervorragende Rolle; diese Erfahrungen färbten ihre Stimmung dem Staat gegenüber eher unterschwellig ein.

Wesentlicher für ihre Urteilsbildung war die Gestalt des Katholizismus, der ihnen in Haselünne begegnete. Sicher kann man unterschiedliche Eindrücke gewinnen – Tendenzen in Schule und Unterricht, die Schülerinnen gegen die angeblichen Gefährdungen der Moderne zu immunisieren, sind unverkennbar –, aber unter den Haselünner Schwestern waren beeindruckende Persönlichkeiten, die den Anspruch einlösten, ihre Schülerinnen zu eigenständigen, verantwortungsbewußten Menschen zu erziehen. So definierte eine Haselünnerin im Rückblick das Erziehungsziel, auf das hin ihr Leben in der Ursulinenschule ausgerichtet gewesen

¹³ Zur Stellung der Katholiken in Kaiserreich und Weimarer Republik vgl. *Heinz Hürten*, *Deutsche Katholiken 1918–1945* (Paderborn 1992) 13–74.

war. Der Religionsunterricht bei *Mater Theresia Breme*, der überragenden Persönlichkeit der Schule, war offenbar so überzeugend und intellektuell anspruchsvoll, daß eine ehemalige Schülerin später sagen konnte: „Mein Denken hat sich weiter entwickelt, aber die Konstanten, die ich in Haselünne erwarb, habe ich nicht verrücken müssen.“ Viele Schülerinnen mögen sich in die traditionellen Formen religiöser Praxis fraglos eingefügt haben. Den Nachdenklichen und Zweifelnden freilich, die ihren Zweifel aussprachen und die angebotenen Frömmigkeitsformen für sich ablehnten, wurde ein weiter Raum der Freiheit zugestanden, ihren eigenen Weg zu finden.

Wichtig in vielerlei Hinsicht und auch in dieser war der Einfluß der Jugendbewegung: Mehrere Haselünnerinnen gehörten dem Katholischen Jugendbund Quickborn an und blieben ihm über die Jahre hinaus verbunden. Er hat sie für ihr Leben geprägt. Bei den Veranstaltungen auf Burg Rothenfels erlebten sie eine katholische Erneuerungsbewegung, die sie zur aktiven Mitgestaltung aufrief. Wie im politisch-gesellschaftlichen Leben ließ sich offenbar auch im Katholizismus Altes, Überholtes trennen von Neuem, Zukunftsfähigem, und an diesem Aufbruch nahmen sie begeistert teil. Die Gemeinschaft von Jungen und Mädchen im Leben des Quickborn – neu und unerhört, von der Kirche kritisch bäugt – war für die Jugendlichen eine wichtige Lebenserfahrung. Das Erlebnis der Gemeinschaft bedeutete für die meisten eine Ausweitung ihrer selbst und zugleich eine Stärkung ihrer Individualität, wurde die Gemeinschaft doch erst durch das aktive Tun eines jeden einzelnen und aller gestiftet. Sie äußerte sich in neuen Formen religiöser Praxis: von der liturgisch gestalteten Messe am Morgen bis zur abendlichen Gesprächsrunde mit Romano Guardini im Rittersaal um eine brennende Kerze geschart – von den meisten Teilnehmern und Teilnehmerinnen als Höhepunkt der Tage in Rothenfels empfunden¹⁴. Solche Erfahrungen von Erneuerung und Aufbruch bestätigten den Jugendlichen, abgelebte, erstarrte Formen in religiöser Praxis und Lebensführung überwunden und – auch in der Kirche – die Zukunft für sich zu haben.

Waren sie „Enterbte“? Gründels Analyse der Nachkriegsjugend galt wohl allein den männlichen Jugendlichen, auf die Haselünnerinnen traf sie nicht zu. Obgleich ihre spätere Position in der bürgerlichen Gesellschaft – sei es als Ehefrau oder in einem Beruf, der ihnen eine auskömmliche Existenz garantieren konnte – ganz ungewiß war, konnten sie sich schwerlich durch die Krisen der Gegenwart um eine aussichtsreiche Karriere beraubt fühlen, die für ihre Mütter, die Frauen der Vorkriegszeit, nie bestanden hatte. So leiteten sie denn auch aus ihrer Lebenssituation trotz all der bitteren Erfahrungen ihrer jungen Jahre keine besondere „Sendung“ ab.

Die Katastrophe des Krieges hatte für sie eine andere Konsequenz: Sie nutzten die Chancen, die sich für sie nach dem Untergang der alten Welt auftaten. Bürgerliche Konventionen mußten sie nicht einschränken, sofern deren fortdauernde Geltung

¹⁴ *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*, Romano Guardini 1885–1968. Leben und Werk (Mainz 1995) 181.

sie nicht weiter überzeugte und sie die Selbstsicherheit aufbrachten, aus dieser Erkenntnis auch gegen Widerstände praktische Folgerungen zu ziehen. In der Jugendbewegung hatten sie eine unbürgerliche Lebenspraxis kennengelernt. Sie hatten Gelegenheit gehabt, neue Verhaltensformen zu erproben und Freude am einfachen Leben zu empfinden. Das waren günstige Voraussetzungen dafür, ausgetretene Pfade zu verlassen und neue Wege für ihre Lebenssituation zu finden. Meist kam es darauf an zu experimentieren nach der von ihnen gern geäußerten Formel: „Wir wurschtelten uns so durch“, was nicht selten bedeutete, Lösungen für familiäre Notsituationen oder Nischen für eine berufliche Tätigkeit zu finden und Provisorien als Chancen für sich zu akzeptieren. Diese Haltung war den turbulenten Zeitläuften und den Unsicherheiten ihrer beruflichen Situation angemessen.

Die Situation in den einzelnen Berufen unterschied sich sehr voneinander und verlangte von den Haselünnerinnen Phantasie, Beharrlichkeit und Anpassungsbereitschaft, um eine befriedigende Arbeit und eine sichere Existenz zu finden und in den wechselvollen Zeitumständen durchzuhalten. Die Wege der Haselünnerinnen in den Berufen, die sie mehrheitlich wählten – Apothekerin, Ärztin, Lehrerin, Juristin – verliefen selten gradlinig. Das Leben der Apothekerinnen und Ärztinnen scheint noch am stabilsten verlaufen zu sein, weniger angefochten von den Gefährdungen der Zeit. Die Apothekerin, die die väterliche Apotheke übernahm und ein Leben lang weiterführte, die Ärztin, die mit ihrem Mann eine Gemeinschaftspraxis eröffnete – sie mochten in den schwierigen Zeiten ihre Probleme gehabt haben, Geschäft und Praxis dauerhaft zu sichern, aber sie konnten ihr Leben auf eine Existenz gründen. Anders erging es den Lehrerinnen. Sie fanden oft erst nach langen Jahren der sogenannten Wartezeit, in der sie verschiedene, nicht selten fachfremde Aufgaben wahrgenommen und in anderen Berufsfeldern Erfahrungen gesammelt hatten, eine Stelle im Schuldienst.

Am schwierigsten gestaltete sich die Laufbahn der Juristinnen. Ihnen waren erst nach langen Auseinandersetzungen im Jahre 1922 alle Berufe der Rechtspflege geöffnet worden, schon bald nach dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wurden sie ihnen wieder verschlossen¹⁵.

Eine ganze Reihe der Haselünnerinnen hatte Jura studiert und mußte sich nun mit den wechselnden Bestimmungen auseinandersetzen. Nur einer von ihnen – Hildegard Gethmann (Jg. 1903) – gelang es noch, im Jahre 1935 die Zulassung als Rechtsanwältin zu erlangen, bevor den Frauen ab 1936 dieser Weg verbaut wurde. Andere, die es ihr hatten nachtun wollen oder das Amt einer Richterin oder Staatsanwältin erstrebten, mußten sich beruflich anders orientieren:

Gertrud Veltman (Jg. 1911) trat wenige Wochen vor Beginn des Krieges als Sachverständige in ein weltbekanntes Industrieunternehmen ein und verdankte ihre Stelle, wie man ihr unzweideutig zu verstehen gab, dem Umstand, daß Männer nicht mehr in ausreichendem Maße zur Verfügung standen.

¹⁵ *Deutscher Juristinnenbund* (Hrsg.), *Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation 1900–1989* (Frankfurt 1989) 6–21. Vgl. hierzu auch: *Claudia Huerkamp*, *Bildungsbürgerinnen* 274–295.

Barbara von der Heyden (Jg. 1907) arbeitete zunächst als juristische Hilfsarbeiterin in einem Berliner Anwaltsbüro, dann als Landwirtschaftsgehilfin auf einem schwäbischen Bauernhof und wurde schließlich im Jahre 1944 in einer Rechtsberatungsstelle in Karlsruhe dienstverpflichtet – ein Lebensweg, der beispielhaft zeigt, welche Flexibilität und Anpassung an veränderte Bedingungen von den Frauen dieser Generation aufgebracht werden mußten. Ihre eigentlichen Karrieren erlebten diese Frauen erst in der Bundesrepublik:

Hildegard Gethmann gründete mit Kolleginnen den Juristinnenbund und kämpfte von dieser Position aus für eine zeitgemäße Entwicklung des Familienrechts in der Bundesrepublik Deutschland. Gertrud Veltman wurde zu Beginn der siebziger Jahre zur ersten und einzigen Direktorin, die die Firma Mannesmann je hatte. Barbara von der Heyden wirkte in den letzten zehn Jahren ihres beruflichen Lebens als Richterin am Hessischen Landessozialgericht in Darmstadt.

Andere Lebensläufe gestalteten sich komplizierter. Die drei genannten Haselünnerinnen – Hildegard Gethmann, Gertrud Veltman und Barbara von der Heyden – waren unverheiratet, eine Tatsache, die auf ihren beruflichen Lebensweg nicht ohne Einfluß geblieben war, und das in zweifacher Hinsicht: Einerseits hatten sie sich, unbeschwert von Familienpflichten, ganz ihrer beruflichen Tätigkeit widmen können. Andererseits – und das war wohl entscheidender – war ihre Konzentration auf eine außerhäusliche Erwerbsarbeit existenznotwendig. Es gab keinen Ernährer, der für sie eintreten konnte; sie hatten nicht die Möglichkeit, sich in ungünstigen Zeiten für eine Weile in eine private Existenz zurückzuziehen. Sie hatten selbst für ihr Leben einzustehen: eine allgemeine Maxime, die sich in ihrem Leben freilich unübersehbar konkretisierte.

Für die verheirateten Frauen, die die Verantwortung für Kinder trugen und neben ihren familiären Pflichten nach einer Berufstätigkeit strebten, war die Lage schwierig. Ihr Wunsch ließ sich in der Regel nur mit einem Höchstmaß an Erfindungsgabe und Organisationstalent verwirklichen. Es gab Haselünnerinnen, die diese Fähigkeiten aufbrachten und sich auf ein Abenteuer einließen. Keiner von ihnen gelang eine Anstellung auf Dauer oder eine kontinuierliche Berufstätigkeit in anderer Form, auch wenn sich die meisten von ihnen immer wieder sachlichen Aufgaben widmeten.

Die Ärztin, die mit ihrem Mann eine gemeinsame Praxis unterhielt, bestimmte selbst in Absprache mit ihm Art und Ausmaß ihres Wirkens, und von den Prioritäten, die sie setzte, hing es ab, ob sie sich mit der Rolle einer Helferin ihres Mannes begnügte oder sich als Kollegin engagierte. Andere Haselünnerinnen mußten sich auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt behaupten. Und da waren es nicht allein Veränderungen der familiären Situation – neue Positionen des Mannes, Wechsel des Wohnortes –, die eine regelmäßige Berufstätigkeit der Frauen unterbrachen; auch Arbeitsangebote waren nicht immer leicht zu finden.

Rigide staatliche Bestimmungen schränkten ihre Chancen nicht unerheblich ein. Lehrerinnen waren im Kaiserreich verpflichtet gewesen, bei einer Verheiratung aus ihrem Beruf auszuschcheiden. Mit solchen Diskriminierungen wollte die Weimarer Republik aufräumen. Und in der Tat stellte der Artikel 128, Absatz II

der Weimarer Verfassung fest: „Alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte werden beseitigt.“ Die Praxis sah freilich anders aus. Im Zuge des Personalabbaus im öffentlichen Dienst wurde der Ausschluß verheirateter Beamtinnen weiter betrieben. Dieses Vorgehen wurde schließlich mit dem Gesetz über die „Rechtsstellung der weiblichen Beamten“ im Jahre 1932 bestätigt, das die Entlassung der weiblichen Beamten bei einer Verheiratung vorsah, sofern sie wirtschaftlich versorgt waren¹⁶. Keine der verheirateten Lehrerinnen unter den Haselünnerinnen hat ihren Beruf ausgeübt.

Einschränkend wirkte sich auch das im selben Gesetz verfügte Verbot des sogenannten „Doppelverdienertums“ aus. Mit dieser Begründung mußte trotz des großen Bedauerns ihrer Vorgesetzten Hedwig Bolterauer ihre Stellung in der Nationalbibliothek in Wien aufgeben, obgleich das Gehalt ihres Mannes, eines Mittelschulprofessors, für eine fünfköpfige Familie nicht gerade üppig war.

Neben solchen Behinderungen durch staatliche Vorschriften konnte auch die nicht abgeschlossene Professionalisierung eines Studienfaches die Suche nach einer Berufstätigkeit erschweren. Das war der Fall der Psychologie, die sich erst allmählich aus der Philosophie als eigenständige Disziplin herausbildete und für ihre Absolventen noch keine spezielle Berufsausbildung vorsah¹⁷. Hedwig Bolterauer, bei Karl Bühler in Wien im Fach Psychologie promoviert, mußte sich daher nach anderen – auch fachfremden – Möglichkeiten umsehen und entschloß sich zu einer zusätzlichen Ausbildung zur Wissenschaftlichen Bibliothekarin. Nach ihrer Entlassung aus der Nationalbibliothek bemühte sie sich innerhalb dieses Berufes um neue Aufgaben. So baute sie in den 30er Jahren in Wien Arbeiterbüchereien auf und leitete sie, bis sie von den Nationalsozialisten nach dem Anschluß Österreichs aus dieser Stellung vertrieben wurde. Da auch dieser Berufsweg verschlossen war, begann sie mitten im Krieg in Berlin ein Medizinstudium, das sie zwar nach zwei Semestern wieder aufgab, doch kehrte sie mit einer wichtigen Information nach Wien zurück: Dort bilde August Aichhorn, ein Schüler Sigmund Freuds, Psychoanalytiker aus. Diese Nachricht gab ihrem Leben eine neue Wendung. In gewisser Hinsicht konnte sie an ihr Psychologiestudium anknüpfen und mit ihrer Ausbildung zur Psychoanalytikerin vollenden. Noch im Alter von neunzig Jahren wirkte sie in diesem Beruf zum Wohle ratsuchender Menschen.

Auch wenn sich bei nicht wenigen Frauen meiner Untersuchungsgruppe ein lebhaftes Interesse an einer Berufstätigkeit und ein großes Engagement bei der Verfolgung ihrer Ziele beobachten lassen, ist der geschilderte Lebenslauf doch exzeptionell. Die Mehrheit der Mütter hat sich ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet und jeden anderen Ehrgeiz aufgegeben. Das leise Bedauern mancher Eltern, die viele Opfer für die Ausbildung ihrer Töchter gebracht hatten, das ihnen nun vergebens schien, konnte nicht ins Gewicht fallen, folgten die Mütter

¹⁶ Dazu *Claudia Huerkamp*, Bildungsbürgerinnen 215–223.

¹⁷ *Mitchell G. Ash*, Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus, in: *Mitchell G. Ash, Ulfried Genter* (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert* (Opladen 1985) 45–82.

doch einer unabweisbaren Pflicht, wie sie der allgemeine Verhaltenskodex vorschrieb. Der Zweite Weltkrieg mit seinen Verlusten war es, der solche Vorschriften lockerte oder ganz außer Kraft setzte: Es verstand sich von selbst, daß Kriegerwitwen für ihre Kinder sorgen und dazu die Aufgabe des Vaters und Ernährers mit übernehmen mußten. Wieder war es der Krieg, der die Verhältnisse durcheinanderwarf, der Verlust und Trauer mit sich brachte und zugleich die Chance, neue Wege zu gehen, mit ihrem Leben – freilich unter erschwerten Bedingungen – zu experimentieren und Karrieren in einem Alter zu erreichen, die sie nicht für möglich gehalten hatten. Aber wenn diese Erfolge sie auch mit Freude und Stolz erfüllen mochten, so vergaßen sie nicht, daß sie letztlich auf eine Ausnahmesituation zurückgingen, die nicht unbedingt eine neue Ordnung oder eine Veränderung von Verhaltensnormen begründen konnte¹⁸.

Eine Untersuchung der gewählten und praktizierten Lebensformen bestätigt diese Einstellung. Die ledigen Haselünnerinnen vermeiden es, wenn sie es nur eben einrichten können, allein zu leben. Die heute verbreitete „Single“-Existenz wäre ihnen fremd und ganz und gar nicht erstrebenswert erschienen. Ihre Vorstellung eines gelungenen und erfreulichen Lebens spielte sich in Familien ab, so wie es ihnen ihre Eltern vorgelebt hatten. Da sich ihnen diese Möglichkeit durch Heirat und die Geburt von Kindern nicht geboten hatte, suchten sie nach anderen Formen familiären Lebens, die nicht in jedem Fall verwandtschaftliche Beziehungen voraussetzten. So hat Helene Hoppe, eine Studienrätin, mit einer Kollegin ein gemeinsames Leben geführt, das erst mit dem Tod der Freundin endete. Die meisten ledigen Haselünnerinnen suchten freilich, die Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie zu intensivieren. Hildegard Gethmann war froh, in der Nähe ihrer verheirateten Schwester zu leben, und pflegte enge Kontakte zu deren Familie. In ihrem hohen Alter kehrte sie in ihr Elternhaus zurück. Andere lebten viele Jahre in und mit der Familie ihrer Schwester oder ihres Bruders, die für sie eine eigene: ihre Familie bedeutete. Ihre Einstellung zu dieser unterschied sich nicht von jenen, die üblicherweise mit Familien verbunden werden. Bei auftretenden Problemen waren sie bereit, die Bedürfnisse ihrer Angehörigen über die Interessen ihrer Karriere zu stellen. So verzichtete Gertrud Veltman, nachdem sie nur wenige Jahre die Position der Direktorin ihres Unternehmens mit Freude ausgefüllt und sich ihrer Privilegien erfreut hatte, auf diese Tätigkeit und zog sich mit 61 Jahren ins Privatleben zurück. Nach der Erkrankung ihres Bruders, in dessen Haushalt sie lebte, sah sie ihre Aufgabe darin, ihre Schwägerin bei seiner Pflege zu unterstützen.

Was die Frauen dieser Altersjahrgänge verband und sie – wenn man es so sehen will – zu einer Generation zusammenschloß, waren die gemeinsam erlebten einschneidenden zeitgeschichtlichen Ereignisse, die unübersehbar in ihr Leben hineinwirkten und sie zu produktiven Antworten herausforderten. Zwei Weltkriege hatten die ihnen vertraute Welt grundlegend verändert: Aus dem Untergang der Vorkriegswelt hatten sie neue Perspektiven für ihre Lebensgestaltung gewonnen.

¹⁸ Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit* (Frankfurt a.M. 1986) 254f.

Schulbesuch und Studium hatten ihnen neue Tätigkeitsfelder eröffnet, die sie mit Freude und jugendlichem Engagement ausfüllten. Manche Wege verloren sich in den 30er Jahren wieder. Die Herrschaft der Nationalsozialisten bedeutete für manche einen tiefen Einbruch in ihre Existenz. Die beiden jüdischen Mitschülerinnen, tief getroffen und in ihrem Leben bedroht, konnten sich am Ende nach Südamerika retten. Bemühungen einiger Haselünnerinnen, den Kontakt zu ihnen in der Nachkriegszeit wiederzubeleben und sie nach Deutschland einzuladen, schlugen fehl. Die beiden Jüdinnen hatten offenbar kein Interesse, das Land wiederzusehen, das sie so schmachlich aus ihrer Heimat vertrieben hatte.

Liest man in Briefen, die Haselünnerinnen in den Jahren 1933 und 1934 miteinander gewechselt haben, gewinnt man den Eindruck, auch sie fühlten sich verfolgt und bedroht. „In unseren Bekanntenkreisen“ schreibt eine von ihnen im Oktober 1933, „ist durch Abbau so viel Not und Kleinmut, daß man gar nicht weiß, wie helfen. In den Berliner Ämtern zeigt sich die allgemeine Tendenz, alles, was katholisch war, mit Zentrumspolitik zu identifizieren und sie dementsprechend abzubauen. F. K. ist auch ohne Pension abgebaut.“ Begreiflicherweise konnte man zu einem so frühen Zeitpunkt das grauenhafte Ausmaß der Judenverfolgung nicht voraussehen, aber war die Konzentration auf das katholische Schicksal nicht geeignet, den Blick auf das Leiden der Juden zu verdecken? Ob freilich die in diesem Brief vertretene Meinung unter den Haselünnerinnen vorherrschte und ob die beschriebenen Erfahrungen auch die eigenen wiedergeben, läßt sich nicht eindeutig ermitteln. Eine Mehrheit von ihnen wird sich vermutlich wie schon so oft „durchgewurschelt“ haben.

Der Zweite Weltkrieg räumte manche dieser neu geschaffenen Hindernisse notgedrungen wieder weg: Juristinnen, die im angestrebten Beruf nicht hatten arbeiten können, wurden nun zu juristischer Tätigkeit dienstverpflichtet, andere nahmen die Stellen an, die durch den Weggang der Männer frei geworden waren.

Vergleicht man die Frauen der „Jahrhundertgeneration“ mit der Generation ihrer Mütter, so fallen bei den Jüngeren die höheren Bildungsabschlüsse und ihre Berufstätigkeiten auf. Sollte dies das Unterscheidungsmerkmal zwischen diesen beiden Generationen sein? Eine Antwort setzt eine genauere Untersuchung der älteren Generation voraus. Zu ihr gehörten nicht allein die in der Regel zwischen 1870 und 1880 geborenen Mütter der Schülerinnen, sondern auch die Vertreterinnen der Frauenbewegung, die den Frauen das Recht auf Studium und Beruf erstritten hatten; gehörten die Ursulinen in Haselünne, die selbst die Bildungsmöglichkeiten ihrer Zeit ausgeschöpft und ihren Schülerinnen den Weg zu deren Zielen geebnet hatten.

Die meisten Schwestern hatten zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Lehrbefähigung für höhere Mädchenschulen erworben und legten einige Jahre später die Oberlehrerinnenprüfung ab. Die um einige Jahre Jüngeren gelangten über den sogenannten „vierten Weg“ zum Universitätsstudium¹⁹. Das geschah zweifellos im

¹⁹ Der sogenannte „vierte Weg“ öffnete Lehrerinnen den Zugang zu einem Universitätsstudium. Vgl. die „Abänderungen der bisherigen Vorschriften für die Oberlehrerinnenprü-

Interesse der Schule in Haselünne, die im Hinblick auf ihre weitere Entwicklung über eine ausreichende Zahl akademisch gebildeter Lehrerinnen verfügen mußte. Aber die Schwestern meinten nicht allein dem höheren Auftrag zu folgen, sie waren dankbar, die Chance zu einem Studium zu erhalten. Der Bildungswille verband sie mit ihren späteren Schülerinnen. Auch in der Intensität ihres beruflichen Wirkens standen sie den Jüngeren nicht nach. An Mater Theresia Breme (Jg. 1873) läßt sich die Vielfalt der Aktivitäten studieren. Sie war Lehrerin, Ordensschwester, Schriftstellerin und als Leiterin von Schule und Kloster in schwierigen Zeiten einer Unternehmerin vergleichbar. Mit Souveränität und Geschick verhandelte sie mit Stadt, Staat und kirchlichen Behörden, bis im Jahre 1941 auch ihre Kunst am Ende war: Ihre Schule wurde aufgelöst und in eine NAPOLA umgewandelt; die Schwestern wurden aus ihrem Kloster vertrieben.

Vergleicht man die beiden Generationen nach den Kriterien Bildungsabschlüsse und Berufstätigkeit scheinen die Unterschiede nicht so deutlich und hart zu sein, wie der Blick auf den Krieg als bestimmendes Ereignis und Erlebnis zunächst suggerierte. Manche Leistungen der Jüngeren waren von den Älteren vorgeprägt und vorbereitet. Die „Jahrhundertgeneration“, die solche Aspirationen als ihre eigenen erkannte, nahm als Verpflichtung auf, was ihr als unvollendet, als vergebens erhofft überkommen war. Nicht zuletzt aufgrund ihrer jüngsten geschichtlichen Erfahrungen suchten sie die Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland im Sinne einer tatsächlichen Gleichstellung der Frau zu beeinflussen. In diesem Sinne haben sich die Juristinnen um Hildegard Gethmann in den restaurativen 50er Jahren engagiert. So betrachtet hat jede Generation auf ihre Weise und nach ihrem Vermögen zur geschichtlichen Entwicklung beigetragen.

Das zeigte die bisherige Untersuchung, die an bestimmten Merkmalen Generationsbildung zu erkennen suchte: am Bildungswillen, der sich in Schullaufbahn und Studium äußerte, und am öffentlichen Wirken im Beruf. Während in beiden Generationen, bei Lehrerinnen und Schülerinnen, ein starkes Bildungsinteresse vorhanden war, konnten erst die Jüngeren ihre Ziele erreichen. Es waren die Schulreformen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die die Voraussetzungen schufen, daß sie die Abiturprüfung ablegen, studieren und einen akademischen Beruf ausüben konnten. Untersucht man die gewählten Lebensformen der älteren und jüngeren Jahrgänge, so zeigt sich freilich, daß ältere Normen weiblichen Lebens weiterhin bestimmend geblieben sind und die Einstellungen der ledigen und verheirateten Frauen prägten. Es fragt sich freilich, ob die Haselünnerinnen diesem Urteil zugestimmt hätten.

Eine von ihnen, Josefa Fischer-Erling, hat sich im Jahre 1928 in einer Zeitschrift des Quickborn mit „einem Problem unserer Zeit“ auseinandergesetzt und dabei den Generationenbegriff als unterscheidendes Kriterium eingeführt²⁰. Die Auto-

fung“ (1909), abgedruckt in: *Emmy Beckmann* (Hrsg.), *Die Entwicklung der höheren Mädchenbildung in Deutschland von 1870–1914*, dargestellt in Dokumenten (Berlin 1936) 177.
²⁰ *Josefa Fischer-Erling*, *Zu einem Problem unserer Zeit*, in: *Helene Helming* (Hrsg.), *Der neue Ring. Zeitschrift für Mädchen und junge Frauen* (M.-Gladbach 1928) 113–116.

rin, Jg. 1900, lange Jahre im Quickborn aktiv und in Leitungsfunktionen tätig, Juristin, später Mutter von vier Kindern, wollte in ihrem Aufsatz mit ihren Leserinnen eine neue Einstellung zur Moral finden, die „in einer Zeit der Verworrenheit“, in der viele Begriffe einen „ungeheuren Umsturz“ erfahren haben, keine Orientierung mehr gäbe. In ihrer Zeitanalyse traf sie klare Unterscheidungen zwischen den Erfahrungen und Anschauungen zweier Generationen, der älteren und der gegenwärtigen: „Wir sind Menschen unserer Zeit, aber nicht einer früheren Generation.“ Für ihre Generation gelte: „Wir sind nicht mehr eingelullt in das warme Bett gegebener Sitten und Anschauungen, wo wir behaglich schlummernd, doch gut und sicher durchs Leben kamen.“ Was sie geprägt habe, sei, „dass wir unseren Körper neu entdecken mussten, der in der vorigen Generation gedarrt und gehungert hatte“. In der Überwindung einer jahrhundertelangen Leibfeindlichkeit sieht sie den entscheidenden Wandel, der sich in ihrer Generation – nicht zuletzt durch die Jugendbewegung – vollzogen habe. Der Gehemtheit und Unterdrückung, den entleerten bürgerlichen Konventionen der älteren Generation setzt die jüngere die Befreiung des Körpers und die Versöhnung mit der Natur entgegen. So glücklich und dankbar Josefa Fischer-Erling diese Entwicklung konstatiert, so beunruhigt ist sie von anderen Erscheinungen. Dem offensichtlichen Verlust moralischer Maßstäbe möchte sie mit einer neuen Begründung der Moral begegnen.

Hatte die Autorin mit der Entdeckung des Körpers ein Merkmal zur Unterscheidung der beiden Generationen gefunden, verdunkelte sich der Begriff doch in dem Augenblick, wo sie ihn zur Beschreibung der gegenwärtigen Jugend benutzen wollte: Diese zeichne sich durch eine Fülle ganz unterschiedlicher Einstellungen aus zwischen konventioneller Moral und sexueller Libertinage, so daß sich offenkundig keine befriedigende Einheit mehr herstellen ließ – eine Erkenntnis, die die Beobachterin besorgt registrierte. Sie empfand den Zwiespalt derjenigen, „die ... zwischen beiden Lebensformen“ stehen. Sie, die in der freieren Lebenspraxis der Jugendbewegung die entscheidende Prägung ihres Lebens erfahren und sich durch sie von der Generation ihrer Eltern unterschied, hatte doch nichts gemein mit denjenigen unter den Jungen, die keine Begrenzung ihrer Freiheit hinzunehmen bereit waren.

So bleibt die Verwendung des Generationenbegriffs ambivalent. Tiefreichende Veränderungen des Bewußtseins vollziehen sich eher langsam über die Jahrzehnte hinweg und prägen Mentalitäten in langfristigen Prozessen, die über die Generationenfolge hinausweisen. Das zeigt die Untersuchung der Haselünnerinnen: Bei allen Veränderungen in ihren Deutungen, Einstellungen und Zielen gibt es grundlegende Überzeugungen, die sich im zeitlichen Wandel durchhalten. Eine Verwendung des Generationenmodells in der geschichtswissenschaftlichen Forschung, das neben den Altersjahrgängen auch die jeweilige Lebenspraxis berücksichtigt, scheint mir sinnvoll, wenn die zugrundeliegenden langfristigen mentalen Wandlungen nicht außer Acht gelassen werden.

Personenregister

Kursiv gesetzte Seitenzahlen beziehen sich auf Nennungen im Anmerkungsapparat.

Aus den dortigen Literaturnachweisen wurden allerdings nur solche Personennennungen berücksichtigt, die für die Abhandlungen von *inhaltlicher* Relevanz sind (z. B. Primärquellen o. Skizzierung d. Forschungsstandes/-entwicklung u. ä.).

- Abels, Kurt *XII*
Adenauer, Konrad 5, 107, 108, 110, 120,
152, 177, 180, 181, 182, 184
Adorno, Theodor W. 17, 25, 165
Ahbe, Thomas 203
Aichhorn, August 289
Ali, Tariq 110
Allerbeck, Klaus 166
Alverdes, Paul 139
Amendt, Günter 232
Apel, Erich 207
Arendt, Hannah *XIV*
Assmann, Aleida u. Jan 141
Augstein, Rudolf 107
Aust, Stefan 241
- Bachmann, Ingeborg 153
Badstübner, Evamaria 191
Bahrdt, Hans Paul 237
Bahro, Rudolf 6
Baier, Horst 110
Baltes, S. Peter B. 171
Banach, Jens 100
Bannas, Günther 165
Bar-On, Dan 24
Baumann, Michael 110
Bauß, Gerhard 110
Baxa, Jakob 143
Bebel, August 127
Beck, Ulrich 186
Becker, Rolf 166
Bell, Catherine 62
Benda, Ernst 231
Benn, Gottfried 134
Benneter, Klaus-Uwe 110
Benoist, Alain de 6
Bergmann, Uwe 110
Best, Werner 104
Beumelburg, Werner 139
- Biermann, Wolf 197, 206, 209
Bilstein, Johannes 38
Blisse, Camilla 150, 151, 153, 155, 157
Bloch, Ernst 237
Blücher, Viggo Graf 160, 161, 162, 163,
164, 171, 178, 183, 184, 186, 230
Böhme, Hans-Joachim 201
Boehm, Max Hildebert 116
Böwe, Kurt 201
Bohnsack, Ralf 37, 48
Bolterauer, Hedwig 289
Bourdieu, Pierre 40
Brand, Volker 60
Brandt, Peter 234
Brandt, Willy 107, 181, 182, 186
Breitsamer, Joachim 37, 170
Breme, Theresia 285, 286, 292
Brinkmann, Rolf Dieter 157
Broszat, Martin 145
Bruch, Rüdiger vom 165
Bruder, Almuth u. Klaus-Jürgen 207
Brückner, Peter 110
Brumlik, Micha 29, 167
Bruyn, Günter de 202
Buchhofer, Bernd 37, 171
Buddrus, Michael *XII*
Bude, Heinz 1, 38, 47, 48, 49, 65, 66, 68,
160, 166, 178, 183, 189, 207, 208, 209, 230,
231
Bühler, Karl 289
Buford, Bill 62
Burckhardt, Jacob 141
- Carow, Heiner 201
Caruth, Cathy 63
Cassirer, Ernst 68
Castro, Fidel 181
Chemnitzer, Johannes 201
Cocker, Joe 211

- Cohn-Bendit, Daniel 110
 Comte, Auguste 66, 128
 Conze, Werner 101
 Corsten, Michael XI
- Dähnhardt, Heinz 119
 Dahrendorf, Ralf 107, 108
 Daniel, Ute XI, 266, 279
 Dawes, Charles G. 126
 Dean, James 147
 Defoe, Daniel 180
 Demartini, J. R. 36
 Diederichs, Eugen 230
 Diem, Carl 135
 Dietrich, Hermann 121
 Dilthey, Wilhelm XI, 34, 35, 44, 162, 168,
 169, 171, 172, 176, 177
 Dingröve, Leopold 98, 143
 Dörr, Margarete 20
 Doerry, Martin 145, 165
 Dohms, Peter 135
 Dolezahl, Gabriele 249
 Dowe, Dieter XIV, 166
 Drawert, Kurt 209
 Droysen, Johann Gustav 12
 Dutschke, Rudi 110, 112, 182, 184
 Dwinger, Edwin Erich 139
 Dylan, Bob 211
- Ecarius, Jutta 167
 Ehmer, Josef 183
 Ehrenberg, Paul 137
 Eick, Jürgen 173
 Eick, Wilfried 236
 Eisenberg, Christiane 133
 Eisenstadt, Shmuel N. 60, 166
 Elias, Norbert VIII, 38, 147
 Emmerich, Wolfgang 193
 Ende, Michael 173
 Engels, Friedrich 238
 Engler, Wolfgang 193, 191, 194, 195, 203,
 208
 Enzensberger, Hans Magnus 6, 107, 173
 Erhard, Ludwig 182
 Erikson, Erik H. 8, 9
 Erling, bzw. Fischer-Erling, Josefa 292,
 293
 Eschenburg, Theodor 121
- Fallada, Hans 259
 Falter, Jürgen W. 166
 Fanon, Frantz 63
 Feickert, Andreas 138
- Feist, Günter 193, 201
 Felber, Horst 201
 Fend, Helmut 161, 218
 Fest, Joachim 107
 Feuer, Lewis S. 172
 Fichte, Johann Gottlieb 136
 Fiedler, Gudrun 165
 Fietze, Beate 166, 207
 Finch, Janet 59
 Fischer, Fritz 108
 Fischer, Karl 136
 Flitner, Andreas 159
 Flitner, Wilhelm 175
 Fogt, Helmut 96, 170, 176, 230, 231
 Freud, Sigmund 8, 17, 18, 23, 289
 Freyer, Hans 142
 Fried, Johannes 22
 Friedeburg, Ludwig von 36, 182
 Friedrich, Walter 37, 201, 210
 Friedrichs, Jürgen 37, 163, 171, 183, 185, 186
 Frohn, Werner 201
- Galenza, Roland 191
 Gallwitz, Max von 141
 Gaulle, Charles, de 4, 181
 Gaus, Günter 106, 112, 165, 192
 Geiger, Theodor 35, 116
 Gerhardt, Ezra 235, 248
 Gethmann, Hildegard 287, 288, 290, 292
 Geulen, Dieter 192
 Giesen, Bernd 176
 Gillis, John R. 50, 207
 Glaeser, Ernst 98, 175
 Glatzel, Frank 118, 122
 Goebbels, Josef 119, 123, 124, 132, 140
 Göschel, Albrecht 192, 194, 207
 Goethe, Johann Wolfgang von 68, 159
 Goldbach, Joachim 201
 Gorbatschow, Michail 210
 Gothein, Eberhard 142
 Gramsci, Antonio 6
 Grass, Günther 107
 Gress, Wolfgang 201
 Großmann, Werner 201
 Gründel, Ernst Günther 97, 98, 124, 284,
 286
 Grüttner, Michael XV
 Guardini, Romano 286
 Günther, Albrecht Erich 142
 Guevara, Ernesto Che 237
- Haase, Horst 201
 Habermas, Jürgen 107, 165, 173, 186, 231

- Hahn, Alois 62
 Hailey, Bill 147
 Halbwachs, Maurice 8
 Hall, Stuart 65
 Harig, Ludwig 133
 Harnisch, Kerstin 219
 Hassauer, Friederike 173
 Haubach, Theodor 119, 140
 Haug, Hans-Jürgen 232
 Havemeister, Heinz 191
 Hebdige, Dick 65, 67
 Heidegger, Martin 35, 246
 Heider, Ulrike 232
 Heller, Vitus 120
 Henkes, Klaus 201
 Hentig, Hartmut von 237
 Herbert, Ulrich *XV*, 97, 100, 177
 Herder, Johann Gottfried 128
 Herkommer, Sebastian 236
 Herrmann, Ulrich *X*, *XIV*, 37, 230
 Heuss, Theodor 180, 184
 Heyden, Barbara von der 288
 Hielscher, Friedrich 135, 137, 138, 139
 Hindenburg, Paul von 141
 Hitler, Adolf 65, 202, 256, 257, 270, 276
 Hörisch, Jochen 38, 50, 51, 54, 55
 Hofer, Walther 184
 Hoffmann, Hans-Joachim 201
 Hofmann, Michael 203
 Hohls, Rüdiger 23
 Holthusen, Hans Egon 155
 Honecker, Erich 188, 192, 197, 206, 219, 228
 Hoppe, Helene 290
 Horkheimer, Max 35
 Hornstein, Walter 171
 Hradil, Stefan 48
 Hübner-Funk, Sibylle 230
 Hugenberg, Alfred 121, 122
 Huinink, Johannes 220
 Hummitzsch, Manfred 201
 Huxley, Aldous 8

 Illies, Florian 51, 52, 53, 68, 187, 218
 Inglehard, Ronald 116

 Jaeger, Hans 95, 130, 172, 230
 Jahn, Friedrich Ludwig 141
 Jaide, Walter 66, 67, 166, 178, 179, 184, 185, 218
 Jakobs, Karl-Heinz 201
 Jaraus, Konrad H. 23
 Jaspers, Karl 108

 Jennings, Jeremy 63
 Jennings, Kent 166
 Jünger, Ernst 64, 133, 139, 140, 142
 Jung, Carl Gustav 8
 Jung, Edgar 124
 Junker, Wolfgang 201

 Kaas, Ludwig 120
 Kaderas, Brigitte 165
 Käsler, Dirk 35, 36
 Kästner, Erich 180
 Kahl, Reinhard 236, 242, 246
 Kaiser, Joachim 102
 Kapp, Wolfgang 257
 Kater, Michael H. 166
 Katz, Jack 62
 Kaufmann, Richard 161
 Keilson, Hans 22
 Kempowski, Walter 173
 Kennedy, John F. 107, 182
 Kertzer, David I. 59
 Kiesinger, Kurt Georg 151, 182
 Klafki, Wolfgang 103
 Klönne, Irmgard 265
 Koenen, Gerd 130
 König, Otto 201
 Köster, Christoph 49
 Kohl, Helmut 107
 Kohli, Martin 36, 59, 195
 Korth, Werner 201
 Koselleck, Reinhart 60, 61
 Kraushaar, Wolfgang *X*, 65, 159, 166, 178
 Krenzlin, Leonore 205
 Kreutz, Henrik 37
 Krockow, Christian Graf von 103
 Kroker, Herbert 201
 Krone, Heinrich 120
 Krüger, Hardy *XII*
 Kuhrig, Heinz 201
 Kunert, Günter 173, 201
 Kunzelmann, Dieter 110, 184

 Lambach, Walter 121
 Lamberz, Werner 201
 Lammers, Karl Christian 158
 Langbehn, Julius 67
 Lange, Andreas *XI*
 Langhans, Rainer 184
 Leggewie, Claus 67, 166, 207, 230
 Lehnert, Detlef 165
 Leisering, Lutz 54
 Lenin, Wladimir Iljitsch 12, 237
 Lepsius, Rainer M. 50

- Lethen, Helmut 97, 98
 Lettau, Reinhard 173
 Liebau, Eckart 167
 Liebel, Manfred 232
 Liebeneiner, Wolfgang XII
 Liedhegener, Antonius 49
 Lindner, Bernd 219
 Linse, Ulrich XIV
 Litt, Theodor 129, 166
 Litzmann, Karl 141
 Löns, Hermann 180
 Loewenberg, Peter 256
 Lohs, Karlheinz 201
 Lüders, Christian 171
 Lüdtke, Hartmut 37, 171
 Lüscher, Kurt XI, 59, 176
 Lukàs, Georg 8, 10, 35, 36, 38, 125, 130
 Lukasik, Michael 234, 246
 Luther, Martin 139

 Mählert, Ulrich 196
 Maenz, Paul 151
 Maessen, Hubert 232
 Mahraun, Arthur 122
 Maier, Lutz 201
 Mann, Erika 201
 Mann, Thomas 132, 134, 140, 272
 Mannheim, Karl VIII, XI, I, 7, 10–14, 33–
 52, 54–56, 59, 60, 62, 66, 67, 95, 96, 116,
 125, 130, 148, 149, 162, 167, 169, 170, 172,
 173, 174, 175, 176, 188, 189, 190, 199, 217,
 218, 226, 229, 230
 Mao Tse-tung 6, 229, 237
 Marcuse, Herbert 129, 130, 235
 Markowski, Paul 201
 Marx, Karl 4, 10, 237, 238
 Matthes, Joachim 37, 59
 Matthiesen, Ulf 48
 Matzke, Frank 98
 Maurer, Thomas 55
 May, Karl 180
 Mayer, Karl-Ulrich 220
 Meinecke, Friedrich 143
 Mentré, F. 34, 41, 65
 Merkel, Ina 187, 191
 Merker, Helga Margarete 167
 Merleau-Ponzy, Maurice 60
 Meuschel, Sigrid 197
 Meyer, Hansgünter 201, 202
 Meyer, Kurt 19, 20
 Meyer-Drawe, Käte 60
 Michel, Karl Markus 106
 Mirendorff, Carlo 119

 Mirmeister, Jürgen 110
 Mitscherlich, Margarete 29
 Molitor, Andreas 206
 Mommsen, Hans X, XIV, 107, 130
 Mommsen, Wolfgang J. 107
 Mooser, Josef 48
 Moses, Dirk 102
 Muchow, Hans-Heinrich 163, 164
 Mühlberg, Dietrich 193, 207, 212, 219
 Müller, Burkhard K. 167
 Müller, Hans-Rüdiger 167
 Müller, Heiner 173, 201
 Müller, Wolfgang C. 236
 Mussolini, Benito 131, 132

 Nagel, Hans 239
 Neckel, Wolfgang 233
 Neiber, Gerhard 201
 Neidhardt, Friedhelm 167
 Neumann, Wolfgang 31
 Neuner, Gerhart 201
 Niekisch, Ernst 99, 140
 Niemöller, Martin 155
 Niehammer, Lutz 174, 176, 183, 186, 189
 Nietzsche, Friedrich 10, 11, 12, 67, 175
 Nickel, Hans 243
 Nölting, Erik 140
 Novalis (Hardenberg, F. L. Freiherr von)
 35, 168, 169

 Ohnesorg, Benno 112, 182, 237
 Ollenhauer, Erich 127, 138, 141
 Opaschowski, Horst 54
 Opitz, Heinrich 201

 Papen, Franz von 124
 Parin, Paul 26
 Pauser, Susanne 53
 Petersen, Andreas 166
 Petersen, Julius 10, 11, 35, 39, 44, 149, 169,
 170, 176
 Peukert, Detlev J. K. 116, 135
 Pfeiffer, Jürgen XV
 Pfeil, Elisabeth 37, 162, 163, 183, 184, 185,
 186
 Picht, Georg 182
 Pinder, Wilhelm 10, 35, 39, 40, 42, 44, 149,
 170
 Planck, Ulrich 171, 179
 Plenzdorf, Ulrich 187
 Plessner, Helmuth 147, 172, 173, 177, 186
 Plum, Wolfgang 171
 Pörksen, Uwe 8

- Pötschke, Günter 201
 Preuß-Lausitz, Ulf 54, 167, 231
 Prosetzky, Werner 201
- Rabehl, Bernd 184
 Radebold, Hartmut XII
 Rahn, Helmut 247
 Ranke, Leopold von 128, 131, 142
 Rathenau, Walther 136, 140
 Reiche, Reimut 240
 Reichwein, Erwin 236
 Reinecker, Herbert XII
 Remarque, Erich Maria 64, 143
 Reulecke, Jürgen X, XV, 1, 59, 61, 62, 64,
 115, 178, 185, 254, 283
 Rheinbaben, Rochus von 122
 Richert, Ernst 204
 Riedel, Manfred 166
 Ries, Henry 230
 Riesman, David 153
 Ritschl, Albert 79
 Ritschl, Dietrich VII
 Ritschl, Wolfgang 53
 Rittner, Volker 60
 Röhl, Wolfgang 250
 Roos, Peter X, XII, XIII
 Roseman, Mark 115, 217
 Rosenmayr, Leopold 166
 Rosenthal, Gabriele 24, 50, 51, 230
 Rosow, Irving 171
 Roth, Joseph 129
 Rothe, Werner 201
 Rühmkorff, Peter 173
 Ryder, Norman B. 37, 38, 162, 170
- Sackmann, Reinhold 39, 51
 Salomon, Ernst von 132, 134, 139
 Scarry, Elaine 62
 Schabowski, Günter 201
 Schauwecker, Franz 139
 Schelling, Friedrich Wilhelm 146
 Schelsky, Helmut 39, 66, 67, 104, 160, 161,
 171, 174, 230, 279
 Schenk, Dietmar 165
 Schieder, Theodor 101
 Schildt, Axel X, 157, 158
 Schirach, Baldur von 123
 Schirmacher, Frank 173
 Schlegel, Friedrich VII
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 34,
 35, 167
 Schmied, Gerhard 171
 Schmitt, Carl 8, 62, 104
- Schneider, Christian 165
 Schneider, Hans Ernst 101
 Schönherr, Dietmar XII
 Schörken, Rolf XII
 Scholz, Ernst 122
 Schotte, Walter 124
 Schreiber, Georg 137
 Schreiber, Wilfrid 73
 Schröder, Klaus 191
 Schuler, Thomas 60, 167
 Schultheis, Franz 59
 Schultz-Hencke, Harald 123
 Schulz, Andreas VIII, 95, 233
 Schumann, Fritz 88
 Schumpeter, Joseph 80, 81
 Schwab, Jürgen 54
 Schwarzschild, Leo 139, 140
 Schwerte, Hans s. Schneider, Hans Ernst
 Seebacher, Brigitte 234
 Seidel, Helmut 201
 Seubert, Rolf XII
 Siegfried, Detlef 158
 Sikorski, Hans 137
 Simirenko, A. 36
 Simon, Annette 208
 Sjuganow, Gennadij 6
 Sloterdijk, Peter 6
 Solga, Heike 220, 227
 Sorel, Georges 12, 63, 132
 Spann, Othmar 143
 Spitzer, Alan B. 95, 172
 Spranger, Eduard 35, 39, 104, 163, 175, 176
 Springsteen, Bruce 211
 Spyri, Johanna 180
 Staadt, Jochen 110
 Stalin, Josef W. 131, 180
 Stegmann, Michael 54
 Steguweit, Heinz 139
 Stein, Hermann von 141
 Steiner, Uwe C. 38, 55
 Steinrücke, Margareta 49
 Stelly, Gisela 237
 Stiksrud, Arne 167, 230
 Stillke, Cordelia 165
 Stockhausen, Karlheinz 153
 Stoeckel, Walter 132
 Strasser, Gregor 123, 132
 Strauss, Anselm L. 68
 Strauß, Botho 6
 Strauß, Franz-Josef 151
 Stresemann, Gustav 121
 Stürmer, Michael 23
 Süskind, Wilhelm E. 98

- Suhrkamp, Peter 99
 Sywottek, Arnold 157
 Szydlik, Marc 195
- Tartler, Rudolf 90
 Tenbruck, Friedrich H. 60, 67
 Teufel, Fritz 106
 Thielicke, Helmut 230
 Thomas, Hans s. Zehrer, Hans
 Thomasius, Harald 201
 Tirpitz, Alfred von 121
 Trappe, Heike 220
 Treviranus, Gottfried 122
 Trilling, Lionel 61
 Trotha, Adolf von 263
 Tübke, Werner 201
 Turba, Kurt 201
 Turner, Victor 62
 Twain, Mark 180
- Ulbricht, Walter 181, 192, 197, 206, 207
 Unruh, Friedrich Franz 98
 Ury, Else 180
- VanGennep, Arnold 62
 Veltman, Gertrud 287, 288, 290
 Völter, Bettina 211
 Vogel, Hans Jochen 107
- Wagenbreth, Rolf 201
 Wagner, Hans 201
 Walser, Martin 6
 Wangh, Martin 256
 Waters, Mary C. 64
 Weber, Alfred 10, 122
- Weber, Hermann 196
 Weber, Max 68
 Wechsler, Eduard 98, 170
 Wehler, Hans-Ulrich 23, 107
 Wehner, Josef Magnus 139
 Weichelt, Wolfgang 201
 Weichmann, Herbert 233
 Weidenmann, Alfred XII
 Wekwerth, Manfred 201
 Wellendorf, Franz 232
 Westarp, Kuno Graf 121, 124
 Westernhagen, Dörte von 22, 27
 Westmeyer, Christoph (Pseudonym) 150,
 151, 153, 156, 157
 Weymann, Ansgar 37, 38, 40, 54
 Whelpton, Pascal K. 162
 White, Hayden 151
 Whitmann, Walt 140
 Wierling, Dorothee 193, 206, 207, 208
 Wilde, Oscar 67
 Wildt, Michael XV, 100
 Willis, Paul E. 65
 Winterhager-Schmid, Luise 69
 Woderich, Rudolf 209
 Wohl, Robert 116, 145
 Wolf, Christa 27, 173, 201
 Wolle, Stefan 191
 Wüllenweber, Walter 54
- Zadek, Peter 232
 Zehrer, Hans 98, 124
 Zinnecker, Jürgen 176, 181
 Zöllner, Christian 110
 Zwahr, Hartmut 193, 194, 219

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S. ISBN 3-486-51481-4 *vergriffen*
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 *vergriffen*
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 *vergriffen*
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-52871-8 *vergriffen*
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X *vergriffen*
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 *vergriffen*

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.): Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XVIII, 274 S. ISBN 3-486-55844-7
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.): Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.): Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, XII, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.): Anfänge politischen Denkens in der Antike. Griechenland und die nahöstlichen Kulturen, 1993, XXIV, 454 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.): Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.): Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.): Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.): Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.): Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.): Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.): Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibelexegese, 1996, XI, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0
- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S. ISBN 3-486-56085-9

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.): Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S. ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.): Theorien kommunaler Ordnung in Europa. 1996, IX, 268 S. ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.): Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.): Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, 248 S. ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XIX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.): Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S. ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.): Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XI, 275 S. ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, 345 S. ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.): Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit, 1914–1963, 2000, XX, 280 S. ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft unter der konsolidierten NS-Gewaltherrschaft (Herbst 1934 bis Herbst 1935) (mit Beiträgen von D. L. Bergen, G. Besier, A. Chandler, J. S. Conway, T. Fandel, F. Hartweg, H. Kiesel, H.-M. Lauterer, K.-M. Mallmann, H. Mommsen, I. Montgomery, G. Ringshausen, J. Schoeps, K. Schwarz, J. Smolik, M. Wolffsohn) 2001, XXVIII, 276 S. ISBN 3-486-56543-5

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 49 *David Cohen* (Hrsg.): Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen (mit Beiträgen von D. Cohen, J. Comaroff, J. Elster, C. A. Faraone, L. Foxhall, K.-J. Hölkesskamp, A. Maffi, J. Martin, W. I. Miller, C. Patterson, G. Thür, H. Versnel) 2002, VI, 206 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.): Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit (mit Beiträgen von Th. A. Brady, C. Fasolt, B. Hamm, S. C. Karant-Nunn, H. A. Oberman, H. R. Schmidt, E. Schubert, M. Schulze, T. Scott, H. Wenzel) 2001, XXII, 258 S. ISBN 3-486-56565-6
- 51 *Harold James* (Hrsg.): The Interwar Depression in an International Context (mit Beiträgen von Ch. Buchheim, F. Capie, P. Clavin, B. Eichengreen, G. D. Feldman, C.-L. Holtfrerich, H. James, A. Ritschl, M. Rosengarten, D. Rothermund, R. Skidelsky, S. Solomou) 2002, XVIII, 192 S. ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.): Deutschland und Italien, 1860–1960 (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, U. Wengenroth, R. Wörsdörfer) (in Vorbereitung)
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.): Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945 (mit Beiträgen von M. G. Ash, J. Court, H.-J. Dahms, H. Dainat, J. Elvert, A. Gerhard, F.-R. Hausmann, C. Knobloch, J. Lerchenmüller, L. Mertens, O. G. Oexle, W. Pape, K. L. Pfeiffer, H. W. Schaller) 2002, XXVIII, 373 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.): Chora und Polis (mit Beiträgen von J. Bintliff, M. Brunet, J. C. Carter, L. Foxhall, H.-J. Gehrke, U. Hailer, Ph. Howard, B. Iplikcioğlu, M. H. Jameson, F. Kolb, H. Lohmann, Th. Marksteiner, P. Ørsted, R. Osborne, A. Şanlı, S. Saprykin, Ch. Schuler, A. Thomsen, M. Wörrle) 2004, ca. 385 S., ca. 134 Abb. ISBN 3-486-56730-6
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts (mit Beiträgen von A. Doering-Manteuffel, E. François, K. Gabriel, S. Kott, C. S. Maier, H. Möller, J. Paulmann, D. Pollack, M. Sabrow, H.-P. Schwarz, H. Siegrist, M. Szöllösi-Janze, D. Willoweit, H. F. Zacher) 2004, ca. 350 S. ISBN 3-486-56768-3
- 56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.): Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit (mit Beiträgen von H. Altrichter, D. Beyrau, M. Brenner, G. Corni, R. Graf, W. Hardtwig, L. Hölscher, D. Kaufmann, I. Kershaw, F.-L. Kroll, W. Nerdinger, D. Neutatz, P. Nolte, L. Raphael, J. Reulecke, Th. Rohkrämer, K. Schlögel, E. Tenorth) 2003, X, 356 S. ISBN 3-486-56642-3
- 57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.): Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert) (in Vorbereitung)

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert* (mit Beiträgen von U. A. J. Becher, H. Bude, B. Giesen, G. Hardach, U. Herbert, U. Herrmann, T. A. Kohut, B. Lindner, H. Mommsen, L. Niethammer, B. A. Rusinek, A. Schildt, P. Schulz-Hageleit, D. Wierling, J. Zinnecker) 2003, XVIII, 300 S. ISBN 3-486-56747-0
- 59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): *Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus* (mit Beiträgen von G. Besier, U. Freitag, K. Hildebrand, M. Hildermeier, H. G. Hockerts, L. Klinkhammer, K. Schreiner) 2003, XIV, 156 S. ISBN 3-486-56748-9
- 60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.): *Parlamentarismus in Europa im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich* (mit Beiträgen von A. Biefang, A. Kaiser, A. Kimmel, M. Kittel, M. Kreuzer, H. Oberreuter, W. Pyta, M.-L. Recker, U. Thaysen, A. Wirsching) (in Vorbereitung)
- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.): *Geschichte im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas* (in Vorbereitung)
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.): *Sprache der Geschichte* (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff) (in Vorbereitung)
- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.): *Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts* (in Vorbereitung)
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.): *Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik* (in Vorbereitung)
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.), *Grounding the Mystic: Social, Cultural, and Geographical Perspectives on the History of Jewish and Christian Mysticism* (in Vorbereitung)

Sonderveröffentlichung

Horst Fuhrmann (Hrsg.): *Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung*, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. vergriffen
- 2 *Otto Pflanze*: Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer*: Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. vergriffen
- 4 *Eberhard Weis*: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. vergriffen
- 5 *Heinz Angermeier*: Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. vergriffen
- 6 *Gerald D. Feldman*: Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. vergriffen
- 7 *Erich Angermann*: Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. vergriffen
- 8 *Jürgen Kocka*: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S.
- 9 *Konrad Repgen*: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. vergriffen
- 10 *Antoni Mączak*: Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S.
- 11 *Eberhard Kolb*: Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. vergriffen
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*: Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. vergriffen
- 13 *Winfried Schulze*: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. vergriffen
- 14 *Johanne Autenrieth*: „Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S.
- 15 *Tilemann Grimm*: Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S.
- 17 *Hartmut Boockmann*: Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. vergriffen
- 18 *Wilfried Barner*: Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 19 *John C. G. Röhl*: Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. *vergriffen*
- 20 *Klaus Schreiner*: Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. *vergriffen*
- 21 *Roger Dufraisse*: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S.
- 23 *Jürgen Miethke*: Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S.
- 24 *Dieter Simon*: Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*: Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S.
- 26 *Johannes Schilling*: Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. *vergriffen*
- 27 *Kurt Raaflaub*: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*: Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*: Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S.
- 30 *Franz Bauer*: Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*: Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S.
- 32 *Johannes Fried*: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*: Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*: Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*: Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*: Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 37 *Ludwig Schmugge*: Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmakel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*: Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*: Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*: Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.
- 42 *Klaus Hildebrand*: Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S.
- 43 *Hans Eberhard Mayer*: Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkönigreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*: Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*: Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Rasonnement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall, Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesellschaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, 1991, 55 S.
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich; sie können über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstraße 15, 80539 München) bezogen werden.

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:

Arnold Esch

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

Manlio Bellomo

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

František Šmahel

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

Alfred Haverkamp

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

Hans-Christof Kraus

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:

Johannes Fried

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

Manfred Hildermeier

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

Knut Schulz

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

Werner Eck

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

Wolfram Pyta

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VIII, 202 S. ISBN 3-486-56300-9

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:

Eberhard Weis

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

Dietmar Willoweit

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

Aharon Oppenheimer

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

Stephen A. Schuker

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

Gerhard Schuck

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policey am Beispiel Bayerns

1998, VIII, 167 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:

Peter Pulzer

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

Gerhard Besier

„The friends ... in America need to know the truth ...“

Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

David Cohen

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

Wolfgang Reinhard

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

Lutz Klinkhammer

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S. ISBN 3-486-56420-X

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

Jan Assmann

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

Thomas A. Brady

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

Harold James

Das Ende der Globalisierung: Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

Christof Dipper

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen.

Felicitas Schmieder

„... von etlichen geistlichen leyen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt

2000, VI, 199 S., 7 Abb. ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

Winfried Schulze

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

Frank Kolb

Von der Burg zur Polis

Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

Hans Günter Hockerts

Nach der Verfolgung

Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

Frank-Rutger Hausmann

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“

Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

Ulrike Freitag

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat?

Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, 250 S., 16 Abb. ISBN 3-486-56557-5

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:

Michael Stolleis

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

Wolfgang Hardtwig

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

Diethelm Klippel

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

Jürgen Reulecke

Neuer Mensch und neue Männlichkeit.

Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Peter Burschel

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. ISBN 3-486-56641-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:

Wolfgang Reinhard

Geschichte als Delegitimation

Jürgen Trabant

Sprache der Geschichte

Marie-Luise Recker

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat.“

Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

Helmut Altrichter

War der Zerfall der Sowjetunion vorauszusehen?

Andreas Rödder

„Durchbruch in Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S., 2 Abb. ISBN 3-486-56736-5